

DAS ARGUMENT 153

Helmut Gollwitzer: Heinrich Böll	640
Wolfgang Fritz Haug: Zum hundertsten Geburtstag von Ernst Bloch	643
Günther Anders: Ersatz heute	647

Feministische Besetzungen

Michael Jäger/Gudrun Kohn-Wächter Carmen und die Revolution	648
Gabriele Dietrich Perspektiven feministischer Theologie	669
Kornelia Hauser Die CDU und die Frauenbewegung	687

* * *

R.Brückner: Regierungsterror und Befreiungskampf in Südafrika	697
J.Held: Politische Wirkungen von Bildern — Guernica	701
Ein ungarisches Konzept sozialistischer Warenproduktion (I.Balogh)	711
H. Paetow: Homo oeconomicus academicus	716
G.Spieß: Nachruf auf eine Frauenbuchreihe	723
<u>Diskussion:</u> Böhm/Weingarten: Feministische Evolutionsmythen	725
<u>Kongreßberichte:</u> Lebendiger Marxismus; Zukunft der Hochschule (BdWi); Volksuni Berlin (2.Teil); Lebensweltforschung und Geographie; Alternative Informationstechnik	728

<u>Besprechungen:</u> Machttheorien; Schriftsteller und Arbeiterbewegung; Türkische Literatur; Musik und Politik; Feministische Gesellschaftsentwürfe; Subjekt-Theorien; Islam	737
<u>Verfasser/innen:</u> Zeitschriftenschau; Summaries	786

DAS ARGUMENT

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter: Wolfgang Abendroth (Frankfurt/M.), Heinz-Harald Abholz (Berlin/W), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Jutta Brückner (Berlin/W), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Klaus Fritzsche (Gießen), Kuno Füssel (Münster), Werner Goldschmidt (Hamburg), Helmut Gollwitzer (Berlin/W), Heiko Haumann (Freiburg), Jutta Held (Osnabrück), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (Berlin/W), Urs Jaeggi (Berlin/W), Baber Johansen (Berlin/W), Arno Klönne (Paderborn), Thomas Metscher (Bremen), Reinhard Opitz (Köln), Wolfgang Pfaffenberger (Oldenburg), Brita Rang (Amsterdam), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Erich Wulff (Hannover)

Redaktion: Dr. Dieter Borgers, Wieland Elfferding, Dr. Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberdtitzl, Dr. Frigga Haug, Prof. Dr. W.F. Haug, Thomas Laugstien, Rolf Nemitz, Jo Rodejohann, Prof. Dr. Werner van Treeck

Autonome Frauenredaktion: Sünne Andresen, Dr. Dagmar Burgdorf, Ursula Czock, Claudia Gdaniec, Dr. Frigga Haug, Kornelia Hauser, Gisela Heinrich, Birgit Jansen, Marlies Koschinek, Hannelore May, Dr. Barbara Nemitz, Dr. Sigrid Pohl, Nora Rätzl, Heike Vetterlein

Geschäftsführung: Helga Karl

Argument-Verlag GmbH, Tegeler Straße 6, D-1000 Berlin 65,
Tel. 030/461 8049 (Verlag und Redaktion); 030/4619061 (Vertrieb)

Anzeigen (o.Tausch): Runze/Casper, Jungfernstieg 20, 1 Berlin 45, Tel. 030/7722443

Besprechungen

Philosophie

<i>Böhme, Gernot</i> : Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (<i>M. Weingarten</i>)	737
<i>Steil, Armin</i> : Die imaginäre Revolte. Untersuchungen zur faschistischen Ideologie und ihrer theoretischen Vorbereitung bei Georges Sorel, Carl Schmitt und Ernst Jünger (<i>T. Orozco/M. Zapata</i>)	738
<i>Schmitt, Carl</i> : Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes (<i>G. Klinger</i>)	739
<i>Kondylis, Panajotis</i> : Macht und Entscheidung. Die Herausbildung der Weltbilder und die Wertfrage (<i>R. Schlechtweg</i>)	741
<i>Taureck, Bernhard</i> : Die Zukunft der Macht (<i>A. Hillach</i>)	742

(Fortsetzung auf S.IX)

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1985 in 6 Heften (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 12,80 DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 9,80 DM. Jahresabo inkl. Versand 69,60 DM; Stud. etc. 55,80 DM. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten (1 1/2zeilig m. Rand) haben. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postcheck Berlin West 5745-108. BfG 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. — Satz: Barbara Steinhardt. Druck: Fuldaer Verlag-Anstalt. — 1.-7. Tausend September/Oktober 1985. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Belegangshinweis: Dieses Heft enthält in Teilaufgabe einen Prospekt der *Edition Westfälisches Dampfboot*.

Zum vorliegenden Heft

Die Aufsätze im Schwerpunkt dieses Heftes sind Eingriffe und Einlassungen in traditionell bürgerliche und männlich dominierte Bereiche.

Als Gudrun Kohn-Wächter und Michael Jäger auf der letzten Volksuni in Westberlin ihre Carmen-Analyse vorführten, waren die Teilnehmer begeistert. Es war beiden nicht nur gelungen, die Oper dem bürgerlichen Kulturbetrieb zu entreißen und ihren emanzipatorisch-politischen Gehalt herauszuarbeiten; sie hatten dies zudem an der Musik selbst demonstriert, und dies vor einem weitgehend musikalisch ungeschulten Publikum. In Hamburg führte ihr Vortrag dazu, daß sich eine Musikgruppe aus Laien bildete, die die Methode ihrer Analyse auch auf andere Musikstücke ausdehnen will. Bei solch einhelliger Zustimmung entschlossen wir uns, ihre Arbeit, in der Carmen als revolutionäre Gestalt entziffert wird, in unser Frauenheft aufzunehmen. Leider mußten wir die musikalischen Hörproben durch die Partiturseiten ersetzen. Aber vielleicht gelingt es auf diese Weise, die Scheu und Fremdheit vor der musikalischen Schrift abzubauen.

Über den Text von Gabriele Dietrich gab es eine Auseinandersetzung in der Frauenredaktion: Bibelexegese sei langweilig, vor allem, wenn die Autorin in den Formen des christlichen Glaubens bleibe. Was haben wir Frauen von der Beantwortung der Frage, ob Jesus ein Feminist war oder nicht? Mit Dorothee Sölles Text (in *Argument* 129) hatten wir weniger Schwierigkeiten, weil sie sich darin nicht explizit auf die Bibel stützte. Möglicherweise machen es uns unsere Schädigungen durch die institutionalisierte kirchliche Erziehung schwer, eine vorurteilsfreie Entscheidung zu treffen. Im Grunde wollen wir nicht wahrhaben, daß jemand sozialistisch, dann auch noch sozialistisch-feministisch und trotzdem gläubig sein soll. Es müßte uns aber gerade interessieren, wie andere Bewegungen ihre mit uns gemeinsame Perspektive einer befreiten Menschheit für sich formulieren, damit wir erfahren, ob und wie wir uns zusammenfinden können. Hier um so mehr, da Gabriele Dietrich materialistischer mit der Bibel umgeht als manche Marxistinnen und Marxisten. Wir können von ihr lernen.

Nora Rätzchel

Die neuen Leitsätze der CDU zur Frauen- und Familienpolitik haben wegen ihrer fast feministisch anmutenden Sprache großes Aufsehen erregt. Kornelia Hauser untersucht, was die CDU den Frauen wirklich verspricht und wie sie es einzulösen gedenkt. Sie kommt zu dem Resultat, daß unter der neuen Sprache die alten Ziele verfolgt werden: Individualismus, Familiarismus und Privatisierung.

In seiner aktuellen Analyse zur politischen Situation Südafrikas geht es Reinhard Brückner um Boykottmaßnahmen gegen die weiße Minderheitsregierung. Während der US-amerikanische Senat kürzlich bedeutende Handelsbeschränkungen beschlossen hat, sind die Deutsche und die Dresdener Bank immer noch die größten Geldgeber des südafrikanischen Apartheidsregimes.

Picassos *Guernica* entstand 1937 für den spanischen Pavillon auf der Weltausstellung in Paris. Nicht nur von rechts wurde das Gemälde zunächst mit großer Skepsis betrachtet. In ihrer Rezeptionsgeschichte arbeitet Jutta Held die Bedeutung heraus, die dieses Bild vor allem für das spanische Volk hatte und noch hat. Konzipiert als »öffentliches« Gemälde, das nicht hinter Museumswänden verschwinden sollte, zeigt *Guernica* gerade in seiner Symbolstruktur eindringlich den Kampf und das Leid des spanischen Volkes während des Bürgerkrieges.

Nach dem Beitrag des sowjetischen Historikers Ambarzumow über innersozialistische Krisen (in *Argument* 152) kommt in diesem Heft ein ungarischer Marxist zu Wort. In den etablierten Medien wird der ungarische Kurs auf mehr Markt und mehr Eigeninitiative häufig als Sieg des wirtschaftspolitischen Pragmatismus über den Buchstaben des Marxismus gedeutet. Istvan Balogh ist Mitarbeiter am Institut für Gesellschaftswissenschaft beim ZK der ungarischen sozialistischen Arbeiterpartei. Er argumentiert für einen Marxismus, der das Konzept einer genuin sozialistischen Warenproduktion aufnimmt, ohne von der kommunistischen Perspektive abzulassen.

Holger Paetow untersucht die mit der Wende-Regierung erneuerten Forderungen nach einer Orientierung der Hochschulen an Marktprinzipien. Die Konzepte der weitgehend privaten Hochschulen in den USA dienen als Vorbild für die bundesdeutsche Diskussion um die »Elite-Universität«, die nur noch soviel akademischen Nachwuchs züchten soll, wie auch für die Wirtschaft markttechnisch sinnvoll eingesetzt werden kann.

In ihrem Nachruf auf die jüngst zu Grabe getragene »rororo Frauen aktuell«-Reihe berichtet Gesine Spieß von einer restriktiver werdenden Verlagspolitik. Da für politische Reihen kaum mehr Werbung gemacht wird, mangelt es an Öffentlichkeit für und Gespräch über Frauenpolitik, was die Zahl der Leserinnen nicht vergrößert. In diesen Wende-Zeiten gehen Bücher über Mystik, Körper und Kinder besser als solche über Politik.

Darwin und die Evolutionstheorie sind wieder aktuell geworden. Der Beitrag von Gross/Averill in *Argument* 150 hat jetzt schon zum zweiten Mal — nicht nur — männliche Empörung herausgefordert. Während Schurig den Zweifel an »Knappheit« und »Mangel« ironisch zurückweist (vgl. Heft 152), wenden sich Maria Böhm und Michael Weingarten gegen den Versuch, eine spezifisch feministische Variante von Naturwissenschaft zu konstituieren, die mehr sein will als Ideologiekritik. Sie werfen Gross/Averill vor, einen einfachen Rollentausch von »Männlein und Weiblein« in der Evolutionstheorie vorzunehmen und damit einen genetischen Determinismus zu betreiben, wie er auch in rechten Diskursen zu finden sei. Mit dieser Stellungnahme ist die Debatte sicherlich nicht abgeschlossen.

Heike Vetterlein

Verlagsmitteilungen

Mit der auf deutsch bisher unveröffentlichten Vorlesungsreihe *Philosophie und spontane Philosophie der Wissenschaftler* eröffnen wir eine Ausgabe der *Schriften* von Louis Althusser bei Argument. Althusser gehört zu den großen Anregern der französischen Nachkriegsphilosophie und zu den wichtigsten Theoretikern eines erneuerten Marxismus. Die *Schriften* sollen theoretisch, politisch und auch biographisch wichtige Texte (wieder) langfristig zugänglich machen; sie werden herausgegeben von Peter Schöttler und Frieder O. Wolf in Verbindung mit Louis Althusser und Etienne Balibar.

Philosophie und spontane Philosophie der Wissenschaftler ist einer der philosophischen Schlüsseltexte des französischen »Vor-Mai«: Obwohl lange Zeit nur als hektographiertes Manuskript zirkulierend, hat er die studentische Wissenschaftskritik entscheidend mitgeprägt. Althusser zeigt, daß Wissenschaften und Ideologien keine getrennten Bereiche bilden, daß vielmehr die Wissenschaftlichkeit der wissenschaftlichen Praxis stets Gegenstand eines philosophischen Kampfes ist, dem sich kein Forscher entziehen kann. Das Buch markiert eine Umbruchphase zwischen seinen »epistemologischen« Schriften der 60er Jahre und den stärker »politischen« Texten der 70er; erstmals klingt darin die Thematik der »Ideologischen Staatsapparate« an.

Ein Nachwort des Übersetzers, Frieder Otto Wolf, stellt den Bezug zu deutschen Diskussionen her. Das Buch erscheint als *Band 4* der *Schriften*; als nächster Band ist geplant (für Ende 1986): *Machiavelli, Montesquieu, Rousseau. Zur politischen Philosophie der Neuzeit (Schriften, Band 2)*.

Eine »neue Aktualität des Marxismus« angesichts der sich verschärfenden gesellschaftlichen Herausforderungen hat nun auch Peter Glotz entdeckt. In der letzten Nummer der »Neuen Gesellschaft« glaubt der SPD-Bundesgeschäftsführer eine neue Aktualität Lenins oder Kautskys zwar nicht zu erkennen, wohl aber eine von Bauer und Gramsci. Der *AS 129: Otto Bauer — Theorie und Politik*, hrsg. v. Detlev Albers, Horst Heimann und Richard Saage, dokumentiert mit Beiträgen einer Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung den Stand der Auseinandersetzung mit dem wichtigsten Vertreter des »Austromarxismus«. Neben den Herausgebern befassen sich Walter Euchner, W.F. Haug, Frank Heidenreich, Thomas Meyer, Susanne Miller, Peter Pelinka, Uli Schöler und andere mit der Politik und Programmatik Bauers in ihrem historischen Kontext, mit seinem Verhältnis zur Sowjetunion und mit der aktuellen Bedeutung austromarxistischer Positionen für den »demokratischen Sozialismus«.

Sozialismus passé? (AS 135) ist der Titel von *Band 7* der Reihe *Alternative Wirtschaftspolitik*, der von Karl Ernst Lohmann herausgegeben wird. Autoren aus dem rot-grünen Spektrum — u. a. Reinhard Pfried, Karl Georg Zinn, Gunnar Heinsohn — diskutieren das Verhältnis von Planwirtschaft, Marktwirtschaft und Ökologie sowie die Frage, ob sozialistische Systeme technischen Fortschritt befördern können. Um das Verhältnis von grüner Technikkritik und Sozialismus geht es in einer Kontroverse zwischen Otto Ullrich und Rolf Nemitz vom »Projekt Automation und Qualifikation«.

Gulliver 18: Frauen: Erfahrungen — Mythen — Projekte (AS 133), hrsg. v. Anna Maria Stuby, ist der zweite den *Frauenstudien* gewidmete Band der »Deutsch-Englischen Jahrbücher«. Er beschäftigt sich mit neuesten Entwicklungslinien des anglo-amerikanischen Feminismus, der feministischen Theaterszene in England, der Ikonographie des Weiblichen, feministischer Science-Fiction, sprachpolitischen Strategien und Fragen einer feministischen Perspektive im Unterricht (mit Textvorschlägen). T.L.

Helmut Gollwitzer

Heinrich Böll

Als ihm seine Frau die Nachricht vom Nobelpreis für ihn brachte, war seine erste Reaktion die Frage: »Warum nicht Grass?« Das ist in mehrfacher Hinsicht bezeichnend. Einmal: Die Bundesrepublik hat zwei Schriftsteller von Welt- und Ruhm, eben diese beiden, und beide sind, bei aller Verschiedenheit der Persönlichkeit und der Erzählweise, vereint darin, daß deutsche Vergangenheit und deutsche Gegenwart ihnen nicht erlauben, abgewandt von der Realität, in der sie leben, ihrem dichterischen Eros sich hinzugeben, so daß die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sie schreiben, in ihrem Werk nur indirekt Ausdruck finden oder — wie etwa bei Balzac — nur im Realismus ihrer Lebensdarstellung, aber entgegen ihrer eigenen Absicht und politischen Überzeugung die Realität widerspiegeln. Oder auch, wie bei den deutschen Vorgängern in der Nobelpreisehrung, bei Thomas Mann und Hermann Hesse, in politischen Stellungnahmen neben dem dichterischen Werk zur Sprache kommen. Von *littérature engagée* war in der literarischen Welt nach dem Zweiten Weltkrieg viel die Rede. Böll und Grass waren von Anfang an engagierte Literaten und sind es geblieben. Ihr Werk ist Ausdruck ihres politischen Wollens, in den Romanen und Erzählungen nicht weniger als in den Essays und in den politischen Proklamationen.

Tendenz verdirbt bei ihnen nicht die dichterische Kraft, sondern stimuliert sie. Die Tendenz kommt aus einem moralischen Impuls, aus der Empörung über die sie umgebende Heuchelei — darum soviel entlarvende Situationen und Personen in ihren Erzählungen —, aus dem Erbarmen mit menschlichem Elend, das sie nicht mehr als natur- oder gottgegeben hinnehmen können, sondern das ihre Anklage und ihre Solidarität herausfordert, aus dem einzig uns nach 1933 bis 1945 noch erlaubten nationalen Empfinden, nämlich dem Entsetzen über den Abgrund, in den sich die Deutschen in der Hitlerzeit haben hineinziehen lassen, und der Bemühung, dafür die Erkenntnis zu schaffen, die zur Umkehr, zur Reue, zur anderen Wegrichtung nötig ist; zugleich schließlich auch aus tiefer Verwurzelung in die Herkunftsheimat, im rheinischen Milieu und in Danzig, eine provinzielle Verwurzelung, ohne die bekanntermaßen Dichtung von weltliterarischem Rang nicht möglich ist. Beide also bewußt politische Schriftsteller, mit dem Wunsche politischer Wirkung und mit dem gleichen politischen Ort: linke Gesellschaftskritik, links von der offiziellen SPD. Dies alles in großer Unabhängigkeit, frei von politischen Rücksichten, weil ihr Realismus nie kalt, nie zynisch, nie hochmütig ist gegenüber Not, Schwäche, Armseligkeit der menschlichen Existenz, die sie so farbig und genau, so lebensnah und vielfältig zu schildern wissen. In einem Kirchenlied heißt es: »... das arm, verführte Volk bekehr!« Das haben wir in den Nazi-Jahren oft gesungen, und das ist, auf die Nachkriegsgegenwart bezogen, der Grundtenor ihrer kritischen Menschendarstellung, und darum ist dieser der Humor nicht fremd.

In Bölls Frage spricht ein Mensch, dem in einem seltenen Maße sowohl Eitelkeit wie Ehrgeiz fremd war. Solche Neigungen lassen einen Menschen nicht

mit sich identisch sein; Böll war immer mit sich identisch. Er war in einer ent-waffnenden Weise lauter, ohne Hintergedanken, unintrigant, unberechnend und bescheiden. Nie stieg ihm sein Ruhm zu Kopf, nie war er um ihn besorgt, nie scheute er sich aus Rücksicht auf seine Geltung etwas auszusprechen, was er gerade zu sagen für nötig hielt. Weil man von ihm nichts zu fürchten hatte, weil er so zuhören konnte, und weil er so hilfsbereit war, immer sofort praktisch sich herausfordern lassend mit Wort wie mit Geld, darum wurde er so geliebt. Und dies, weil er selbst die Menschen liebte. An ihm konnte man erleben, was das verbrauchte Wort Menschenliebe eigentlich bedeutet. Die unzertrennliche Gemeinschaft und Arbeitsgemeinschaft zwischen ihm und seiner Frau Annemarie ließ eine Atmosphäre der Freundlichkeit entstehen, in der alle sich wohlfühlten. Darum — und nicht nur wegen des Verlustes eines großen Schriftstellers und eines politischen Helfers — die große Trauer bei Nahen und Fernen, als seine langjährige Zuckerkrankheit ihn uns frühzeitig nahm.

Es läßt sich nicht verhindern, daß Menschen mit hervorragendem Namen, wenn sie gestorben sind und sich also nicht mehr wehren können, auch von denen beschlagnahmt werden, zu denen sie im Widerspruch gelebt haben. Auch die wollen sich von der allgemeinen Trauer nicht ausschließen, weil sie noch durch Trauerworte über den, der ihnen unbequem gewesen war, sich Gewinn für sich selbst versprechen, und weil sie seine ihnen entgegengesetzte Wirkung posthum zu neutralisieren suchen. Darum muß klar gesagt werden: Böll war parteilich. Er sah die Unmöglichkeit, die Destruktivität des kapitalistischen Systems. Ihm waren die kleinen Leute lieb in ihren Lebensbehinderungen durch dieses System; er war leidenschaftlich an den Kämpfen um die Befreiung der lateinamerikanischen Völker beteiligt; er war Antimilitarist durch und durch, aus spontanem Empfinden und aus Erkenntnis; ihm war die Friedensbewegung selbstverständlich seine eigene Sache, ebenso die Aussöhnung mit dem Osten. Er brachte es fertig, entschieden dem Antikommunismus entgegenzutreten und sich die Freiheit zur Sowjetkritik und zur Freundschaft mit sowjetischen Dissidenten zu nehmen, denen er half, wo er nur konnte. Die Spontaneität, durch die er zum großen Menschenbeobachter und Erzähler wurde, war auch der Ursprung seiner politischen Option. Er war links, weil er so menschlich fühlte; aber weil er menschlich fühlte, behielt dieses Fühlen bei ihm den Vorrang vor Parteirücksichten. Als er die Aktion seines Freundes Rupert Neudeck mit der Cap Anamur für die vietnamesischen Boat-People unterstützte, respektierte er zwar meine Hemmung, dabei mitzumachen, weil ich die Verbindung mit der antivietnamesischen Propaganda scheute, ließ sich aber durch solche Bedenken nicht abhalten: »Ich denke, wir sollten wirklich zurückgehen auf das Urmotiv der Lebensrettung.« Systematische Analyse der Gesellschaft war nicht seine Sache; weil aber sein Blick sich unbestechlich und liebevoll zugleich auf die Menschen und ihr wirkliches Leben richtete, hatte er sich nicht geirrt und blieb unbeirrbar in seiner Richtung, auch als Überforderung und Krankheit ihn in den letzten Jahren ermüden ließen.

Böll war Christ und Sozialist. Das »und« war ihm eine logische Notwendigkeit. Er war es auf sehr persönliche und sehr ernsthafte Art. Die Korruptionen bei den Institutionen des Christentums und des Sozialismus durch-

schaute er, sie waren ihm unerträglich, er rieb sich täglich an ihnen. Am Schluß seines vorletzten (der letzte wird im Herbst erscheinen) Romans »Fürsorgliche Belagerung« (1979, 414) läßt er dessen Zentralfigur den Slogan, der vorher nur als Trotz-Parole von ein paar Jugendlichen vorkam, aufgreifen: »Und noch etwas mußt du wissen«, sagt er zu seiner Frau. »Ja, und was?« »Daß ein Sozialismus kommen muß, siegen muß.« »Der Sozialismus muß siegen«, hatte es bei den Jungen geheißen; der alte Böll kann nur noch sagen: »Ein Sozialismus ...«. Sprach man ihn später darauf an, tat er es wie einen Scherz ab; er war nicht für pathetische Bekenntnisse. Aber ernst war es ihm damit doch. Denn über eines mußte er sein Leben lang sich wundern: »Am meisten überrascht mich die Geduld der Armen« (133).

Wolfgang Fritz Haug

**»... und nur der Marxismus ist,
wie der Detektiv, so der Befreier ...«**

Zum hundertsten Geburtstag von Ernst Bloch

Ein Text von Ernst Bloch aus dem *Prinzip Hoffnung*, betitelt *Kampf ums neue Weib*, ist die erste Form gewesen, in der Marxismus im *Argument* auftrat. Das war 1962. Es war nicht viel mehr als die eine Schwalbe, die noch keinen Sommer macht. Indes zog sich die ebenso junge wie kleine Zeitschrift den Angriff des *Tagesspiegels* zu, »kommunistisches Gedankengut« zu verbreiten. Ein Bundestagsabgeordneter der CDU schaltete sich ein. Darauf reiste ich nach Tübingen, um ein Interview mit Bloch zu machen. Das primitive Diktiergerät funktionierte nicht, wie sich herausstellte. Aber doch ist Blochs Anstrengung nicht verloren gewesen. Seine persönliche Wirkung, die Wirkung seines gesprochenen Worts, war nachhaltig.¹

In den folgenden Jahren traf Bloch einige Male in Berlin mit Leuten aus dem *Argument*-Kreis zusammen. Nicht, daß wir mit ihm hätten sprechen können, wenn man darunter ein einigermaßen symmetrisches Verhältnis von Rede und Gegenrede versteht. Aber jedes Wort von uns wurde zum Stichwort. Bloch erzählte, wenn er Gedanken entwickelte, und führte zu theoretischen Einsichten und praktischen Haltungen, wenn er erzählte. Er verknüpfte das Esoterische mit dem Plebejischen. Er übersetzte das Altertümliche in das Modernste. Der fliegende Teppich und der Hubschrauber kommentierten einander.

Haben wir später den Kontakt zu Bloch verloren? Tatsächlich haben wir im *Argument* nichts mehr von ihm veröffentlicht. Ein horizontaler Kontakt hatte nicht bestanden, konnte also auch nicht reißen. Andererseits ließ Ende der sechziger Jahre das neue Interesse an Marx, vor allem am Theorietyp der *Kritik der politischen Ökonomie*, andere, »vormarxistisch« wichtige Beziehungen wie etwa zur *Kritischen Theorie* verblassen. Aber mit Bloch ist das anders gewesen. Auch wenn seine spekulative Seite weniger geschätzt wurde und die Ökonomiekritik nicht seine Stärke war, so ist doch Entscheidendes an seiner Haltung, an seiner gedanklichen Produktionsweise, immer wirksam geblieben. Vielleicht war es das, was er den »Wärmestrom im Marxismus« genannt hat. Blochs hundertster Geburtstag war ein Anlaß zum Wiederlesen.

Notate beim Wiederlesen 1985

Die Überraschung, wie frisch das noch ist, die Freude daran, wie unbeugsam Bloch geblieben ist.

Von wie weit her dieser Mann zu uns gesprochen hat! Und wie weit hin! Er ist im Fremdesten zuhause gewesen. Erzählend hat er bezaubert, ohne zu lähmen.

War er der Letzte der Großen, die wir dem historischen Moment von 1917 verdanken? Wie bei Walter Benjamin brachte dieser Moment den jüdischen Messianismus zu Marx.

Lange bevor Peter Weiss in seinem Hölderlin-Stück Karl Marx auftreten ließ, las Ernst Bloch das Stichwort für diesen Auftritt:

»'Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,/ Aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald?' — so lautet die Marxsche Frage in Hölderlins Gedicht 'An die Deutschen'.« (Prinzip Hoffnung III, 478)

Schon sein erstes Buch, der *Geist der Utopie*, und zwar in der Urfassung von 1918, könnte ebensogut *Geist der Revolution* heißen. Es soll vom vormarxistischen Bloch stammen, ist aber entscheidend bestimmt von den »Marxismen der Sache selbst«. Sollte das nicht marxistisch sein, so drängt es sich jedenfalls zum Marxismus. Im Vorwort wird sogleich, trotz Kriegszensur kaum verhüllt, die Frage der Revolution aufgeworfen. Dazu kommt die Diagnose eines Mangels: »Wir bringen der Gemeinde nicht mit, weswegen sie sein soll, und deshalb können wir sie nicht bilden.«

Das ist es, was Bloch sein ganzes tätiges Leben lang einzuholen, mitzubringen, aufzubewahren und weiterzugeben bestrebt sein wird. *Solange wir der Kommune nicht mitbringen, weswegen sie sein soll, können wir sie nicht bilden.*

Nicht weniger als das Programm einer vergleichenden Esoterik in revolutionärer Absicht entwirft Bloch in seinem ersten Buch.

Dabei geht es um die Arbeit der Erinnerung an das, was noch nicht gewesen ist, sich jedoch schon einmal zu ermöglichen begonnen hat: Zukunft in der Vergangenheit.

Es ist Arbeit im Material der kollektiven Träume nach vorn, von den plebejischen bis zu den ins Okkulte hineingebildeten.

Bloch hat nie aufgehört, die Herrschaft beim Namen zu nennen und der Revolution die Erwartungen der Geschichte bereitzuhalten.

Er spitzte die Wünsche und Beschwerden ins Radikale, richtete sie auf, indem er sie auf den »Umbau des Sterns Erde« richtete, *Umbau der gesellschaftlichen Welt und der von ihr bewohnten Natur zur Heimat.*

Das Bloch-Problem:

Die Verslossenheit unseres Wesens, das Noch-nicht-Gewesene, das wir sind, Unverwirklichtes, das doch zum Sediment erstarrt ist. Die Esoterik der Sache selbst, die wir sind, das Verslossene aufzuschließen.

Die Blochsche Entdeckung:

Die Perspektive der klassenlosen Gesellschaft gibt den einzigen Schlüssel, der aufschließt, auslöst, Zuströme freigibt.

Unsere Sache wird zur Sache vieler Geschichten, ist am Ende schon in jedem Erzählen, in jedem Rätsel, in aller tieferen Bedeutung dabei.

Wie das Material, in dem Bloch arbeitet, so bleibt auch seine Erschließung unvermeidlich doppeldeutig. Bloch läßt sich da in etwas ein, was er auch in sich einläßt. Wer mit dem Teufel aus einer Schüssel essen will, muß einen großen Löffel haben, heißt es. Das gilt gewiß auch für den, der mit Gott aus einer Schüssel essen will. Bloch hatte den großen Löffel. Doch heißt es hier auch, daß nichts ein für alle Male gegessen ist.

Auch wenn der Bloch-Schlüssel einfach mitzuteilen scheint, seine Handhabung ist eine Kunst. Blochs *glückliche Hand*², was der Titel einer seiner schön-

sten Geschichten ist, fehlt seit seinem Tod. Er ist unersetzlich. Niemand ist heute fähig — und kaum jemand wendet seine Kraft daran —, umfassend wie er das kulturelle Erbe und das Schattenreich der Figuren des Ideologischen ins Befreiende zu wenden.

Und wie notwendig wäre die kompetente Sprache seines Zornes gerade heute. Wir leben in einer Zeit, die zur Vorkriegszeit zu werden droht. Der detektivische Blick und die befreiende Aussicht ins Revolutionäre sind getrübt, das Trübe gärt ins Giftige. Wie nötig wäre frische Luft, eine deutliches Wort, die Wende nach vorn.

Wird nun die Blochsche Entzifferung zurückgelesen? Zieht der akademische Betrieb die Blochsche Materie wieder ins Esoterische? Die Marxisten waren dünn gesät am Tag des Gedenkens. Blochs Name hatte in vielen Reden dazu herzuhalten, die Zurücknahme seiner selbst zu beglaubigen. Den Blochpreis erhielt ein Repräsentant — gewiß kein schlechter — des liberalen Konservatismus. Schlimmer noch die smarten »Bankangestellten der Idee«, welche das öffentliche Reden über Ernst Bloch nun fast monopolisierten.

»Dabei muß immer im Blick bleiben«, sagte Bloch einmal zu Nennung, »wie sehr die Gegenseite geneigt ist, reaktionär zu trivialisieren. (...) Denn ausnahmslos bewährt sich jenes Unglück, daß alles verderbt werden kann mit betriebsamer Interessantheit, sich anpreisender Mode und ästhetischer Geschmäcklerei. Entgiftet, entspannt, vernichtet wird in dieser Zeit besonders gern durch Lob ... , wobei solche Bücher wie der *Geist der Utopie* oder *Das Prinzip Hoffnung* oder eben *Das Materialismusproblem* selbstverständlich keine Ausnahme darstellen können.«

Seit dem *Geist der Utopie* sind die Geschäftigkeiten der Ideologen eines der immer wiederkehrenden Themen. Die Parallele zur Brechts Tui-Kritik ist bedenkenswert. Die durchbohrenden Namen, die Bloch den Tui gegeben hat, müssen wir beerben und gegen die gehobenen Erbschleicher wenden, die sich heute seiner zu bemächtigen versuchen.

Bloch war der erstaunliche Fall eines großen Intellektuellen und Gelehrten, der kein Akademiker war. Die universitäre Institution holte ihn nicht ein, als sie ihn aufnahm.

Und was für ein historischer Moment, in dem er den Rudi Dutschke »erkannte« als Geist vom Geiste seines Münzer, als Wiederkehr einer Kraft wie aus dem großen deutschen Bauernkrieg. (Da war er uns vom *Argument* weit voraus.) Das machte: Die Revolution schreckte ihn wirklich nicht. Er ließ sich nie herbei, der Legitimität der revolutionären Gewalt abzuschwören.

Was er von Marx gesagt hat, gilt auch von ihm: Bloch ohne Revolution — *incredibile dictu*.

Wer nicht von der »durchdringend marxistischen Absicht« dieses Denkens reden will, der soll von Ernst Bloch schweigen.

Gewiß, welche Bedeutung Blochs Werk haben wird, hängt davon ab, was mit ihm angefangen wird, von der Veränderung der politischen Kultur und von der Kultur der Veränderung. Das liegt auch bei uns.

Er selber deutet an, auf welche Verwendung er hofft, wenn er sein letztes Buch, das *Experimentum mundi*, der Rosa Luxemburg widmet. Sein Werk will in der Linie Luxemburg-Gramsci verwendet werden.

Das große Hauptwerk des Peter Weiss, die *Ästhetik des Widerstands*, mit

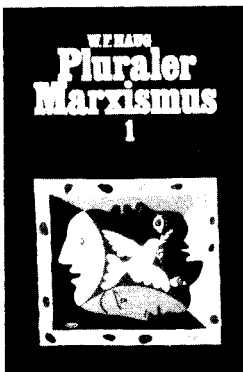
weit ausholender Erinnerungsarbeit, mit seiner Lektüre von Mythen, Literatur und Kunstgebilden, von der Antike bis zur Avantgarde, steht wie die geglückte Probe aufs Blochsche Exempel in dieser Richtung, gibt ihm Echo und verlangt sein Echo.

Zu dieser Verwendung gehört, daß sie nichts mehr anfangen wird mit der historischen Individualitätsform, die den Theoretikern von 1917 einzig sich anbot: der Führergestalt, die Erkenntnisse im Handstreich nimmt und Einsichten diktiert. Das Entgegennehmen und Weitergeben wird auf vielen Linien erfolgen, im Netzwerk der politischen Kultur einer erneuerten sozialistischen Bewegung.

Das *Prinzip Hoffnung* wird weniger als »System« interessieren, denn als notwendende Arbeit in einem kulturellen Feld und dem Erbe, das in ihm weiterwirkt. Es geht nicht, wie manche meinen, um entschlossenen Optimismus, um verstocktes Hoffen als solches, sondern um das Durcharbeiten von Hoffnungsmaterial zu *begriffenem Traum*, das kann einzig heißen: als Zustrom und Kräftigung, auch Veränderung, des Marxismus. Kurz, wir werden Bloch von Gramsci her lesen, als einen, der in der Ideologie arbeitet, der Bindungskräfte des Bürgerblocks, gar der Faschisten, auflöst, ablöst, nach vorn erlöst.

Anmerkungen

- 1 Die Wirkung seiner Bücher kam dabei nicht zu kurz. Ich las damals, was beim Aufbau-Verlag herausgekommen war, um später behördlicherseits eingezogen zu werden: Den Münzer, das Hegel-Buch, den *deutschen Gelehrten ohne Misere* und natürlich vor allem das *Prinzip Hoffnung*. Mein erstes eigenes Buch, die *Kritik des Absurdismus*, zeigt etwas von der Wirkung dieser Lektüren. Es könnte den Titel tragen: *Wider das Prinzip Verzweigung*.
- 2 So heißt eine Geschichte aus den *Spuren, diesem wunderbaren kleinen Buch, in dem sich die jüdische Erzähltradition mit der Hebelschen verbunden hat*.



Wolfgang Fritz Haug Pluraler Marxismus, Band 1

Es geht in dem Sammelband um die Erneuerung des Marxismus. Ausgangspunkt sind der Polyzentrismus im Weltmarxismus und seine unterschiedlichen Ausprägungen innerhalb einzelner Gesellschaften. Die Texte wollen dazu beitragen, die »Dialektik des Marxismus« zwischen Gewerkschaften, Partei/en, Wissenschaft und Staat zu lernen; eine Konzeption »Struktureller Hegemonie« unter den unterschiedlichen gesellschaftlichen Kräften zu entwickeln; die Zusammenhänge zwischen dem »Marxismus und den Drei Welten« neu zu durchdenken.

320 S., br., 19,50, Ln. 28,- DM

Günther Anders

Ersatz heute

»Sag mal, bist du wirklich noch immer so erstaunt über die Tatsache, daß wir Menschen durch Geräte ersetzt werden können? Und so stolz darauf?«

»Allerdings.«

»Dann bist du von gestern.«

»Daß ich nicht lache!«

»Lach nur! — Jedenfalls gibt es etwas noch viel Erstaunlicheres.«

»Und was, wenn ich fragen darf?«

»Warum, glaubst du, *nehmen wir Menschen noch immer an den Weltraumflügen teil?*«

»Na?«

»Weil wir als Ersatzstücke zu dienen haben.«

»Wir? Als Ersatzstücke?«

»Genau. Denn wir fliegen deshalb mit, weil wir gewisse Geräte ersetzen müssen.«

»Wir ersetzen *die*?«

»Ja. *Noch*.«

»Was heißt 'noch'?«

»In gewissem Sinn bedeutet es ein 'noch nicht': Daß wir nämlich, solange gewisse *Geräte* noch nicht perfekt oder gar noch nicht erfunden sind, für diese einspringen müssen; daß die Weltraumkutschen noch mit uns Kutschern vorliebnehmen müssen. *Wir Menschen sind die provisorischen Ersatzstücke für die morgigen*, die heute noch nicht erfundenen oder noch nicht perfekt gelungenen Geräte. Ist es nicht erstaunlich, daß sich unsere ungenauen lebendigen Leiber von heute mehr oder minder gut dazu eignen, die toten Geräte von morgen zu ersetzen?«

Da tippte er sich an die Stirn als Ersatz für den Ausruf »Idiot!«, und er glaubte, dieses kurze Gespräch habe mit dieser meiner Frage sein Ende gefunden. Aber ich ließ noch nicht locker und schloß: »Ist es nicht ebenfalls erstaunlich, daß auch die Bewunderung der Weltraumflüge und der Stolz auf diese noch immer von uns selbst absolviert werden müssen? Und daß wir das auch ganz gut *können*? Eigentlich müßte auch das natürlich von Geräten erledigt werden. Denn warum sollte ausgerechnet das Bewundern und das Stolzsein altfränkischer vor sich gehen als unsere anderen Leistungen? Aber so weit sind unsere Geräte offenbar noch nicht. Was freilich nicht so schlimm ist, da wir ja, wie gesagt, wirklich mehr oder minder fähig zu sein scheinen, einzuspringen und diese ihre morgige Leistung vorläufig noch selbst zu übernehmen. Wenn natürlich auch nicht so tadellos wie Bewunderungs- oder Stolzgeräte das morgen oder übermorgen werden tun können.«

Als ich aufblickte, saß er nicht mehr auf seinem Stuhl. Denn er hielt Witze, da solche von Geräten nicht gemacht werden können, für idiotisch.

Carmen und die Revolution

Carmen gehört zu den meistgespielten Opern der Welt und ist als solche eine Gefangene des bürgerlichen Kulturbetriebs. Wir wollen mit dem Folgenden dazu beitragen, daß sie daraus befreit wird. Nicht alles, was zuletzt auch in alternativen Kreisen als anti-bürgerliche oder anti-patriarchalische Carmen-Renaissance durchging, ist nach unserer Meinung schon diese Befreiung. Mag Carmen noch so sehr »als Frau« dem Don José »als Mann« Paroli bieten, das allein führt nicht aus den Figuren der bürgerlichen Hegemonie heraus, eher führt es in sie hinein. Denn der Gegensatz zwischen weiblicher Sinnlichkeit und männlicher Ratio, der hinausläuft auf die Ermordung der Sinne und der Frau, die das zu verkörpern hat, ist nun wirklich nicht neu. Das war schon immer das Schema der Oper. Ja, man könnte meinen, *Carmen* falle hinter das Schema der Oper noch zurück, denn wenigstens ist es in großen Opern sonst üblich, daß Liebe einerseits — das sogenannte Private — und politische Öffentlichkeit andererseits als *eine* Sache verhandelt werden. *Carmen* scheint dagegen eine reine Privatgeschichte zu sein, fast eine reine Körpersache mit hoffnungslos stummen, blinden und tauben Leidenschaften. Aber das eine wie das andere, die Spaltung von Privatem und Öffentlichem wie die von Gefühl und Verstand, ist Fälschung. *Carmen* ist vier Jahre nach der Niederschlagung der Pariser Commune in Paris uraufgeführt worden und *reflektiert dieses Ereignis*. »Die Musikwissenschaftler mögen entscheiden, wie bewußt die Reflexion geschieht; sie könnten wenigstens einmal anfangen, die Quellen in die deutschen Bibliotheken zu schaffen, z.B. den Briefband über Bizet und die Commune (1908)«. ¹ Wir lesen in einer deutschen Bizet-Biografie zusammenhangslos den Satz: »Bizet, der trotz seiner schwachen Gesundheit als Nationalgardist Ordnungsdienst versah, schrieb im Laufe des Jahres 1871: Gibt es denn kein Mitteilend zwischen Narren, Plünderern und der Reaktion?« (Stefan 1952, 129) Warum nicht der Frage nachgehen, ob sich in *Carmen* ein solches »Mittelend« abzeichnet?

Wie man ihr ausweicht, zeigt die derzeitige *Carmen*-Inszenierung der Deutschen Oper Berlin. Im *Carmen*-Libretto kommen Militärs vor: das hat nichts zu sagen. Die Militärs sind in eine Mischung aus verschlafener Polizeiwache und Straßeneckkneipe mit Tischen zum Kartenspiel unter Girlanden verwandelt. Gibt es Militärparaden? Ja, aber nur für die Touristen, die auf der Bühne die Kamera zücken. Was dem Libretto nach eine Zigarettenfabrik ist, hat sich in eine Art Mädchenpensionat verwandelt, das gleichzeitig ein Regierungstempel sein könnte. Daß *die Zigarettenarbeiterin Carmen von dem Militär Don José niedergemacht wird*, läßt sich nicht gänzlich leugnen. Aber es ist eindeutig eine Notwehrhandlung, denn Carmen hat kaum die Bühne betreten, als sie dem armen Don José auch schon den Säbel entreißt und ihn damit bedroht — »spielerisch«, das kennt man ja; und man weiß ja, was sie ihm noch alles zumuten wird. Schließlich hat diese Carmen nichts zu tun *mit den anderen Zigarettenarbeiterinnen*, außer daß sie vielleicht eine Radikale im öffentlichen

Dienst ist, die sich in jenen Tempel eingeschlichen hat — keine kollektive Dimension, über die man weiter nachdenken müßte. Die anderen Frauen sind nett und artig, Carmen springt wie ein Wolf aus ihrem Kreis ...

Man fragt sich, wieso dieser untypischen Person eine Oper gewidmet werden muß, noch mehr aber, wieso Millionen diese Person auf der Opernbühne *sehen* wollen, und schließlich ja auch nur, um ihre Hinrichtung mitzuerleben — ein Umweg, den man sich sparen könnte.

Der *Carmen*-Film von Saura, der den Funken auf die alternative Szene überspringen ließ, ist der Berliner Inszenierung nicht ganz unähnlich. In ihr kommen auch keine Militärs vor. In ihm gibt es auch keine Zigarettenfabrik. In ihm ist Carmen auch von den anderen Frauen abgespalten. Und schließlich, auch in ihm verkörpert Carmen das Sinnliche und Don José das Rationale — was logischerweise zum Mord führt.

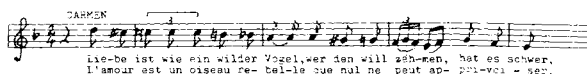
Was aber ist wirklich geschehen mit Carmen und Don José? Wir wollen uns dieser Frage auf verschiedenen Wegen nähern, mit Musikanalysen, mit Textinterpretation, sogar mit Wissenschaftslogik, mit der Frage, was Liebe ist, und mit einigen politischen Randglossen. Es wird eine Mischung aus Analyse und Neu-Inszenierung sein.²

Chromatik und Liebesverfallen

Um die Frage zu beantworten, worauf die erotische Faszinationskraft Carmens beruht, wollen wir uns nicht an das halten, was ihre (bisher fast ausschließlich männlichen) Interpreten in und außerhalb der Oper über sie sagen, sondern wir wollen vor allem auf sie selbst hören, auf ihre eigenen sprachlichen und musikalischen Äußerungen.

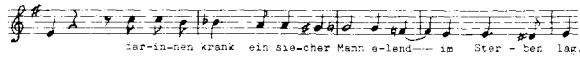
Schon bei ihrem ersten Auftritt in der Oper gibt sie ihrem Publikum, den jungen Männern und Soldaten, eine Charakterisierung ihres Liebesverständnisses. Sie weist ihre Forderung nach Antwort auf die Frage, »an welchem Tage« sie sie lieben werde, mit dem Hinweis auf die Unberechenbarkeit der Liebe zurück. Aber auch die suggestive Musik ihres Auftrittsliedes, der berühmten *Habanera*, gehört zu ihrer Antwort. Wahrscheinlich verstehen wir alle sie spontan als Ausdruck großer *Leidenschaftlichkeit*.

Aber die Melodie ist nicht originell, sondern ein Zitat. Sie stammt aus einem kubanischen Tanzlied und findet sich in der Volksliedsammlung eines Zeitgenossen von Bizet (Oeser 1964, 718). Und wenn Carmen sie singt, so ist das ebenfalls kein originärer Ausdruck ihrer Leidenschaftlichkeit, sondern ein erstes Beispiel für die *Ironie*, der wir bei ihr noch öfter begegnen werden. Das ist sicher eine kühne Behauptung, die nicht in den Carmen-Mythos passen will, den wir alle in uns tragen, schon bevor wir die Oper jemals gehört haben. Um sie zu belegen, lösen wir aus der Melodie der *Habanera* zunächst das Ironisierte heraus. Fragen wir also, was uns an Leidenschaft denken läßt, wenn wir sie hören, und dann, ob es nicht noch mehr in ihr zu hören gibt. — Sie beginnt mit einer *fallenden chromatischen*, d.h. aus Halbtonintervallen bestehenden Tonfolge:



Dieses Motiv spielt auch in unserer europäischen Musiktradition eine große Rolle, z.B. in der Wagner-Oper *Tristan*, auf die *Carmen* ganz direkt zu beziehen ist. Sie ist zwischen 1857 und 1859 komponiert, also etwa fünfzehn Jahre vor *Carmen*, und auch Paris war z.Zt. Bizets von dem Wagner-Fieber ergriffen, das damals ganz Europa erfaßt hatte.

Hier ein Ausschnitt aus der sogenannten Tantris-Erzählung Isoldes. Sie entschlüsselt das zentrale Schicksalsmotiv der Oper, zu dem auch die fallende Chromatik gehört:



Die Worte, zu denen Isolde sie singt, entsprechen der Vorstellung von Hinfälligkeit und Schwäche, die uns auch die Musik selbst vermittelt, und präzisieren sie. Sie erzählt hier von einer Wunde, die Tristan empfangt, als er im Dienst eines väterlichen Königs gegen das Reich der Mütter, der Liebe und des Todes kämpfte, das Isolde repräsentiert und dem auch er selbst ursprünglich angehörte. Daß seine Wunde nicht heilen will, ist das Symptom seiner schmerzhaften Trennung von dieser ursprünglichen Heimat und seiner Sehnsucht nach Rückkehr zu ihr. Auf »Leidenschaft« verweist das Motiv hier also in einem ganz wörtlichen Sinn: es ist ein *Motiv endlosen Leidens*. Aber wie kommt es, daß wir es auch ohne ausdrückliche Erklärung so verstehen?

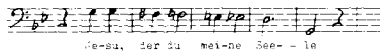
Um diese Frage zu beantworten, gehen wir der Bedeutung der beiden Momente des Motivs, Chromatik und Fall, getrennt nach.

Die *Chromatik* steht traditionell in *Opposition zur Tonalität* und erhält von daher ihre Bedeutung. In den Dur- und moll-Tonleitern werden aus den 12 Tönen, die überhaupt zur Verfügung stehen, jeweils 7 ausgewählt und mit Hilfe einer geregelten Folge von Ganz- und Halbton-Intervallen auf einen von ihnen als ihren Grundton bezogen. So ist z.B. der Leitton, der dem Grundton am nächsten steht und am stärksten nach seiner Wiederkehr verlangt, relativ eindeutig dadurch bezeichnet, daß er 1/2 Ton unter ihm steht und von den nächsten drei unter ihm stehenden Tönen durch Ganztonschritte getrennt ist. Auf diese Weise wird eine *zentrierte Ordnung* geschaffen, in der alle Töne der jeweiligen Tonart auf die Wiederkehr des Grundtons verweisen. Er gilt als Ende und Ziel, als Fixpunkt, von dem sich jede musikalische Bewegung nur entfernt, um wieder zu ihm zurückzukehren und in ihm zur Ruhe zu kommen. Diese tonale Ordnung ist im *Tristan politisch* gedeutet: Sie ist der höfischen Welt zugeordnet, deren Zentrum der König ist. In der chromatischen Tonfolge ist nun der Kontrast von Ganz- und Halbtonintervallen aufgehoben und damit auch der von tonalem Zentrum und Peripherie, auf dem die harmonische Ordnung der Tonalität beruht. Damit bietet sie sich als Bild des *Gegenteils von Ruhe und Ordnung* an, von Unruhe und Leiden, die mit dem Außerhalb-der-Ordnung-Stehen oder In-Unordnung-Sein verbunden sind. Der Eindruck von Haltlosigkeit entsteht dadurch, daß in ihr kein Ton vor anderen als Ziel und Ruhepunkt privilegiert ist, wie wir nun im Vergleich leicht sehen können. Aber durch die oppositionelle Beziehung zur zentrierten Ordnung verweist auch das, was gerade nicht zentriert ist, auf sie und bleibt ihr so unterworfen.

Und nun zu dem anderen Element des Motivs, dem *Fall*: Allein schon die Tatsache, daß wir gar keine andere Möglichkeit haben, ein bestimmtes Merkmal von Tönen zu charakterisieren, als indem wir von ihrer »Höhe« und »Tiefe« sprechen, d.h. in Begriffen der räumlichen Anschauung, und dementsprechend auch von einer aufsteigenden oder fallenden Bewegung zwischen ihnen, weist darauf hin, daß Musik für uns ohne den Bezug auf die mythischen oder auch philosophischen Bedeutungen undenkbar ist, die sich an die Körper und an ihre sinnlich wahrnehmbaren Beziehungen zum Raum geheftet haben. Das sind neben Höhe und Tiefe die Oppositionen von Ruhe und Bewegung, von Steigen und Fallen, ferner von Tod und Leben, aber auch die Abstrakta Geist und Sinnlichkeit sowie Gut und Böse.

In der europäischen Tradition steht die Fallbewegung, d.h. die sichtbare *Erdgebundenheit der Körper*, für Vergänglichkeit und Tod, im Christentum auch für den sündhaften »Abfall« von Gott und für die »Verfallenheit« an das Böse.³ Wie die Chromatik bezieht auch sie ihre Bedeutung aus dem *Gegensatz zu Ruhe*, Unveränderlichkeit und dauernder Einheit. Ihre Bedeutungen überschneiden sich also mit denen der Chromatik. Die »fallende Chromatik« wird so zum Zeichen einer haltlosen und endlos leidenden Erotik. Und genau diese Bedeutung hat sie auch bei Wagner.

Im Vergleich mit *Carmen* ist ferner der im Wortsinn »*meta-physische*« Charakter der *Tristan*-Erotik wichtig, der auch in die tradierte Bedeutung der fallenden Chromatik eingegangen ist: Im *Tristan* gilt die physische Trennung der Individuen als Inbegriff ihrer Gespaltenheit in feindliche Prinzipien. Daher zielt die Liebesehnsucht hier auf die absolute, dauernde Einheit *jenseits* der trennenden Körpergrenzen — also letztlich auf den Tod.⁴ Häufig wirft man Wagner vor, er habe die Musik mit außermusikalischer Bedeutung aufgeladen und damit sozusagen von ihrem Ursprung entfremdet. Aber wir sehen an unserem Beispiel, daß er nur eine Verknüpfung artikuliert hat, die in der meta-physischen Tradition vorgezeichnet war. Mehr noch, er war nicht einmal musikalisch ihr Schöpfer. Denn schon bei Bach finden wir die fallende Chromatik als Zeichen des Schmerzes, z.B. in dem Chorsatz »Jesu, der du meine Seele« (BWV 78)⁵:



Seine Worte lauten:

»Jesu, der du meine Seele / Hast durch deinen bittern Tod / Aus des Teufels finstern Höhle / Und der schweren Seelennot / Kräftiglich herausgerissen / Und mich solches lassen wissen / Durch dein angenehmes Wort / Sei doch itzt, o Gott, mein Hort.«

Wir können nun also Genaueres über die Liebe sagen, die die fallende Chromatik für uns bedeutet: Sie ist dem *Gesetz unaufhebbarer Gegensätze* unterworfen, die letztlich immer dasselbe bezeichnen: die Opposition von Einheit und Chaos. Die Anbetung des anderen als Verkörperung der göttlichen Einheit und die Verfallenheit an ihn sind in ihr nur zwei Seiten derselben Sache. Auch wenn die Rollenverteilung umgekehrt ist, der ersehnte Andere nicht die Einheit, sondern das Chaos verkörpert, funktioniert dieses Gesetz.

Das ist nicht die Liebe, die Carmen in ihrem Lied beschreibt, denn diese hat ihren Worten zufolge »nie ein Gesetz gekannt«. Aber wessen Liebe ist es?

Auch ihr Publikum, die jungen Männer und Soldaten, die die Zigarettenarbeiterinnen umwerben, und auch die Zigarettenarbeiterinnen selbst, die ihnen mit Spott über die Vergänglichkeit ihrer Liebesschwüre antworten, scheinen von ihr weit entfernt. Sie alle suchen ja keine große Leidenschaft à la Tristan, sondern nur ein kleines Abenteuer. Sie sind ja keineswegs aufgelöst in ihrem Begehren und wollen es auch um keinen Preis werden. Aber dennoch suchen sie in den Frauen das Gegenbild ihrer Ordnung und Sich-selbst-Gleichheit — wenn auch nur für die wenigen Stunden nach Dienstschluß.

Der Offizier Don José, bei dem die Chaosangst so weit geht, daß er die Arbeiterinnen nicht einmal anschaut, hat seinem Vorgesetzten schon vor Carmens Auftritt erklären müssen, warum er gar nicht sagen kann, wie die Arbeiterinnen der Zigarettenfabrik aussehen: er fürchtet ihren Spott und ihre Weigerung, jemals ein vernünftiges Wort zu sagen. (Die Forderung nach einem »vernünftigen Wort« wird uns später noch ausführlicher beschäftigen.) Aber als ihm Carmen ihre Blume zuwirft, ist sein Widerstand sofort gebrochen und schlägt in leidenschaftliches Begehren um — mit dem Ergebnis, daß er ihr umgehend die Fähigkeiten einer Hexe zutraut und sich schon als Opfer eines unheilbringenden Dämons wähnt. Wenig später wird er sie sogar mehrfach fragen, ob sie ein Teufel sei, die Inkarnation des Bösen überhaupt.

Diese Reaktion ist es genau, die Carmen in der Melodie ihres Auftrittsliedes vorwegnimmt. Wenn die Liebe Don José's also vom Chaos fasziniert ist, so ist sie doch keineswegs selbst »chaotisch«. Denn sie folgt einem Gesetz, auch wenn er das nicht weiß. Damit ist sie *berechenbar*.

Obwohl Carmen sie singt, ist es nicht ihre Melodie — das war die Ausgangsthese —, sondern ein *ironisches Zitat*, das sie den Männern als Spiegel vorhält und mit dem sie den Spott der Zigarettenarbeiterinnen über deren Liebesschwüre zuspitzt. Es ist, als wüßte sie noch mehr als jene über das, was geschieht, oder was zumindest möglich ist, wenn Erotik im Spiel ist, wenn es ernst wird mit der Leidenschaft und den Liebesschwüren. So singt sie den Männern gleichsam die Melodie ihres eigenen Begehrens, konsequent zu Ende gedacht, vor. Und erkennen wir nicht auch unser eigenes Begehren in ihr wieder?

Ein erstes musikalisches Indiz für Carmens Ironie ist vielleicht der *widerpenstig insistierende Rhythmus*, der das fallende chromatische Motiv skandiert und während des ganzen Liedes im Ostinato der Celli festgehalten wird.

CARMEN P

Ist sie ist wie ein wil-der Vo-gel
Ist sie ist un-ge-weißt un-ge-weißt re-bel-le

pp possibile

Edgar Istel (1927) hat nachgewiesen, daß erst Bizet ihn dem kubanischen Liedmotiv hinzugefügt hat. Es ist der Rhythmus des »Nimm dich in acht« aus dem Mittelteil des Liedes, das auf diese Weise schon an seinem Anfang zugleich mit dem Motiv der leidenschaftlichen Verfallenheit präsent ist:

acht! Liebst du mich nicht,
 Sopr. *f*
 Nimm dich in acht!
 Ten. *f*
 Nimm dich in acht!
 Bass *f*
 Nimm dich in acht!

(Refrain:)

Die Liebe ist ein Zigeunerkind,
 sie hat niemals ein Gesetz gekannt;
 wenn du mich nicht liebst, liebe ich dich;
 wenn ich dich liebe, nimm dich in acht!⁶

Dieser Rhythmus und auch der kraftvolle Quartsprung aufwärts, mit dem es beginnt (wie auch andere Motive *Carmens*, die wir später zitieren werden), steht in stärkstem Kontrast zu dem ersterbenden Hinsinken, das die fallende Chromatik signalisiert. (Auf das Element des Quartsprungs kommen wir später noch zurück.)

In den Worten »Nimm dich in acht!« kommt ausdrücklich zur Sprache, was von Anfang an in der Musik gegenwärtig ist: daß Carmens Liebe weder weibliche Schwäche noch körperliche Verfallenheit an den Mann ist und auch nichts mit romantischer Identitäts- und Todessehnsucht zu tun hat. Wie sollte das auch zu ihrer widerspenstigen, körperbetonten Rhythmik passen? Und gerade die Rhythmik hat an der Faszinationskraft der Habanera einen entscheidenden Anteil. Man mache die Probe und singe sie in gleichen Notenwerten. So verfallen die Männer umgekehrt ihr, stilisieren sie zum *Zentrum ihres Begehrens* und zur Inkarnation ihrer Vorstellung von Sinnlichkeit.

Aber Carmen unterwirft sich keiner Idee von Sinnlichkeit, die als bloßes Gegenbild der militärischen Vernunftordnung fungiert und sie damit stützt und reproduziert. Ihre Widerspenstigkeit ist nicht nur weibliche Koketterie, dazu da, das Begehren der Männer desto mehr zu entfachen, ebensowenig wie das »heute nein«, das sie ihnen erwidert. So hat es symbolische Bedeutung, wenn sie laut Regieanweisung den *Kreis verläßt*, den die Männer um sie gebildet haben, indem sie auf Don José zugeht, der ängstlich abseits steht, sie aber jedenfalls nicht mit seiner Liebesforderung bedrängt hat. Sie gefällt sich vielleicht für eine Weile, aber jedenfalls nicht auf Dauer in der Mittelpunktrolle, die ihr die Männer zuschreiben.

Liebe und Rebellion

Der Text der Habanera beginnt mit den Worten: »Die Liebe ist ein rebellischer Vogel.« Das ist ein Bild aus zwei Teilen, deren einer von Bizet stammt — denn gerade diese Zeilen hat Bizet selbst geschrieben —, während der andere von den Librettisten hinzugetan wurde. Bei Bizet hieß es schlicht: »Die Liebe ist ein Rebell.« (Oeser 1964, 719) Mit diesen Worten — Verknüpfung von Liebe und Rebellion — beginnt Carmen sich vorzustellen. Sie wird die rebellische Liebe ausgerechnet an einem Soldaten demonstrieren. Daraus haben die Librettisten den »rebellischen Vogel« gemacht. Das Bild des Vogels führt zu eher unrebellenischen Assoziationen: Liebe als Schwebezustand, als Wolkenkuckucksheim vielleicht sogar, als Sehnsucht nach Verschmelzung; »wenn ich zwei Flügel hätt, flög ich zu dir«. Das alles kann man Carmen nicht nachsagen. Aber die

angespannte Verknüpfung zum »rebellischen Vogel« trifft etwas in Carmen, denn wenn sie dem Militär Don José auch nicht gerade die Pantoffeln bringen wird, so liebt sie ihn doch. Was geschieht bei der Liebe einer Rebellin zu einem Militär?, lautet die Frage der Opernhandlung. Wird es der Rebellin gelingen, den militärischen Mechanismus in Don José zu zerstören, oder wird es dem Militär gelingen, die Rebellin zu zähmen, und das heißt ganz präzise — wie wir noch sehen werden —, sie der Ordnung des Zapfenreichs zu unterwerfen?⁷ — Manche deutsche Übersetzungen haben das Bild des Liebes-Vogels noch weiter vertieft: »Die Liebe hat bunte Flügel.« (Hopp o.J., 84) Ein Kommentar ist wohl überflüssig.

Aber wieso ist die Liebe ein Rebell? Rebellion ist eine politische Kategorie. Der Handlungskontext der einleitenden Szene läßt erschließen, was im Gebrauch dieses Wortes mitschwingt. Darin, daß Carmen und die übrigen Frauen in ihr als »Zigarettenarbeiterinnen« auftreten, verdichten sich drei Charakterisierungen. Die eine Bedeutung ist, daß Liebe sich wie Zigarettenrauch auflösen kann, also unbeständig, unverfügbar ist. Gerade diese Bedeutung unterstreicht Carmen in ihrem Lied. Sie paßt auch ebensogut zu »Liebe« wie zu »Rebellion«, da die politische Rebellion ebensosehr eine Ordnung der Sicherheiten, Beständigkeiten, Vorausssehbarkeiten aufbricht — sei sie erzwungen oder zwanghaft — wie die Liebe. Zweitens ist das Rauchen eine Tätigkeit von indianischen Zauberern, hier eine Eigenschaft des Zaubers der Weiblichkeit. Carmen ist unter anderem so etwas wie eine »edle Wilde«, ein weiblicher Winnetou, jedenfalls eine typische Heldenfigur des 19. Jahrhunderts, die zur durchaus illusionären Identifikation verführen kann. Nur daß sie nicht gerade die Friedenspfeife raucht. Aber daß sie zaubern kann, ist wichtig. Während Wagners Isolde sich in der ersten *Tristan*-Szene mit einem Wutausbruch vorstellt, weil die Zauberkräfte der Mutter sie verlassen haben, weil es nicht gelingt, Wind und Wetter gegen das Schiff, ihr Gefängnis, zu lenken, ist Carmen die Zauberin, die auszurechnen weiß. Sie hat dem Militär Don José eine Blume zugeworfen, die dieser aufhebt — das heißt hochhebt und aufbewahrt, aber keineswegs bewältigt —, und sie wird später sagen, der Zauber dieser Blume habe Don José's Liebe erzwungen, eine Liebe, die der inzwischen Eingesperrten zur Flucht verhilft. Don José selbst wird noch später in der sogenannten »Blumenarie« seine Liebesverzweiflung an das Blumen-Bild knüpfen.

Nun handelt es sich aber drittens nicht nur um rauchende und rauchartige Frauen, sondern auch um *Arbeiterinnen*. Das muß dem Pariser Publikum von 1875 ja auch zu denken gegeben haben. Carmen eine unverfügbare Rebellin, die im Mittelpunkt der Arbeiterbelegschaft einer Fabrik steht; gegenüber macht eine Militärgarnison Dienst — damit das Touristengeschäft belebt wird? —; die rebellische Arbeiterin fängt an zu »zaubern«, mit dem Erfolg, daß sie die Garnison, daß sie jedenfalls den im Mittelpunkt der Garnisonsfiguren stehenden Don José *zersetzt* — man wird sehen, wie er den Dienstpflichten immer weniger folgt —; gibt das kein Muster? Wer mußte da nicht, vier Jahre nach der Commune, an das große Ereignis von 1789 zurückdenken, die Szene, in der Pariser Frauen die Wachsoldaten von Versailles durch Liebesangebote wehrlos machen, so daß der König gefangengenommen werden kann? Eine

Szene, die übrigens nicht nur exemplarisch durch die Zersetzung Don José wiederholt wird, sondern später auch als Massenszene, wenn sich im 3. Akt mehrere Zigeunerfrauen auf den Weg machen, um die Zöllner zu »entwaffnen«, damit der Schmuggel durchkommt.

Aber man muß hier genauer sein: Carmen wird Don José wirklich *lieben*, und deshalb zersetzt sie ihn nicht nach skrupelloser Geheimdienstmanier, sondern sie versucht ihn »aufzulösen«, so wie man ein Rätsel aufzulösen versucht. Liebet eure Feinde! Es ist Don José eigene Schuld, daß er letztlich gar nicht aufgelöst werden *will*, daß er deshalb *nur zersetzt* wird, nämlich dabei stehen bleibt, über die eigene Rätselhaftigkeit fassungslos zu sein. Dies werden wir jetzt der Reihe nach betrachten, angefangen mit Carmens zweitem Auftritt.

Widerspruch

Carmen ist während der Arbeit mit einer Kollegin in Streit geraten, hat sie mit einem Messer verletzt, das Militär schreitet ein. Ausgerechnet Don José muß sie zu den anderen Militärs führen, die vor der Fabrik Gericht halten. Nach der Zeugenaussage wird Carmen korrekterweise gefragt: »Haben Sie etwas zu antworten?« Carmen antwortet: »La la la ... Mein Geheimnis bewahre ich, und ich bewahre es gut! Ich liebe einen anderen und sage noch im Sterben, daß ich ihn liebe.«

Dies antwortet sie singend, und der verhörende Militär sagt, das sei keine Antwort. Es ist aber doch eine. Carmen erläutert mit ihr gleichsam ihren Namen, denn »Carmen« heißt auf deutsch »Gesang« oder »Zauberei«: Gesang, der verzaubert. Der Anfang der Antwort, das Lalala, transponiert das Verhör in die andere symbolische Ordnung der Musik. Das hätte Carmen, sollte sie wirklich auf die Commune verweisen, auch bitter nötig, denn die Commune war besiegt, aber im Exil der Musik konnte sie überleben. Der Fortgang der Antwort scheint auch nichts mit der Frage zu tun zu haben. Das hatte der verhörende Leutnant gar nicht wissen wollen, ob Carmen ihn liebt — oder etwa doch? Er hatte ihr auch kein Geheimnis entlocken wollen. Ihre Tat lag doch offen zutage in Gestalt eines kleinen Kreuzes, das sie ihrer Kollegin auf die Stirn geritzt hatte. Eher ist es Carmen, die nun damit beginnt, ein Geheimnis zu enthüllen, indem sie sagt, daß da eins sei; sie legt eine Fährte. Ihre Antwort greift übrigens eine feststehende Zigeunerformel auf (Oeser 1964, 747) und stellt damit nicht nur sich selbst, sondern die ganze Szene in einen Kontext. Wie unter Wiederholungszwang gleicht diese sich nämlich einer Szene aus Verdis *Troubadour* an, in der ebenfalls eine Zigeunerin (Azucena) in ein Soldatenlager gerät und verhört wird. Der Unterschied ist nur, daß Azucena ihr Geheimnis versehentlich ganz enthüllt — das Geheimnis, Todfeind des Verhörenden zu sein — und deshalb auf den Scheiterhaufen muß. Es gibt noch einen weiteren Unterschied: während sich bei Verdi an der Zigeuner-Niederlage nichts mehr ändert, kommt es bei Bizet mehrfach zur Umkehrung der Machtverhältnisse. Im 2. Akt wird der verhörende Leutnant seinerseits ins Zigeunerlager geraten und dort festgesetzt werden. In der schon erwähnten Massenszene des 3. Akts wird Bizet den Triumphgesang von Verdis Soldaten nahezu ko-

pieren — aber als Gesang der Zigeuner, die sich ihres bevorstehenden Sieges über die Zöllner freuen. Freilich, am Ende, nach dieser Revolutionsanspielung, muß Carmen das Schicksal Azucenas teilen.

Carmen gibt nicht zu erkennen, wer sie ist; noch nicht. Aber dennoch wird sie der Frage des Leutnants vollkommen gerecht. Das kann man geradezu wissenschaftslogisch beweisen, wenigstens wenn man die gängige Wissenschaftslogik beiseite läßt, die vom Verhörstandpunkt aus gedacht ist.⁸ Wenn wir zunächst davon absehen, daß Carmen antwortet, und uns nur ihre *Aussage* ansehen, dann müssen wir in Kenntnis der weiteren Handlung sofort zugeben, daß sie *wahr* ist. Carmen liebt tatsächlich einen anderen, nämlich nicht den verhörenden Leutnant, sondern dessen Kollegen Don José, der daneben steht und den sie in der nächsten Szene überreden wird, sie entfliehen zu lassen. Es ist auch wahr, daß sie mit dem Tod bedroht wird. In der Schlußszene der Oper wird sie die Zigeunerformel Don José gegenüber wiederholen, und zwar wirklich »im Tode«, denn der andere, den sie liebt, ist inzwischen der Torero Escamillo, und dafür wird sie von Don José ermordet. Das Verhör hat sich da in ein Liebesverhör verwandelt, in dem ganz offensichtlich ist, daß sie nicht nur eine wahre Aussage macht, sondern auch *korrekt antwortet*: Liebst du mich? Ich liebe einen anderen. Nur findet merkwürdigerweise der Verhörende in der Schlußszene diese Antwort noch genauso unkorrekt — er reagiert ja mit einer Hinrichtung — wie der Verhörende im 1. Akt. Tatsächlich ist aber schon Carmens Antwort im 1. Akt vollkommen korrekt, auch wenn sie *der Frage widerspricht*, auf die sie mit Sorgfalt reagiert. Es ist nicht so, als ob sie anfinge, über irgendetwas zu reden, das nicht zur Debatte steht. Es ist wahr, sie verpatzt dem Leutnant sein Spiel, aber nicht, indem sie etwas »Leidenschaftlich-Unberechenbares« tut. Sie ist keine sprunghafte Chaotin, mit der kein vernünftiges Gespräch möglich ist. Sie gehört keinem »Rudel blonder Raubtiere« an, auch nicht schwarzer, wie Nietzsche vielleicht dachte, der für Carmen geschwärmmt, aber die Commune gehaßt hat. Sondern sie *antwortet*, führt ein Gespräch leidenschaftlich *und rational* weiter, sogar ein besonders kompliziertes, eines mit Widerspruch. Wenn jemand fragt, wie weit es von hier bis zum Rand der Erdscheibe sei, und einer antwortet: »Die Erde ist eine Kugel«, so wird doch auch zugegeben, daß das korrekt ist. Der Reagierende sagt gleichsam: »Ich habe ganz gut verstanden, worauf du hinauswillst, auch wenn ich dir leider sagen muß, daß da kein Weg ist, wo du einen vermutest.« Das sagen heißt nicht, über etwas anderes reden, es heißt antworten. Nicht immer ist eine widersprechende Antwort auf den ersten Blick verständlich, aber der Fragende kann ja *nachfragen*. »Die Erde ist eine Kugel, was hat das mit meiner Frage zu tun?« »Du hast in deiner Frage vorausgesetzt, daß die Erde eine Scheibe sei, sie ist aber keine Scheibe, sondern eine Kugel. In deiner Frage haben also eigentlich zwei Fragen gesteckt, von denen ich die erste, nämlich ob die Erde eine Scheibe sei, hiermit verneine, und damit wird die zweite Frage nach der Entfernung bis zum Scheibenrand gegenstandslos, so daß sie in meiner Antwort nicht mehr vorgekommen ist.« Und Carmen glaubt eben auch ganz gut verstanden zu haben, worauf die Militärs mit ihr hinauswollen, wenn sie antwortet: »Ich liebe einen anderen«, und auch sie muß ihnen sagen, daß da kein Weg ist, wo die

Militärs einen vermuten. Auf dem Weg des Verhörs läßt sich der rebellische Vogel nicht einfangen, jetzt nicht und auch später nicht in Don José's Liebesverhören. Aber dennoch ist Carmen so freigiebig, den Militärs anzudeuten, wo *statt dessen* ein Weg wäre, nach dem allerdings anders gefragt werden müßte. Man muß zunächst einmal *nachfragen*, was mit diesem Anfang einer Antwort, in dem Carmen »Lalala« singt, eigentlich gemeint ist. In der Begleitung zu ihrem Gesang läßt sich bereits der Flötenklang hören, der in Wagners *Meistersingern* eine unfriedliche Mondscheinnacht kommentiert hatte. An diesem roten Faden wird Carmen den Don José nach und nach in die nächtliche Schenke von Lillas Pastia ziehen und dort den Sinn des »Lalala« enthüllen.

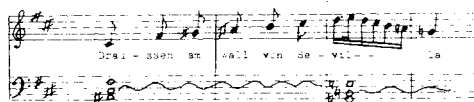
Carmen und Arnold Schönberg

In der nächsten Szene bringt Carmen Don José zum Bewußtsein, daß er sie liebt, was zur Folge hat, daß er die Verurteilte entzwischen läßt und danach selbst ins Gefängnis muß und zum einfachen Soldaten degradiert wird. Carmen gelingt diese Wende durch das vielleicht schönste Lied der Oper, die Seguidilla. Die Konstellation der Verhörszene ist jetzt auf die Füße gefallen: da sollte Carmen etwas sagen, statt dessen singt sie zum Ärger der Militärs; jetzt will sie sprechen, aber Don José hat Angst vor dem, was sie sagen könnte, und verbietet es, und Carmen *unterläuft mit ihrem Singen das Verbot*.

Die Seguidilla ist eines von Bizets Stücken mit »spanischem« Kolorit, wobei wir unterstreichen können, was oft betont wurde: dieses Kolorit ist weniger für Spanien als für die Phantasie von Nichtspaniern typisch. Die Konstellation der Oper mit Zigarettenarbeit, Soldaten und Rebellin hat ja auch nicht nur mit Spanien zu tun. Wir sollten diese Musik also nicht an spanischen Urlaubserlebnissen oder -illusionen messen, sondern fragen, durch welche ihr selbst zukommenden Eigenarten sie faszinieren kann, nicht nur Don José, der durch sie in Liebe fällt, sondern auch uns.

Wir beschränken uns auf die Anfangstakte und lösen sie in zwei Bestandteile auf, Harmonik und Melodie. Die Harmonik ist das eigentlich »Spanische« an ihnen: es handelt sich um den bekannten Effekt, daß ein Grundton-Akkord als ganzer um einen ganzen Ton nach unten und um einen halben nach oben gerückt wird.

Auf einer solchen Tonrückung, die weder mit der Dur- noch mit der moll-Ton vereinbar ist, weil nach dem Grundton kein Halbtonschritt folgen dürfte, und mit der Dur-Tonleiter auch deshalb nicht, weil der Leitton fehlt, ruht virtuell die Seguidilla-Melodie.



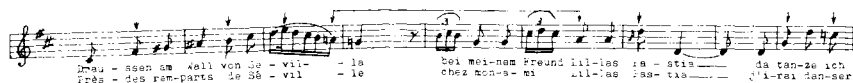
Da dieser Effekt die normale Ordnung der Dur-Tonalität sprengt, fragt man sich, weshalb man Musik dieser Art dennoch als einheitliche erlebt. Der Grund ist, daß er einer *anderen Tonleiter-Ordnung* angehört, die noch älter ist als die Ordnung von Dur und moll; es bereitet keine Schwierigkeit, ihr zu folgen, weil

wir sie nicht nur aus der Folklore verschiedener europäischer Länder kennen, sondern z.B. auch aus dem Kirchengesangsbuch. Da kommt es häufiger vor, daß der Grundton einer Tonleiter nicht durch den spannungsgeladenen Halbtonschritt unter ihm, den Leitton, angekündigt wird, sondern durch den ebenfalls spannungsgeladenen Halbtonschritt über ihm (»phrygische« Tonleiter). Es sind aber für unser Musikgefühl zwei verschiedene Spannungen. Im ersten Fall steigen wir auf den Grundton herauf und haben daher gleichsam die Ruhe und Sicherheit, die das Ankommen auf dem Grundton gibt, durch eigenes Leiterklettern herbeigeführt, während wir im zweiten Fall diese Ruhe zwar auch erreichen, aber so, daß wir zu ihr herunterfallen, ihr verfallen. Deshalb paßt die letzte Ordnung so gut zu einem Kirchenlied-Text wie »Aus tiefer Not schrei ich zu dir«. Das »kirchentonartige« Herunterfallen ist aber andererseits vom chromatischen verschieden, von dem oben die Rede war. Es ist gleichsam weniger haltlos, denn es besteht eben nicht *nur* aus Halbtonen, und deshalb kann der eine Halbton über dem Grundton ein Ankommen ankündigen, ein bevorstehendes Aufhören des Falls. Wir haben es mit einer eher moderaten Ordnung des Verfallens zu tun, einem Ritual, in dem man sich reinigt, in dem man sozusagen Abenteuer-Urlaub macht — das happy end steht vorher fest.

All das erklärt nur zum geringsten Teil die Faszination der Seguidilla. Ihre Melodie evoziert die »spanische« Akkordrückung, aber wenn man sie darauf im wesentlichen reduzieren könnte, wäre sie tausendmal gehört und ganz banal. Wie ist sie denn selbst gebaut? Sie fängt mit einem Quartsprung an. Der Quartsprung ist eine der bekanntesten Sinneinheiten in der tonalen Musik. Man weiß aus vielen Liedern, daß er ein entschlossenes Zupacken signalisiert, eine Veränderungshandlung aus der Kraft des Subjekts, sei es, daß da der Bauer im Märzen sein Rößlein anspannt, daß es auf, auf zum fröhlichen Jagen geht oder daß die Verdammten dieser Erde aufwachen. Mit einem Quartsprung beginnen auch der Jägerchor im *Freischütz* oder Bachs *Bereite dich, Zion, den Liebsten bald bei dir zu sehn*. Und was Carmen so beginnt, ist auch ein Veränderungs-Appell, denn sie fordert Don José auf, ihr nach Sevilla zu Lillas Pastia zu folgen. Es ist der Sprung vom Hauptton der Dominante, d.h. des Akkords, zu dem auch der Leitton gehört, auf den Grundton, ein Sprung immerhin aus der Entfernung von vier Tönen, der dieses Appell-Signal setzt. Aber wenn wir uns ansehen, wie es mit Carmens Sprung weitergeht, gibt es eine Irritation. Ihr Quartsprung scheint nämlich mit der »spanischen« Akkordrückung, seiner Grundlage, nicht recht zusammenzupassen. Kaum ist sozusagen der Anlauf ins Ziel gegangen, wird das Ziel um einen Ton verschoben, d.h. auf den Veränderungsappell scheint eine Veränderung ganz anderer Ordnung zu folgen, nicht der Ordnung der Subjektkraft, sondern des Verfallens. Man könnte erwarten, daß sich beim Hören dieser beiden aufeinander folgenden Veränderungen der Eindruck herstellt, hier mache jemand einen kraftvollen Anfang, aber sofort werde die Kraft gebrochen; der Eindruck eines Flops. So wie sich Klingsor ankündigt, der mit sich zerfallene, aber dennoch fast unwiderstehlich aktive Bösewicht aus Wagners *Parsifal*: da hört man eins wie das andere.



Wie kommt es, daß wir Carmens Melodie *nicht* als Flop wahrnehmen? Da muß noch mehr Struktur sein, als wir bis jetzt herauspräpariert haben. Den entscheidenden Hinweis gibt der Umstand, daß Carmens Quartsprung im Unterschied zu allen anderen Musikbeispielen, die angeführt wurden, nicht im Auftakt beginnt. Carmen betont eigenartigerweise nicht das Ziel ihres Sprungs, sondern den Anlauf, von dem man zunächst denkt, er sei weniger wichtig, da es ja darum geht, vom Anlaufpunkt wegzukommen. Wenn wir diese Irritation mit der vorigen zusammendenken, dafür aber das scheinbar Begreiflichste, die Akkordrückung, beiseite lassen, haben wir die Lösung. Der Anlaufpunkt wird deshalb betont, weil er nicht bloß Beginn der einen Quarte ist, die zum Grundton führt, sondern *einer ganzen Quartenkette*. Denn der »Grundton« erweist sich seinerseits als Anlauf einer neuen Quarte, und so weiter. Und wenn die Veränderungshandlung des ersten Quartsprungs im Fortgang scheinbar gebrochen wird, dann genau deshalb, weil sie in Wahrheit *weitergeht*, nicht nach einer anderen Veränderungslogik, sondern nach ihrer eigenen. Wir haben sieben Quartsprünge gezählt, die Bizet aufeinandertürmt, bevor er Carmen in eine gewöhnlichere Melodie zurückkehren läßt.



Was sich uns faszinierend mitteilt, ist der paradoxe Effekt, daß die gewöhnliche Vorstellung, die wir von subjektiver Kraftentfaltung haben, revolutioniert wird durch bloße Vervielfältigung ihres musikalischen Zeichens. Das ist keine »aristotelische« Kraft mehr, die sich in einer abgeschlossenen Bewegung zwischen Beginn und Ziel aufhält; kein ideologisches Subjekt, das in einem Grundton zur Ruhe kommt. In einer Kette von Quartsprüngen gibt es überhaupt keine Ruhepunkte mehr, und doch wirkt sie alles andere als haltlos, egal ob man sie herauf oder herunter spielt. Man kann ihr Ruhepunkte nicht einmal, wie der Chromatik, äußerlich hinzusetzen; wenn sie nur lange genug weiterspielt wird, kommt sie mit jedem Ruhepunkt in Konflikt. Ja, sie wirkt kraftvoll, nicht obwohl, sondern *weil* sie mit Ruhepunkten unverträglich ist, denn indem sie die Ruhe nicht wie noch die Chromatik als knappes, immer fernes Gut behandelt, sondern *als Chimäre und Trugschluß*, macht sie auch ihre Kehrseite überflüssig, die Angst vor der Ruhelosigkeit; es gibt keinen Realgrund des Verfallens. Die Kette von Quartsprüngen ist auch in der musikalischen Materialentwicklung in noch größerem Maß als die Chromatik zum Eingangstor in die *Atonalität* geworden. Ein oft als Wendepunkt zur modernen Musik gewürdigtes Stück beginnt mit einer solchen Kette, einer nunmehr provokativ entblößten Quartenkette, die uns nicht mehr einwickelt wie Carmen, die waffenlose Gefangene, sondern uns offen den Fehdehandschuh hinwirft. Das sind die Anfangstakte von Schönbergs Erster Kammermusik:



Mit einem Wort: was uns an Carmens Seguidilla fasziniert, ist wohl weniger der spanische Urlaubshintergrund als die Ahnung, daß uns da eine neue, kühnere musikalische Ordnung eröffnet wird, damit auch eine kühnere, nicht-abgeschlossene Existenzweise⁹, und daß wir sogar in der Lage zu sein scheinen, das Neue schöner zu finden als das Alte. Dies ahnt jedenfalls Don José, und deshalb fällt er in Liebe.

Stillbare Sehnsucht

Im 2. Akt bietet Carmen Don José die Einlösung ihres Liebesversprechens aus der Seguidilla an. Dementsprechend spielt er in der Wirtschaft Lillas Pastias, dem Treffpunkt der Schmugglerbande der Zigeuner, der auch Carmen angehört. Zunächst fehlt Don José, dafür ist der Leutnant anwesend, der sie verhört hatte. Der Regieanweisung zufolge »sitzt Carmen, schaut den tanzenden Zigeunern zu. Der Leutnant spricht leise mit ihr, aber sie achtet nicht auf ihn.« (Das war vorher im Verhör auch schon so.) »Plötzlich steht sie auf und beginnt zu singen.«

Auch dieses Lied ist eine *Fortsetzung von Carmens »Lalala«*. Mit diesen Lauten unterlegt sie den wilden Refrain, und der sonstige Text tut nichts anderes als dieselbe musikalische Wildheit zu *beschreiben*. Sonst zeigt er keinen Sinn — neuerliche provozierende Verhüllung des »Geheimnisses«. Musikalisch knüpft das Lied an die Seguidilla an, aber um die Ebene zu verlassen, die dort mit der Quartenkette bezeichnet war. *Quartensprünge* spielen zwar eine auffällige Rolle in der Melodik. Aber sie sind *dissoziiert*, bloß aneinandergereiht, nicht aufeinander aufbauend. Daher kann sich der »folkloristische« Grundton-Sog wieder als Haupttendenz der musikalischen Bewegung durchsetzen. Es ist aufschlußreich, diese beiden »spanischen« Musikstücke zu vergleichen. Von beiden geht eine starke Faszination aus, aber aus entgegengesetzten Gründen: das eine Mal wird der Grundton unterminiert, das andere Mal in Herrscherpose gesetzt. Damit trifft zusammen, daß Carmen das erste Lied für Don José allein singt und — ohne Ironie — ihre Liebe zu ihm äußert, während das zweite Lied an alle und keinen gerichtet ist. Oder gilt es dem Leutnant? Seine Melodie ähnelt übrigens auffallend dem Beckmesser-Ständchen aus den *Meistersingern*, das die schon erwähnte unfriedliche Mondscheinnacht einleitet und musikalisch trägt. Hier findet man auch das Vorbild der nebeneinandergereihten Quarten. Es handelt sich um eine aus erotischer Frustration entspringende Massenkeilerei der Nürnberger Männer, die erst aufhört, als die Ehefrauen kaltes Wasser über sie ausgießen.

Gleich darauf singt und tanzt Carmen noch einmal für Don José allein, der inzwischen eingetroffen ist. Das wird aber noch weniger eine Wiederaufnahme der Seguidilla. Denn die Szenerie schlägt um: jetzt wird sie nicht mehr von Carmens Liebe bestimmt, sondern von derjenigen Don José — d.h. von seiner *Eifersucht*. Carmens Lied an ihn klingt nur noch, wie Lieder eben zu klingen pflegen, und bewegt sich in einer einzigen Dur-Tonart. Darin besteht ihr *ironisches* Eingehen auf Don José's Wunsch, sie solle sich an ihn allein binden. In der deutschen Partitur steht die Vortragsanweisung »komisch und mit lusti-

ger Feierlichkeit«; aber »widerwillig« wäre angemessener (»du bout des lèvres«).

Ironisch ist aber nicht nur Carmens Gestus am Anfang dieser Liebesszene im Mittelpunkt des 2. Aktes. Sondern diese bezieht sich insgesamt in deutlicher Ironie auf den 2. Akt des *Tristan*, auf die *Liebesnacht Tristans und Isoldes*, die als die längste Liebesszene der gesamten Opernliteratur gilt.

In ihr steigert sich die beiderseitige Sehnsucht, für immer eins zu sein, zum Wunsch, gemeinsam zu sterben, bevor die königlichen Trompeten die Liebenden wieder auseinanderreißen. In der Liebesszene zwischen Carmen und Don José ist die *Reihenfolge umgekehrt*: die Trompeten, die Don José zum Militär zurückrufen, stehen gleich am Anfang. Sie beenden die keineswegs vergeistigte, sondern durch Carmen eindeutig körperlich bestimmte Szene, bevor sie angefangen hat — sie lassen sie aber andererseits für Don José nach ihrem Ende erst richtig beginnen. Offensichtlich kommen sie ihm zu Hilfe, der sich plötzlich allein der entfesselten Sinnlichkeit Carmens und der realen Erfüllung seines Verlangens gegenüber sieht. Mit einem ermutigenden Kampflied war er ihr entgegengezogen, in dem u.a. die Worte vorkommen: »Ich ziehe los, um meinen Gegner ins Jenseits zu schicken.« Die Trompeten des Zapfenstreichs bieten ihm willkommenen Anlaß zu seinem entsetzten »Oh halt ein Carmen!« Sie lassen ihm zwar keine Zeit, auf Carmens erotisches Angebot einzugehen, wohl aber zu einer weit ausholenden Liebesarie, einer *Erzählung von seiner verzweifelten Sehnsucht nach ihr* in der Zeit ihrer Trennung. (In ganz ähnlicher Weise erzählt auch Tristan Isolde in der Liebesnacht die Geschichte seiner Sehnsucht nach ihr.) Die Geste, die Don José's Arie begleitet, weist dabei bereits auf die *offene Gewalt* hin, in die diese Liebe umzuschlagen droht. Denn er zwingt Carmen, die ihn daran erinnert, daß er ja keine Zeit habe, und ihn wütend fortschicken will, ihm zuzuhören, indem er sie laut Regieanweisung »mit der linken Hand fest am Arm gepackt hat«, während er mit der rechten als Beweis seiner ewigen Liebe die mittlerweile vertrocknete Blume hervorholt, die sie ihm am Anfang zugeworfen hatte. Die Szene ist trotz ihrer Tragik offensichtlich auch von überwältigender Komik. In ihr wird eigentlich überdeutlich (wenn es auch immer wieder übersehen worden ist), daß die Leidenschaft Don José's nicht auf reale Erfüllung aus ist, sondern *der Trennung und der Erinnerung* bedarf, um sich voll zu entfalten.

Die Ironisierung der stillbaren Sehnsucht, die sich als unstillbare aufspielt, ist zugleich *Ironisierung der musikalischen Romantik*, in einem Augenblick, als sie der politischen Geschichte nicht mehr entspricht, weil es hier wie da möglich geworden ist, *Erfüllung* zu fordern. Vergeblich singt Don José eine Wagner-Arie, wo doch Carmen vorher schon ein Vorspiel zu Schönberg gegeben hatte.

Aber anstatt seine Liebesbeteuerungen nun echoartig zu wiederholen, wie Isolde es tut, antwortet Carmen ihm mit einem monotonen »Nein, du liebst mich nicht« und weist seinem Begehren, in einer für sie charakteristischen Mischung aus Begeisterung und kühler Berechnung, eine andere Perspektive, als er sich vorgestellt hat. Dafür ist sie aber real: anstatt dem Befehl der Trompete zu gehorchen, soll er desertieren und ihr in das ungebundene Leben der

Schmuggler folgen. Es ist ein Versuch, die perverse Vermengung von Mut und Militär aufzulösen:

Dort, dort, in den Bergen, / nähmst du mich mit auf dein Pferd, / und wie ein tapferer Mann würdest du mich quer / durch das Land auf der Kruppe mit fortnehmen! / Dorthin, dorthin, wenn du mich liebtest, / dorthin, dorthin würdest du mir folgen. / Kein Offizier, dem du zu gehorchen hättest / und kein Zapfenstreich, der ertönt, / um dem Verliebten zu sagen, daß es Zeit ist zu gehen. / Ein offener Himmel, ein freies Leben, / als Heimatland die Welt, als Gesetz dein Wille, / und vor allem die berauschende Sache: / Die Freiheit! Die Freiheit!

(Wohl nicht zufällig antwortet Don José auf diese Aufforderung, sich zu befreien, mit »Mon dieu«!) An dem Lied fällt zunächst der ganz besonders betörende und sinnverwirrende Klang der Sprache auf (»Labas, labas, dans la montagne«), in dem immer noch das »Lalala« mitklingt, und seine Verschmelzung mit der Musik. Das Geheimnis der Verhörscene ist jetzt enthüllt. In der Betonung des sinnlichen Charakters der Sprache ist auch hier der Gegensatz von »geistiger« Sprache und »sinnlicher« Musik aufgehoben. Sein Text erinnert an *revolutionäre Freiheitslieder*. Nicht nur, daß es in den Liberté-Ruf mündet. Sein zentrales Symbol, das In-die-Berge-Gehen, finden wir im damaligen Frankreich auch als Symbol der Revolutionsvorbereitung. In dieser Bedeutung verwendet es z.B. die Kommunardin Louise Michel in der von ihr gedichteten »Schwarzen Marseillaise«. ¹⁰

Es ist bezeichnend, daß Don José's »ewige« Liebe zu Carmen in dieser Situation allein keineswegs ausreicht, um ihr zu folgen und sein bürgerliches Leben endgültig aufzugeben. Erst die Eifersucht auf den Leutnant, seinen Vorgesetzten, der Carmen gerade aufsucht, als er selbst im Begriff ist, sie »für immer« zu verlassen, zwingt ihn dazu. ¹¹ (Und ebenso ist es die Eifersucht auf Escamillo, und noch nicht etwa Carmens »Nein, ich liebe dich nicht mehr«, die ihm den letzten Anstoß zum Mord an ihr geben wird.)

Carmens Liebe verliert er nicht aus purer Willkür, wie sie es am Anfang der Oper den Männern, ihre Phantasien ironisch spiegelnd, vorsang, oder auch aus grausamer Lust an seinem Schmerz, wie sie immer wieder von männlichen Interpreten in ihr gesehen worden ist. Es gibt keinen Grund, an der sehr präzisen Auskunft zu zweifeln, die sie selbst auf Don José's Frage erteilt, ob sie ihn nicht mehr liebe — diesmal ohne Musik, aber Adorno zufolge »mit einer *lateinischen Genauigkeit*, die jeden ihrer Sätze als Protokoll für ein gänzlich unbekanntes Gericht schärft« (Adorno 1984, 235).

»Soviel ist sicher, ich liebe dich viel weniger als früher ... und wenn du dich weiter so aufführst, wird es damit enden, daß ich dich überhaupt nicht mehr liebe ... Ich will nicht gequält und vor allem nicht herumkommandiert werden. Was ich will, ist frei sein und tun, was mir gefällt.« (3. Akt 2. Szene)

Carmen und Sokrates

Carmen hat Don José's Besitzanspruch, und überhaupt auch seiner Liebessehnsucht, eine *widersprechende Antwort* erteilt. Wenn wir sie jetzt noch einmal überblicken, so besteht sie aus einer freien, spielerischen Vielzahl von Elementen: aus Sprache, Lachen, Tanz und Gesang — mal sinnlos schön und mal ganz neuartig, mal unverständlich und mal sehr präzise, mal ironisch und mal

sehr ernst. Sie ist also keineswegs so sprachlos, wie sie vielleicht zunächst schien.

Im Gegenteil: Es ist gerade Don José, der ihr »kein vernünftiges Wort« zur Rechtfertigung seines Besitzanspruchs erwidern und ihn nur mit Gewaltandrohung wiederholen kann. Seine Identität und auch seine Liebe beruhen auf festen *oppositionellen Schemata*: von Gott und Teufel, Maria und Hexe, Geist und Sinnlichkeit, Ordnung und Chaos, Sprache und Musik, und was es sonst noch alles gibt — Mann und Frau gehören 'natürlich' auch dazu. Das ist seine Sprache, unter die er auch das Neue zu subsumieren suchte, das ihm mit Carmen begegnete. Aber vergeblich. Denn Carmen hat sich nicht unterworfen, sondern diese fixen Gegensätze — und damit auch seine ganze Sprache und Identität — *aufgelöst* mit ihrem Verhalten, das ihnen zuwiderlief und gerade dadurch unwiderstehlich faszinierend war.

Hierin liegt auch das entscheidende Argument dafür, daß Carmen *kein »weiblicher Don Giovanni«* ist, keine Frau, die »den Spieß umkehrt« und unter Emanzipation versteht, daß sie nun mit den Männern das macht, was diese bisher mit den Frauen gemacht haben — eine Vorstellung, die aus der Begeisterung über den Carmen-Film von Sauras immer wieder herauszuhören war. Don Giovannis Rolle in Mozarts Oper besteht gerade darin, die oppositionellen Schemata *auszufüllen*: er ist als Inkarnation des musikalisch-erotischen Prinzips *Feind der geistlich-sprachlichen Ordnung*, die dadurch, daß ihr Repräsentant »Komtur« ist, auch dort mit dem Militär konnotiert ist. Don Giovanni tötet ihn zunächst und wird zur Strafe am Ende von dessen »Geist« ins Jenseits geholt. Die Parallelität der abschließenden Konfrontationsszene in beiden Opern ist, nebenbei bemerkt, verblüffend: Vom Vertreter der herrschenden Ordnung ultimativ zur Unterwerfung aufgefordert, schleudern ihm Carmen wie Don Giovanni ein dreimaliges trotziges »Nein!« entgegen, bevor sie von ihm vernichtet werden. Aber um so deutlicher tritt dadurch auch der Unterschied hervor: Carmen hat Don José weder mit wirklichen noch mit weiblichen Waffen bekämpft. Sie wollte ihn nicht vernichten.

Dieser Unterschied im Verhalten der Protagonisten hat weitreichende Konsequenzen, u.a. auch ästhetischer Art. Denn in Mozarts *Don Giovanni* ebenso wie in Hegels Ästhetik ist die *klassische Harmonie der Gegensätze* keine dialogische Beziehung, in der sich die Ausgangsidee durch das ihr Widersprechende verändert. Der Dialog ist in ihr zerstört, der *Widerspruch zum Verstummen gebracht* — mit dem Ergebnis, daß in der Harmonie ein Kampf gegensätzlicher, unveränderlicher Prinzipien tobt. Er ist »kein Wortstreit, sondern ein elementarisches Rasen«, wie schon Kierkegaard (1979, 137) mit ironischer Spitze gegen Hegels Dialektik hervorhob.¹² In dieser Hinsicht ist Bizets Oper also nicht nur antiromantisch, sondern auch *antiklassisch*.

Aber auch Carmens Widerspruch wird schließlich insofern zum Verstummen gebracht, als Don José ihr immer weniger zuhört. So fragt er am Schluß auch, nachdem sie wiederholt klar gesagt hat, daß sie ihn nicht mehr liebt, immer noch: »Du liebst mich also nicht mehr?« Mit der *zunehmenden Sprachlosigkeit* beider verwandelt sich die *opéra comique* am Ende in eine *opéra seria*. Äußeres Zeichen der ausweglosen gewaltsamen Zuspitzung des Konflikts ist

das deutliche *Abnehmen der gesprochenen Dialoge*, die für die *opéra comique* charakteristisch sind, in den beiden letzten Akten.

Don José's leidenschaftliche Anbetung schlägt schließlich in Mord um — nicht als Reaktion auf Carmens eigene Grausamkeit, wie u.a. auch Nietzsche meinte, sondern angesichts der Tatsache, daß sie seine Liebe *anders erwidert*, als er es sich vorgestellt hatte. Es ist, als wollte er mit dem Körper derjenigen, die ihm widersprach, auch das vernichten, was sie sagte. So ist es auch *nicht der ewige Geschlechterkrieg*, den Don José am Schluß in den verzweifelten, aber auch sehr prägnanten Worten zusammenfaßt: »Ich bins, der sie getötet hat, ach meine angebetete Carmen!« Sondern es ist genau die Nähe von Vergöttlichung und Mord. Daß Liebe und Vergöttlichung nicht unbedingt dasselbe sind, hat Carmen ihm ja gerade gezeigt.

Daß sie keinen Versuch macht, ihrer Ermordung zu entgehen, ist ihr oft als eigener Todeswunsch oder als Fatalismus ausgelegt worden. Und tatsächlich geht die *Notwendigkeit ihres Todes* nicht schlüssig aus dem Handlungsablauf der Oper hervor. Dennoch bestand sie für Bizet, und er setzte dieses Ende gegen den Direktor der Opéra Comique durch, der einen guten Komödientenschluß für *Carmen* verlangte. Aber im Unterschied zu seinen Librettisten wollte Bizet damit gerade nicht ihre Schicksalsgläubigkeit zum Ausdruck bringen und mit dieser Haltung der Protagonistin auch dem Ende der Oper, dem Mord an der Frau, den Charakter einer mythischen, unausweichlichen Notwendigkeit verleihen. Das zeigen die von ihm selbst vorgenommenen Umgestaltungen des Librettos im 3. und 4. Akt sehr deutlich, die alle darauf hinauslaufen, ihre Haltung zu ihrer Ermordung zu versachlichen und ihr das mystifizierende Pathos zu nehmen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Carmen stirbt stumm, ohne die in der Oper übliche effektvolle Schicksalsbeschwörung (vgl. Oeser 1964, 716f. mit weiteren Beispielen).

Überzeugender, als die künstlerische Notwendigkeit ihres Todes nun wieder aus einem unveränderlichen Prinzip zu erklären, sei es der Todeswunsch oder das Schicksal, scheint uns die Erklärung aus dem realistischen Zeitbezug der Oper. Denn nach der *Niederlage der Commune* zeichnete sich tatsächlich keine Überlebensperspektive für Carmens revolutionäre Haltung ab.

Die Idee, einen politischen Gewaltakt durch das Ende einer Liebesgeschichte zu symbolisieren, wirkt vielleicht befremdend und sogar unwahrscheinlich. Aber die Oper *Carmen* wäre nicht das einzige Beispiel einer solchen Verdichtung in der europäischen Kultur. Wie hat denn Platon die Hinrichtung des Sokrates symbolisiert? Eines Mannes mit ebenso überlegener Intelligenz, wie Carmen sie gezeigt hat, und von dem ebenso zersetzende Wirkung ausging, und der übrigens kein »richtiger Mann« ist — er erklärt, seine Vorstellung von Liebe, philosophischem Eros, gehe auf eine Frau namens Diotima zurück. Während des *Gastmahls*, auf dem diese Worte fallen, tritt auch Alkibiades auf, Symbolgestalt derer, die ihn hinrichten ließen. Das ist in der realen Geschichte einer der skrupellosesten Machtpolitiker und damit einer der besten Schüler der Sophisten, deren gefährliche Dummheit Sokrates entlarvt; das ist aber in der platonischen Legende ein junger Mann, der den Sokrates leidenschaftlich liebt und der auch zurückgeliebt wird. Jedoch anders, als er es er-

wartet hat: eben mit jenem philosophischen Eros, der nicht auf Körperverschmelzung zielt, sondern auf das »Du mußt dein Leben ändern«. Dieser Alkibiades trägt auch eine Blumenarie vor, in der er sagt:

»Also laufe ich ihm [dem Sokrates] davon und fliehe, und wenn ich ihn wiedersehe, schäme ich mich wegen des Eingestandenen und wollte oft lieber sehen, er lebte gar nicht; geschähe es aber etwa, so weiß ich gewiß, daß mir das noch bei weitem schmerzlicher sein würde, so daß ich gar nicht weiß, wie ich es halten soll mit dem Menschen.« (Gastm.216b-c)

So wie Sokrates nicht bloß einem zufälligen Liebhaber antwortet, sondern *den* Sophisten, so antwortet Carmen nicht nur Don José, sondern *dem* Militär und überhaupt einer ganzen Gesellschaftsordnung der Befehle und Hierarchien, des Zapfenstreichs und Keine-Zeit-Habens, des pervertierten Muts zur Selbstbehauptung in Eifersucht, Hahnenkampf und Kriegsspiel — dem sie vergeblich den Mut zur Selbst*veränderung* entgegensetzt. Zahlreiche Details der Opernhandlung erscheinen danach in einem auch politischen Licht, z.B. der Einmarsch der Militärs zu Beginn des 1. Akts, der niemanden interessiert als die Gassenjungen, die kleinen Hosenscheißer, die ihn begeistert feiern — dem Stierkämpfer Escamillo wird ein ganz anderer Empfang zuteil werden —, oder der Umstand, daß Carmen den Don José in seiner Liebesszene *als* Militär anspricht, ihn wegen seiner bunten Uniform als »Kanarienvogel« verspottet (wenn jemand »bunte Flügel« hat, dann er), ihn also nicht als Privatmann behandelt, sondern als politische Rollenperson. Bemerkenswert ist auch der Schluß des 2. Akts: ein großer Zigeunerchor, in seiner Mitte der gefangengesetzte Leutnant und der widerwillig desertierte Don José, tritt an die Rampe und ruft »liberté, liberté« ins Publikum; diesen Effekt konnte nicht einmal die Inszenierung der Deutschen Oper Berlin umgehen. Es mangelt nur noch daran, daß das Publikum an einer solchen Stelle aufspringt und »Bravo« ruft, wie es »drüben« geschehen sein soll, wenn der Gefangenenchor aus *Nabucco* erklang.

Man könnte meinen, Bizets Verknüpfung von anarchischer Freiheit, Poesie und Schmuggel laufe allenfalls auf eine Denunzierung der Commune heraus. Wenn wir aber davon ausgehen, daß die Oper *Carmen* ihre Botschaft im etablierten Code dieser Kunstgattung verschlüsselt, sieht es schon anders aus. Die Zigeuner sind nun einmal im Typen-Arsenal der Oper die Gruppe, die das Revolutionsthema am ehesten verkörpern können. Außerdem befinden wir uns im Land Proudhons, der geschrieben hat: »Eigentum ist Diebstahl.« In den Memoiren der Kommunardin Louise Michel kann man nachlesen, wie nicht nur Carmen das dazu umdreht, sich über die bestohlenen Bürger lustig zu machen, und kann sich überhaupt über die Ähnlichkeit der Mentalitäten verwundern, auch was Punkte wie Liebe, Spottlust, Freiheit und Wissenschaft, Katzen, Indianer und, wie Louise Michel sagt (1979, 131), »das 'es muß sein' der Frauen der Commune« angeht.

Die Wirkung der Oper seit hundert Jahren zeigt, daß Don José's Vorstellung, mit Carmen auch ihre Antwort zu vernichten, sich nicht bestätigt hat. Aber auch die Gesamtanlage des Schlusses selbst weist schon deutlich erkennbar über den Tod hinaus, mit dem sie so abrupt endet. Der Schluß spielt mit der Montage von zwei gleichzeitigen Handlungen, dem Stierkampf und der

letzten Konfrontation zwischen Carmen und Don José. Durch die Einblendung des Stierkampfs werden sie parallelisiert, wobei offen bleibt, worin der Bezug besteht: Gilt das »Viva!« und »Victoire!« aus der Stierkampfarena tatsächlich nur dem siegreichen Torero und unterstreicht so Carmens Bewunderung für ihn, oder gilt es nicht auch dem Freiheitsruf, mit dem sie Don José hier so stolz entgegentritt? »Niemals wird Carmen weichen. Frei ist sie geboren und frei wird sie sterben!«¹³

Wird hier tatsächlich nur die *Tötung des Stiers* mit der *Ermordung Carmens* verglichen (und diese vom Chor womöglich noch als Befreiungstat bejubelt, wie man das in der Inszenierung der Deutschen Oper Berlin meinen kann?) Oder bezieht sich die Beschreibung des Stiers, der ins offene Messer läuft, nicht auch auf *Don José's Verzweiflungstat*? Der 3. Akt hatte ihn im Duell mit dem Torero bereits ausdrücklich selbst in der Rolle des unterlegenen blindwütigen Stiers gezeigt, und die Karten, die Carmen nach ihrer Zukunft befragt hatte, haben auch ihm den Tod prophezeit: »Ich zuerst, dann er.«

Anmerkungen

- 1 Das heute noch in Frankreich populäre Commune-Lied »Le Temps des Cerises« gibt erste Hinweise auf den Zusammenhang. Der Dichter stellt zunächst eine Äquivalenz von Kirschensaft und *Blut*, »Kirschen-Ohrgehänge« und *Gleichheit* her, um das politische Thema zur Liebesgeschichte zu verschieben: »Kirschen der Liebe in gleichen Kleidern, unter das Blatt fallend wie Blutstropfen«. Dann wird das Thema der *grausamen Schönen* exponiert: »Solltet ihr, wenn die Zeit der Kirschen kommt, die grausamen Schmerzen der Liebe fürchten, dann meidet nur die Schönen! Ich fürchte sie nicht, und so werde ich nicht einen Tag mehr leben, ohne zu leiden.« Das ist auch das Thema von Carmen und Don José und der Einsatz ihrer Geschichte.
- 2 Methodisch haben wir uns vor allem an Roman Jakobson, dem russischen Linguisten, und an Lévi-Strauss orientiert. Beide haben ihrerseits aus der Kunst entscheidende Anregungen erhalten: Jakobson aus der modernen Lyrik (vgl. Jakobson/Pomorska 1982, 12ff., 24ff.), Lévi-Strauss aus Wagner-Opern (vgl. Lévi-Strauss 1971, 30). Ferner waren Adornos Musikanalysen, mit ihrer Verbindung von Strukturbetrachtung und philosophischer Interpretation, für uns vorbildhaft (vgl. z.B. die Mahler-Studie, 1960). Der Teil, der auf Arnold Schönberg zu sprechen kommt, macht sich dessen eigenes Verfahren der Lektüre älterer Musik zunutze (vgl. 1966).
- 3 Diese Verknüpfungen haben nichts »Natürliches«; wenn man hinter die Zeit der Bibel und der griechischen Philosophie zurückgeht, kehren sich die Verhältnisse um. Schon bei Aristoteles stoßen wir auf eine Zweideutigkeit: in seiner »Physik« ist Erdgebundenheit der Körper eher der positive Wert, während ihre Selbständigkeit negativ als Abgespaltensein vom »natürlichen Ort« erscheint; aber gleichzeitig bedeutet Abgespaltensein so viel wie Bewegung und Leben, Rückkehr zum natürlichen Ort so viel wie Ruhe und Tod. Vollständig umgekehrt ist die Bewertung der Erdgebundenheit in manchen Mythen: z.B. wird Antäus gerade deshalb von Herkules besiegt und getötet, weil es diesem gelingt, jenen *hochzuheben*, während er bei Erdkontakt unbesiegt gewesen war.
- 4 Zwei weitere chromatische Fallmotive unterstreichen die Interpretation: das Motiv des Schlafs in Wagners *Ring des Nibelungen* (in den Schlaf fallen, *bewußtlos* werden) und das Motiv des schönsten Mädchens, das den Opfertod erleiden muß, am Ende von Strawinskis *Sacre du Printemps* (Liebesverfallen als ritueller Selbstmord).
- 5 Es ist wichtig zu betonen, daß die Bedeutungen dieses Motivs, ebenso wie die aller anderen musikalischen Zeichen, keineswegs »absolut« feststehen, auch wenn sie in unserer Tradition vorherrschen. Denn sie sind ja nicht ihm selbst immanent, sondern beruhen auf seinen Beziehungen zu allen anderen Zeichen. So können Tonalität und Chromatik auch ihre Plät-

- ze tauschen und die entgegengesetzte Bedeutung annehmen — davon macht die moderne Musik Gebrauch: Im *Wozzek* von Alban Berg ist Tonalität dem Geld und seiner zerstörerischen Wirkung zugeordnet, in der Musik des *Dr. Faustus* von Thomas Mann (die bekanntlich von Adorno »komponiert« wurde), sogar der ewigen Höllequal. Und auch im *Tristan* wird die tonale höfische Ordnung den Liebenden bereits zur Hölle.
- 6 Alle Zitate sind der »neuen wortgetreuen deutschen Übersetzung von Birgit Baitzel« entnommen, in: Czampai / Holland 1984, 35ff.
- 7 »Hund und Wolf sind nicht lange ein gutes Paar«, wird Carmen sagen, wenn die Frage entschieden ist (3. Akt 2. Szene), womit sie an einen anderen Rebellen und einen anderen Ordnungshüter erinnert: Wolfing und Hunding aus Wagners *Walküre*.
- 8 Jäger 1985 ist sozusagen der Versuch, aus der Perspektive von Carmens »Lalala« eine alternative Wissenschafts- und Erkenntnislogik zu entwerfen.
- 9 Auch hier unterstreichen zwei ähnliche Motive die Interpretation. Zum einen der Anfang von Bachs *Et resurrexit* aus der *h-moll-Messe*, dessen erste fünf Noten in Rhythmus und Intervallfolge mit den ersten fünf Noten der *Seguidilla* identisch sind. Was Carmen Don José offeriert, wird sich als säkularisierter Auferstehungs-Appell, Revolutions-Appell, herausstellen, der übrigens auch das »Nimm dich in acht«-Motiv der *Habanera* wiederaufnimmt. Zum anderen Wagners *Siegfried*-Motiv, das auch durch eine Kette von immerhin vier Quartan konstituiert ist. Siegfrieds Bezug zur Revolution von 1848 ist ja weit bekannter als Carmens Bezug zur Revolution von 1871. Musikalisch wie literarisch ist der Kontrast zwischen Siegfried und Carmen so interessant wie die Ähnlichkeit, durch die er erst hervortritt. Carmens Dur-Melodie breitet sich in kleinsten Schritten aus, unwiderstehlich wie ein Temperaturanstieg oder eine leichte Flutwelle des Mittelmeers, so daß man ihre Strukturierung durch Quartan kaum für möglich hält. Das ist die Vereinigung von Kraft und Tanz, die Nietzsche gefeiert hat. Dagegen ist Siegfrieds moll-Motiv so sprunghaft, daß seine Aufwärtsbewegung traumatisch und zerbrochen wirkt, fast schon wie die Bewegung Klingsors; die Quartan-Struktur tritt hier deutlicher hervor, aber dadurch, daß die Melodie sie gleichsam bekämpft. Dem entspricht literarisch, daß Siegfried als *tragischer Held* konzipiert ist, d. h. als einer, der nicht nur unterlegen ist, sondern — in der anthropofugalen Weltordnung Schopenhauers — unterliegen *mußte*. Sein Motiv stellt nur die eindrucksvolle Ruine einer Hoffnung dar, die Wagner *verraten hat*. *Ob das damit zusammenhängt, daß der Komponist Siegfrieds (wie später auch Parsifals) Haupteignung zum Revolutionieren im Einfältigen gesehen hat?*
- 10 »Hört ihr den Donner der Kanonen? / Zurück, wer schwankt! / Morgen wird der Feigling verraten! / Auf die Berge, auf die Klippen / voran! Wir säen die Freiheit.« (Michel 1979, 69)
- 11 Wäre Carmen nicht Rebellin, sondern Tochter des Oberbefehlshabers der Feindheere, und würde sie Don José nicht die »Berge« offerieren, sondern den Frontwechsel zu ausländischen Militärs, kurz: wäre sie *Aida*, dann hätte sich Don José vielleicht überreden lassen wie *Radames*. Vor der viel größeren Zumutung, die Ordnung des Militärischen als solche zu quittieren, versagt er. Als er später, gegen seinen Willen, doch in die »Berge« geraten ist, hält Carmen ihm vor, »daß dieser Beruf nicht ohne Gefahr ist für solche, die sich wie du weigern, sich zu verstecken, wenn sie Gewehrschüsse hören« (3. Akt 2. Szene).
- 12 Im »Kunst«-Kapitel der »Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften« schreibt Hegel, die Kunst sei »ein beschränkter Volksgeist«, weil sie den absoluten Geist nur in der »Einzelheit des Gestaltens expliziert«; daher gelange die künstlerische Schönheit zwar »zur Durchdringung der Anschauung oder des Bildes durch das Geistige« (§ 559), aber: »Der Inhalt ist nur als der abstrakte Gott des reinen Denkens oder ein Streben nach demselben, das sich rastlos und unversöhnt in allen Gestaltungen herumwirft, indem es sein Ziel nicht finden kann.« (§ 561) Der Widerspruch, den Hegel hier mit seiner Opposition von abstraktem Geist und bildlicher Gestaltung zum Verstummen bringt, war übrigens sein eigener, der noch in der »Phänomenologie des Geistes« die Analyse geleitet hatte. Vgl. dazu Jäger 1985, 129f.
- 13 Das sind die letzten Worte der Erklärung, die der Hauptangeklagte im Prozeß gegen die Commune-Mitglieder, Ferré, vor dem Kriegsgericht abgab: »Als Mitglied der Pariser Commune bin ich in den Händen der Sieger: sie wollen meinen Kopf, sollen sie ihn nehmen! *Frei*

habe ich gelebt, und ebenso werde ich zu sterben wissen. Nur noch ein Wort: das Glück ist launisch« (wie die Liebe), »ich vertraue der Zukunft die Sorge um mein Andenken und um meine Rache an.« (Zit. nach Michel 1979, 142).

Literaturverzeichnis

- Adorno, Th.W., 1960: Mahler. Eine musikalische Physiognomik. Frankfurt/M.
 Adorno, Th.W., 1984: Fantasie sopra Carmen. In: A. Czampai / D. Holland (Hrsg.), Carmen. Texte, Materialien, Kommentare (rororo Opernbuch), 233-244
 Bizet, G., 1908: Lettres. Impresions de Rome — La Commune. Paris
 Istel, E., 1927: Bizet und Carmen. Stuttgart
 Czampai, A., und D. Holland (Hrsg.), 1984: Carmen. Reinbek b. Hamburg
 Jakobson, R., und K. Pomorska, 1982: Poesie und Grammatik. Dialoge. Frankfurt/M.
 Jäger, M., 1985: Die Methode der wissenschaftlichen Revolution I. Berlin/W.
 Kierkegaard, S., 1979: Entweder/Oder. 1. Teil, Bd.1. Köln
 Lévi-Strauss, C., 1971: Das Rohe und das Gekochte (Mythologica I). Frankfurt/M.
 Michel, L., 1979: Memoiren. 2., verbesserte Auflage. o.O.
 Oeser, F., 1964: Vorwort zum Klavierauszug der Kritischen Neuausgabe von »Carmen«. Kassel
 Schönberg, A., 1966: Harmonielehre. 7 Aufl. Wien
 Stefan, P., 1952: Georges Bizet. Zürich

Musik im ARGUMENT

Jost Hermand Konkretes Hören.

Zum Inhalt der Instrumentalmusik

»Dieses Buch ist eine Bereicherung und Herausforderung der gegenwärtigen musikgeschichtlichen, musikästhetischen und musikpädagogischen Diskussion — engagiert und verständlich geschrieben ...«

(R. Schneider, in: Zeitschrift für Musikpädagogik)

200 S., br, 18,-, Ln. 34,- DM

Langspielplatte Musik gegen die Dummheit

Eislerlieder gesungen und vorgeführt von Johannes Hodek, Thomas Kühn, Klavier. Live-Mitschnitt eines Workshops an der Hochschule der Künste Berlin.

Langspielplatte
mit Beiheft 19,80 DM

Hanns Eisler

»Die mehr als dreißig systematisch aufeinander abgestimmten Einzelabhandlungen zeichnen ein ... umfassendes und vielseitiges Eisler-Bild ...« (W. Schmidt-Faber im WDR)
 Argument-Sonderband AS 5
 17,60 DM/f.Stud.14,60 DM
 (Abo: 14,60/12,60)

Musik der 50er Jahre hrsg. v. Hans-Werner Heister und Dietrich Stern

Alltagskultur; Henze-Interview; Dessau / Lukullus-Debatte; Neubayreuth; Oper; Avantgarde; Cool Jazz; Musikpädagogik und U-Musik; Rock'n Roll.

Argument-Sonderband AS 42
 17,60 DM/f.Stud.14,60 DM
 (Abo: 14,60/12,60)

Gabriele Dietrich

Perspektiven einer feministischen Theologie: Volle Menschlichkeit für Frauen und Männer*

Es ist unwahrscheinlich, daß die Bibel jemals in der gleichen Weise als ein Buch der Frauenbefreiung gelesen werden wird wie die Bauern von Solentiname in Nikaragua die Bibel als *ihr* Befreiungsbuch wieder-entdeckt und eingeklagt haben. Nicht zufällig fehlt die Frauenfrage in den meisten von Männern geschriebenen Befreiungstheologien. (...)

Die Botschaft der Befreiung scheint von Männern und für Männer geschrieben zu sein. Würde man gegen die Autoren einwenden, daß sie die Hälfte der Menschheit ausgelassen haben, so würden sie wahrscheinlich erwidern, daß sie niemals die Absicht hatten, Frauen herauszulassen, daß das Volk von Israel, das von der Sklaverei in die Freiheit ins gelobte Land geführt wurde, selbstverständlich aus Frauen und Männern bestand, ebenso wie die Menschheit, für die Christus am Kreuz starb. Bedauerlicherweise liegen die Dinge nicht so einfach. Die Bibel ist voller Annahmen über das soziale und juristische Leben, in denen sich die untergeordnete Stellung der Frau in den alten Gesellschaften spiegelt. Schlimmer noch: die Bibel ist voller wirksamer Bilder von Frauen und Männern, die eine untergeordnete Stellung der Frau in die heilige Ordnung der göttlichen Schöpfung und in die Geschichte seines Volkes zurückprojizieren.

Es ist daher nicht verwunderlich, daß einige Feministinnen den Schöpfungsmythos in 1.Mose 2 und 3 vehement zurückgewiesen haben, weil sie in ihm ein Hauptunterdrückungsinstrument sahen. Obwohl ein solcher Protest in seiner Legitimität und Wahrheit ernstgenommen werden muß, ist er nicht unbedingt der einzige Zugang zu einer feministischen Bibellektüre. Es kann eine andere Möglichkeit sein, die wenigen progressiven Aussagen, die zu finden sind, einfach herauszuisolieren, wie z.B. 1.Mose 1,27: »Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie einen Mann und ein Weib.« Oder das berühmte Galater 3,28: »Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier, hier ist nicht Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal einer in Christus Jesus.« Aber was tun wir dann mit dem Rest? Wir können ihn entweder unauffällig fallen lassen, oder wir können versuchen, ihn mit diesen progressiven Aussagen in Einklang zu bringen. Da die Theologie jedoch von Männern dominiert wird, und da die Mehrheit von ihnen eher zu der mehr patriarchalischen Sorte gehört, wird es ein bißchen schwierig sein, mit irgendeiner der beiden Lösungen davonzukommen. Wir müssen deshalb einen lästigeren, umständlicheren Weg wählen: Wir werden die Stellung der Frau in den alten Gesellschaften verstehen müssen, in denen die Autoren des Alten und des Neuen Testaments geschrieben haben, und wir werden verstehen müssen, wie diese Autoren entweder ihre gesellschaftliche

* Zuerst veröffentlicht unter dem Titel: »Perspectives of a Feminist Theology. Toward the Full Humanity of Women and Men«, in: *God, Women and the Bible / Logos*, vol. 22, No.3 Oct. 1983, 1-51; übersetzt von Nora Räthzel und Heike Vetterlein.

Umgebung kritisiert oder sich ihr angepaßt haben. Die schreienden Widersprüche, z.B. in den Schriften des Paulus, können verstanden werden ... als Konflikt zwischen einigen seiner wirklich tiefen Einsichten (wie Gal.3,28) und der gesellschaftlichen Realität seiner Zeit.

Die moralischen Ermahnungen in den Briefen an die Gemeinde, die eine oder zwei Generationen später geschrieben wurden (die schlimmste wohl 1.Timotheus 2,8-15), haben eine völlig reaktionäre Position verfestigt, weil sie auf die Schöpfungsgeschichte zurückprojiziert wurden, wodurch diese Position den Schein von Ewigkeit erhielt. Es ist wichtig, solche Positionen als die patriarchalische Ideologie, die sie schlicht und einfach sind, zu demaskieren und zu zeigen, daß sie absolut nichts mit Bibelexegese zu tun haben, um ein größeres Verantwortungsbewußtsein beim Zitieren der Bibel zu entwickeln.

Die juristische und gesellschaftliche Stellung der Frau im Alten Testament

»Und er soll Dein Herr sein«, dieses Urteil aus 1.Mose 3,16 faßt die Position als Unterworfenen zusammen, in der Frauen sich im Alten Testament (AT) finden. Aber das ist nicht alles, die Frauen leiden unter einer doppelten Not: Ihr Verlangen wird nach ihrem Mann sein, aber er soll ihr Herr sein. Darüber hinaus wird sie mit Schmerzen bei Geburt und Schwangerschaft bestraft. Der Mann wird durch Schweiß bei seiner Arbeit bestraft. Aber wir wissen alle, daß Frauen bei ihrer Plackerei nicht weniger schwitzen. Zu dem, was der Mann zahlt, zahlen sie noch eins drauf. Sie schwitzen während der Arbeit, sie haben Schmerzen bei der Geburt und sie sind emotional abhängig von dem Mann, der sie beherrscht.

Im alten Israel war die Anwendung von Gesetzen weitgehend eine lokale Angelegenheit. Während es Fälle gab, in denen staatliches Gesetz, d.h., das Gesetz des Königs praktiziert wurde, war es meistens üblich, daß die freien, erwachsenen Männer sich am Stadttor versammelten und Gericht hielten. Von einer solchen Gewohnheit hören wir z.B. in Ruth 4,1ff., d.h., daß alle Gesetze praktisch von Männern für Männer geschrieben wurden. Da die Frauen im öffentlichen Leben keine wichtige Rolle spielten, wurden sie einfach entsprechend den herrschenden Gewohnheiten behandelt. In der ältesten Gesetzesammlung, dem sogenannten Buch des Bundes (2.Mose 20, 22-23; 19) gibt es kaum Regelungen, die Frauen betreffen.

Es ist daher sehr schwierig, ein zuverlässiges Bild von der rechtlichen Stellung einer freien israelischen Frau zu bekommen. Sie war in erster Linie die Ehefrau oder Tochter eines freien israelischen Mannes. Nur als Mutter oder Witwe konnte sie als eine Person mit eigenen Rechten gedacht werden. Die Familie war patriarchalisch und patrilocal organisiert, d.h., eine Frau heiratete in die Familie ihres Mannes und verließ ihre eigene. Obwohl zuweilen angenommen wurde, daß »ein Mann Vater und Mutter [darum] verlassen und an seinem Weibe hängen [wird], und sie werden sein ein Fleisch« (1. Mose 2,24), vielleicht ein Indikator für matrilocale Gewohnheiten, gibt es doch keine weiteren derartigen Indikatoren. Wahrscheinlich weist dieser Vers lediglich darauf hin, daß ein Paar sich seinen eigenständigen Haushalt aufbaut. Erbschaft folg-

te der männlichen Linie. Nur wenn es keinen männlichen Erben gab, konnte die Tochter erben (4.Mose 27,1-11). Bis zur Heirat war das Mädchen der Autorität ihres Vaters unterworfen. Es mußte ein Brautpreis für sie bezahlt werden (2.Mose 22,16; 5.Mose 22,29), der eine Kompensation für ihre Familie war. Nachdem er sie mit nach Hause genommen hatte (5.Mose 20,7; 2.Mose 21,10; 5.Mose 22,12 etc.), war der Mann der »Besitzer« der Frau, und sie war sein »Eigentum« (2.Mose 21,322; 5.Mose 24,4.22.22). Der Charakter der Frau als »Eigentum« des Mannes ist klar ausgedrückt in den Gesetzen zum Ehebruch, die mit zweierlei Maß messen: Ein Mann begeht Ehebruch, wenn er mit der Frau eines anderen Mannes schläft, d.h., er berührt das Eigentum eines anderen Mannes. Es ist gleichgültig, ob er selbst verheiratet ist oder nicht (5.Mose 22,22cf.; 3.Mose 20,10). Die Zehn Gebote weisen in die gleiche Richtung (2.Mose 20,14; 5.Mose 5,18). Im Gegensatz dazu, begeht die Frau Ehebruch, wenn sie aus ihrer eigenen Ehe ausbricht. 4.Mose 5,11-31 beschreibt ein Gottesurteil für Frauen, die des Ehebruchs verdächtigt werden. Ein Mann hat das Recht, Beziehungen mit Prostituierten und Sklavinnen zu haben, nur kultische Prostitution ist verboten. Er kann mehrere Frauen heiraten und sich von seiner Frau trennen, wenn er etwas Abstoßendes an ihr findet. Er schickt sie dann aus dem Haus und gibt ihr einen Scheidungsbrief (5. Mose 27,1ff.), ohne genaue Gründe zu nennen. Der Status der Frau verbessert sich mit der Anzahl der Kinder, die sie bekommt, besonders bei männlichen Kindern. Die verbesserte rechtliche Position nach dem Gebären zeigt sich in der Verantwortlichkeit beider Eltern für ihre Nachkommen. Beide müssen geehrt, beiden muß gehorcht werden (2.Mose 20,12; 5.Mose 21,18-21).

Die rechtliche Stellung der Frau war in den Zeiten des AT sehr eingeschränkt. Trotz allem spielte sie im Haus eine sehr wichtige Rolle und steuerte einen bedeutenden Anteil zum wirtschaftlichen Wohlergehen der Familie bei. In Sprüche 31,10-31 gibt es ein Gedicht über eine »ideale Frau«. Sie gibt ihrer Familie Nahrung, aber sie produziert auch Textilien und andere Güter für den Verkauf. Sie kann Felder und Weinberge kaufen. Sie kauft und verkauft auf dem Markt.

Verschiedene Autoren haben hervorgehoben, daß die Stellung der Frau im AT eng mit der Produktionsweise verknüpft ist (Cruesmann 1978, Meillasoux 1976). Diese kann im alten Israel als eine segmentierte Gesellschaftsform charakterisiert werden, in der die haushaltszentrierte Landwirtschaft sehr wichtig war. Die besitzenden Einheiten waren die erweiterte Familie, der Clan und der Stamm. Die grundlegenden Konsumtionsgüter, Nahrung und Textilien und bestimmte Ledergegenstände wurden im Haus produziert. Eine große Familie ist nötig, um alle ökonomischen Aufgaben zu erfüllen. Es ist deshalb nur offensichtlich, der Fruchtbarkeit und dem Gebären besondere Bedeutung beizumessen. Die Frau wird als Arbeitskraft und als Kindergebärerin ausgebeutet. Obwohl die wirtschaftliche Stellung der Frau wichtig ist, kann sie niemals eine unabhängige Produzentin sein. Ihre sexuelle Verletzbarkeit ist ein weiterer Punkt, der zur Subordination der Frau beiträgt. Abgesehen davon war sie Teil der Kriegsbeute in jedem Krieg, und Vergewaltigung war immer möglich (4.Mose 31, 31-35). Zugleich war eine Vergewaltigung, obwohl sie als Verbre-

chen galt, selbst in Friedenszeiten keine Tat, der man entgegentrat (s. Richter 19,23-26), zumindest, wenn es sich um eine jungfräuliche Tochter oder um eine Konkubine handelte.

Die Schöpfungsgeschichten und der Sündenfall

Die älteste Schöpfungsgeschichte ist die in 1.Mose 2,4 bis 3,24. Sie wird den Jahwisten zugeschrieben (10. oder 9. Jh.v.Chr.). Heute ist akzeptiert, daß diese Geschichte von einem Autor geschrieben wurde, der verschiedene Traditionen unter einen Hut bringen wollte, z.B. die der zwei Stämme Israels. O.H. Steck hat diesen Schöpfungsmythos als einen Mythos bezeichnet, der versucht, den Ursprung der Verhältnisse zu erklären, die die Menschen der damaligen Zeit in ihrer Umgebung beobachten konnten. Aber das volkstümliche Material ist von dem Autor geschickt neu arrangiert worden. Vor allem in 1. Mose 2 und 3 versucht er, eine Lebenserfahrung zu erklären, die zutiefst widersprüchlich ist: Auf der einen Seite gibt es Himmel und Erde, den fruchtbaren Boden, die Tiere und Kameradschaft von Frau und Mann, auf der anderen Seite gibt es Mühe und Schweiß, die Schmerzen der Geburt und die Unterordnung der Frau unter das Gesetz des Mannes.

Der Begriff Adam, Mensch, wird nicht eindeutig gebraucht. Zunächst müssen wir uns klar machen, daß es nicht der individuelle Name einer bestimmten Person ist.

Die Art, in der wir von Adam und Eva als von zwei einmaligen Individuen sprechen, ist ziemlich irreführend. Adam ist ein genetischer Name. Das Wort ish, Mann, hat seinen Gegenpart in dem Wort isha, Frau. An einigen Stellen (z.B. 1.Mose 2,22 und 25) wird »Adam« explizit benutzt, um ihn von seiner Frau zu unterscheiden. Aber in 1.Mose 3,17ff. schließt die Strafe des Kummers, mit dem man sich auf dem Felde nähren soll, die Lebensbedingung der Frau mit ein, die weder von dieser harten Arbeit noch vom Tod ausgeschlossen wird (ähnlich in 1.Mose 3,22-24). Aber ohne Zweifel ist die ganze Erzählung männerzentriert geschrieben. Dennoch ist es bemerkenswert, daß der Schöpfungsmythos die Geschichte der Erschaffung der Frau erzählt. Es ist die einzige Erzählung dieser Art im alten mittleren Osten. Gott sagt ausdrücklich, daß es nicht gut ist, wenn der Mann allein ist. Es ist heute allgemein anerkannt, daß das Wort »Helfer« keine Unterordnung ausdrückt. Es kann sogar für Gott stehen (Ps.121,2; 146,5; 33,20; 115,9-11; Mose 18,4; Mose 33,7,26,29). Andererseits kann es auch für die Tiere benutzt werden, aber diese sind offensichtlich keine adäquate Gesellschaft für den Mann. Die Spezifizierung »kenegdo« (»ihm entsprechend«) drückt Gleichheit aus. Deswegen sagt der Mann freudig: »Das ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch; man wird sie Männin heißen, darum daß sie vom Manne genommen ist.« Es liegt auf der Hand, daß der Vergleich ish/isha Gleichheit ausdrückt und nicht Unterwerfung. Es ist dieselbe Art der Namensgebung, wie bei Adam, Mensch, nach Adamah, Erde.

Die Erschaffung der Frau drückt vorrangig Harmonie und Gleichheit aus, vor allem durch die Bemerkung in 1.Mose 2,25, daß sie beide nackt waren und

sich nicht schämten. Der Geschlechterunterschied spielt keine Rolle, er verursacht weder Scham noch Herrschaft. Wenn wir im dritten Kapitel lesen, wie die Harmonie zusammenbricht und Not und Herrschaft entstehen, dann ist es wieder sehr hilfreich, die Erzählung als einen Mythos zu lesen, der die Ursachen der damaligen Lebensweise erklären will. Sie entwickelt keine Theorie darüber, wie die Unzulänglichkeit sich in die göttliche Schöpfung eingeschlichen haben mag, sie führt nicht aus, wie das Böse aus dem Nichts entstanden ist. Sie projiziert einfach das vorhandene Böse in die Geschichte des Sündenfalls zurück. Sie sieht in der Schlange einen Urfeind des Menschen. Das reflektiert möglicherweise eine wirkliche Erfahrung der palästinensischen Agrargesellschaft. Wenn festgestellt wird, daß die Schlange sich *der Frau* nähert, dann sehen wir für diese Annäherung keinen anderen Grund, als den Versuch zu erklären, warum Frauen mehr leiden als Männer und warum sie von den Männern beherrscht werden.

Die Sünde, die man sich vorstellt, ist ein Akt des Ungehorsams. Daraus folgt die eigenständige Fähigkeit, zu wissen, »was gut und böse ist«, und d.h., »wie Gott zu sein«. Da die Menschen vorher im Einklang mit Gott, Teile seiner guten Schöpfung waren, kannten sie das Böse nicht, hatten es nicht erfahren. Das Böse ist die Folge einer Trennung von Gott. Als Folge dieser Tat entdecken sie, daß sie nackt sind und schämen sich deswegen. Eine fundamentalistische Interpretation hat es oft eilig, den »Sündenfall« mit dem »Bösen« der Sexualität in Verbindung zu bringen. Offensichtlich ist das hier nicht die Intention. Geschlechtsverkehr wird erst in 1.Mose 4,1 erwähnt. Die »Nacktheit« drückt einerseits das Getrennt-Sein von Gott aus, nach dem Herausfallen aus der ursprünglichen Einheit. Andererseits hat die Scham über ihre Nacktheit meinem Verständnis nach noch eine andere, tiefere Bedeutung: Nacktheit drückt hier aus, daß sie sich ihrer Sexualität negativ bewußt werden; plötzlich sind beide auf eine stereotype Geschlechterrolle reduziert, die die Beherrschung der Frau durch den Mann einschließt, nach dem sie verlangt und der ihr Herr sein soll (1.Mose 3,16). Der Fluch reduziert die Frau vollkommen auf ihre Rolle als schmerzreiche Gebälerin. Andererseits wird der Mann auf schwere Arbeit reduziert. Wir finden hier das Klischee von der Frau als »Natur« und dem Mann als »Kultur«, wobei die Natur der Kultur unterworfen ist. Das vernachlässigt völlig den Arbeitsanteil im Leben der Frauen, der, wie wir weiter oben sahen, ziemlich bemerkenswert war. Es vernachlässigt ebenso das, was wir heute die Doppelbelastung der Frau nennen, die Kombination von Kindererziehung und Arbeit im Haus und außerhalb des Hauses. Es reduziert den Mann auf ein Leben der Entfremdung von der Natur und von der Frau. Erst in 1.Mose 3,20 gibt der Mann der Frau den Namen Eva, und diese Namensgebung drückt jetzt Beherrschung aus, ebenso wie der Mann zuvor durch Namensgebung den Tieren gegenüber seine Autorität durchgesetzt hat.

Schauen wir uns kurz die Schöpfungsgeschichte nach einer späteren Quelle an (6. Jh.v.Chr.), die sogenannte Priesterschrift, die während und nach dem babylonischen Exil geschrieben wurde. In gewisser Weise können wir sie als einen ersten Kommentar zur Schrift des Jahwisten lesen. In genialer Weise faßt sie zusammen, wie Mann und Frau vor dem Sündenfall als Gleiche geschaffen

wurden. Hier (in 1. Mose 1,26-27) wird der Begriff Adam [in der deutschen Lutherübersetzung Mensch; d.Übers.] ganz eindeutig allgemein benutzt, für Mann und Frau. In Vers 27 wird besonders hervorgehoben, daß die Erschaffung des Menschen beide einschließt: »... und schuf sie einen Mann und ein Weib.« Es ist auch wichtig, den Zweck der Erschaffung von Mann und Frau zu sehen: »Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht.« (Vers 26) Ziel der Erschaffung ist, daß Mann und Frau die Erde beherrschen. Das Verb *radhah*, beherrschen, ist ein sehr starker Begriff, der normalerweise dazu benutzt wird, die Tyrannei des orientalischen göttlichen Königs auszudrücken. Im Zeitalter der ökologischen Krise und des Kampfes für Abrüstung ist oft kritisiert worden, daß in Vers 26 ebenso wie in Vers 28 dieses starke Verb benutzt wird; es scheint die Ausbeutung der Natur gutzuheißen. Wenn man jedoch weiter geht, wird einem die Bedeutung klar. Ursprünglich konnte das Verb *radhah* nur für einen totalitären Herrscher benutzt werden. Indem Gott Frau und Mann nach seinem Bild schafft, damit sie die Erde beherrschen, drückt er aus, daß er kein omnipotenter orientalischer Herrscher ist, sondern daß er seine Macht mit Frau und Mann teilt.

Dies ist jedoch eine Aufgabe, die noch nicht vollendet ist. Von der Frauenbewegung wird heute die wichtige Frage gestellt, wie Frauen wirklich an der Macht teilhaben können und wie in diesem Prozeß der Machtbeteiligung der Charakter der Macht verändert werden muß. Ein Großteil der ökologischen Katastrophe und des Wettrüstens sind durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung verursacht, durch die Reduktion der Frauen auf den sogenannten Reproduktionsprozeß und durch die Kontrolle der Produktion und der Macht durch Männer. In diesem Sinn ist die Reduktion der Frauen auf »Natur« und die Produktion einer entstellten »Kultur« durch Männer, wie sie in 1. Mose 3 als Folge des Sündenfalls beschrieben werden, nach wie vor eine der Hauptwurzeln der gegenwärtigen Weltkrise. Die Beteiligung der Frauen an Kultur, an Produktion und an Macht kann von daher gesehen also nicht einfach eine numerisch gleiche Repräsentation in allen Lebensbereichen bedeuten. Sie muß eine grundlegende Umgestaltung von Kultur, Produktion und Macht einschließen. Sie muß darauf orientieren, Kultur und Natur zu versöhnen.

Diese Überlegungen machen auch deutlich, daß die Erlösung vom Sündenfall nicht nur ein theologisches Thema ist; sie ist eine diesseitige Aufgabe von weltweiter Bedeutung. Es ist ebenso klar, daß diese Aufgabe der Erlösung nicht gedacht werden kann, ohne die Unterwerfung der Frau unter den Mann aufzuheben.

Ist Gott männlich?

Es ist zweifellos ein Problem, daß in der Bibel für Gott das männliche Personalpronomen benutzt wird. Mary Daly drückt es so aus: »Wenn Gott ein Mann ist, dann ist der Mann Gott.« Das ist sehr wahr, aber ist »er« es? Mary Daly löst das Problem, indem sie die Exegese hinter sich läßt und sich auf eine

Seins-Philosophie konzentriert, die einerseits von der Theologie Paul Tillichs, andererseits von der Frauenbewegung inspiriert ist. Obwohl sie viele grundlegende und überraschende Einsichten übermittelt, hat man doch das Gefühl, daß die exegetische Position nicht so hoffnungslos ist, wie sie zu unterstellen scheint.

Viele feministische Theologinnen haben darauf hingewiesen, daß es im Umgang Jahwes mit seinem Volk viele weibliche Aspekte gibt. Jahwe ist nicht im gleichen Sinne ein männlicher Gott, wie die kanaanitischen Götter, die eine Gemahlin haben. Und obwohl er Vater genannt wird, ist er ein Vater, der Wunden heilt, sein Volk kleidet und den hungrigen Kindern zu Essen gibt — Aktivitäten, die in Israel (und anderswo) normalerweise von Frauen getan wurden (Nehemia 9, V.21). Es wurde hervorgehoben, daß das Erbarmen, ein Charakterzug Jahwes, *rachamin*, aus dem hebräischen Wort »Rechem« abgeleitet ist und in Wirklichkeit »Bewegung des Leibes« bedeutet. Das Bild des Leibes, der Gebärmutter, wird im Buch Jesaja häufig benutzt (Jesaja 42,14; 49,15; 66,9). Schmerz und Schreien werden dort Jahwe zugeschrieben, und Jahwe wird seine Kinder trösten, wie eine Mutter ihre Kinder tröstet (Jesaja 66,13).

Es ist also wichtig festzuhalten, daß Gott nicht »männlich« ist und daß im Bild Gottes im AT weibliche Eigenschaften ausgedrückt werden; ebenso wichtig ist es zu sehen, welche es sind. Es sind keine biologischen Geschlechterqualitäten wie Fruchtbarkeit, sondern kulturelle Qualitäten in dem Sinne, daß sie etwas mit der Entwicklung der menschlichen Beziehungen zu tun haben und daher mit der Entwicklung der Gesellschaft. Gott offenbart Eigenschaften wie Erbarmen, Fürsorge, Nähren, Lieben. Diese Haltungen sind mit dem weiblichen Geschlechterstereotyp verknüpft worden, aber es sind allgemeine, wünschbare menschliche Qualitäten. Es kommt also nicht darauf an, daß Gott »männlich« oder »weiblich« ist, sondern darauf, daß Jahwe »Weibliches« und »Männliches« überschreitet und reintegriert.

In der Frauenbewegung hat es viel Romantizismus in bezug auf solche Dinge wie Matriarchat und Göttinnen gegeben. Ich stimme wohl mit Rosemary Radford Ruether (in: Moltmann-Wendel 1978) darin überein, daß die Polarisierung in männlich und weiblich ein Unglück in der Menschheitsgeschichte war, und daß die Reduktion der Frauen auf eine unterwürfige dahinvegetierende Existenz ebenso wie die Usurpation von Geist und Macht durch die Männer überwunden werden muß. Was die Steinzeit und die Fruchtbarkeitsreligionen im alten mittleren Osten angeht, ist sie etwas romantisch: Im Vergleich zu ihnen erscheint ihr die Jahwe-Religion des AT als ein jäher Sturz in ein unterdrückendes Patriarchat. Was die Gesellschaft angeht, so waren die alte israelische Gesellschaft ebenso wie die kanaanitische Umgebung unterdrückende, patriarchalische Gesellschaften. In bezug auf die Religion ist es richtig, daß die Göttinnen Kanaans, Astartas, Asheras und Anath abgelehnt wurden, aber ebenso Baal. Was das AT wirklich zurückwies, war die Fruchtbarkeitsreligion, die auf sexuellen Kulten basierte, die wiederum mit Tempelprostitution einherging.

Eines der entscheidenden kultischen Ereignisse war das »hieros gamos«, die

heilige Hochzeit zwischen Gott und Göttin, das seine Entsprechung in der heiligen Hochzeit des Königs hatte. Dies verlieh dem Sexualakt eine dominierende religiöse Bedeutung ebenso wie der Idee des heiligen Königtums. Im Vergleich dazu überschreitet die Religion des AT sowohl den Sex als auch die Institution des Königtums, der es sehr kritisch gegenübersteht (Wielenga 1981). Obwohl das weibliche Element in der kanaanitischen Religion stark repräsentiert ist, muß man sich fragen, in welcher Weise. Die höchsten Götter sind Baal und El, die weiblichen Götter erscheinen als Ehefrauen und Schwestern und auch eigenständig, dann aber in einer weniger zentralen Position. Ihre wesentliche Qualität ist Fruchtbarkeit, eine andere wichtige Krieg. In einem der bekanntesten Texte wird Annat, die Schwester Baals, als eine höchst grausame Kriegsgöttin beschrieben, die sich, mit dem Blut ihrer Feinde durchtränkt, an ihrem Gemetzel erfreut (Beyer 1975, 212). Da ein Teil des Textes verloren ist, kennen wir nicht die Gründe für den Krieg. Aufgrund der bekannten Mythologie könnte das Ziel aber sein, entweder Baal vom Tode zu retten oder die Fruchtbarkeit der Erde mit Blut wiederherzustellen. In dieser Prozedur kann ich nicht sehr viel »Versöhnung mit der Erde« entdecken.

Wir können also schlußfolgern, daß im AT zwar das männliche Bild vorherrscht, daß es aber auch ein weibliches gibt; Jahwe ist ganz sicher nicht männlich im sexuellen Sinn des Wortes, in dem es die kanaanitischen Götter ausdrücklich waren. Der Begriff »Phallokратie«, den Mary Daly in bezug auf das AT benutzt, ist weder vom Standpunkt der Exegese zutreffend, noch in bezug auf die historisch-religiöse Umwelt, in der sich die Religion Israels als Protest zu ihr entwickelte. Wenn in diesem Begriff dennoch ein starkes Element von Wahrheit steckt, dann wegen der anhaltenden männlichen Vorherrschaft, die von Anfang an in der Kirche existierte und zu einem phalokratischen Gebrauch der Bibel geführt hat. Wir haben aber gute Gründe, genau diesen Gebrauch der Bibel zu bekämpfen.

Auf jeden Fall bekommt die Frage der »Männlichkeit« Gottes im Neuen Testament eine neue Qualität. Die Fleischwerdung Gottes hat in Jesus stattgefunden und damit in einem Mann. Darüber hinaus hat die Jesus-Tradition in unserem Denken am stärksten den Eindruck von dem »Vater« geprägt. Was hat also das Kommen Jesu den Frauen angetan?

Jesus, der Mann

In ihrem Buch »Flesh of my Flesh« hat die britische Laientheologin, aktive Feministin und Mutter von vier Kindern, Una Kroll, folgendes über das Mannsein Jesu zu sagen:

»Während seines Lebens war Christus ein Mann. Seine Sexualität war ein Teil von ihm, aber sie bestimmte ihn nicht vollständig, und als er starb, wurde er von ihren Grenzen befreit. Sexualität ist ein wichtiger und vertrauter Teil eines jeden Menschen, aber er ist nicht das Ganze einer Person. Man kann auch nicht sagen, daß Gott sich nur mit dem Frausein, dem Mannsein oder mit einem genau ausbalancierten Verhältnis beider in irgendeiner Person verbindet. Das Ebenbild Gottes ist in heterosexuellen Frauen und Männern zu finden, aber auch in homosexuellen, transsexuellen, bisexuellen, in Hermaphroditen und Eunuchen. Diesen Menschen fehlt es nicht an Menschlichkeit, weil sie nicht wie der Durchschnitt sind. Christen ist es niemals leicht gefallen, Sexualität zu verstehen, aber so viel ich weiß, hat kein Theologe jemals behauptet, daß jemand,

der von Natur homosexuell, transsexuell oder bisexuell ist, automatisch aus der Beziehung des 'in Christus sein' ausgeschlossen ist.« (1975, 102f.)

Wenn Una Kroll recht hat und das Mannsein Jesu nicht bedeutet, daß irgendjemand, sei es Mann oder Frau, hetero-, homo- oder transsexuell, von dem Ebenbild Gottes oder von dem Leben in Christus ausgeschlossen werden darf, dann ist es reine Blasphemie, wenn das Mannsein Jesu dazu benutzt wird, die Unterdrückung von Frauen zu rechtfertigen. Wenn wir die Erkenntnis ernst nehmen, daß die Herrschaft der Männer über die Frauen Teil des Sündenfalls ist, dann hat das Kommen Jesu die Bedeutung, diese Praxis umzukehren. Mary Daly verurteilt daher eine männlich-chauvinistische Interpretation der Person Jesu als »Christolatrie«. ¹ Zwar bestätigt sie, daß Christus ein Feminist war, aber sie läßt diese Tatsache vorschnell fallen, weil sie glaubt, daß Frauen heute in eine Welt ohne Vorbilder geworfen sind (1980, 88). Obwohl man dem leicht zustimmen kann, heißt das keineswegs, daß wir einfach ohne Geschichte oder ohne Symbole auskommen können, besonders, wenn diese jahrhundertlang verzerrt und verdreht wurden. Darüber hinaus ist an Jesus nicht nur wichtig, daß es ihm gelang, patriarchalische Vorurteile zu durchbrechen und sich zu Frauen in einer Weise zu verhalten, die bis dahin unbekannt gewesen war; er selbst war auch eine integrierte Persönlichkeit, in der Elemente, die normalerweise als »weiblich« definiert werden, eine wichtige Rolle spielten.

Bevor wir ins Detail gehen, müssen wir beantworten, warum es so wichtig ist, was Jesus für ein Mensch war. Abstrakte theologische Statements darüber, daß Jesus in die Welt gekommen ist, um die Sünder zu retten, werden nicht ausreichen. Wenn wir uns als Frauen von Jesus gerettet fühlen sollen, dann muß seine Auffassung sich zu allererst diametral von den bekannten Überzeugungen der Kirchenväter unterscheiden, die Frauen nur als Tor zur Hölle denken konnten, als unvollständige Männer, als von Geburt an wertlos und als Hauptgefahr für die Menschheit. Aber nicht nur das: Die Persönlichkeit Jesus müßte so sein, daß sie anderen, Frauen ebenso wie Männern, hilft, ihr Leben zu verändern.

Der letzte Punkt ist sehr umstritten. Mary Daly weist den Gedanken, »Christus zu imitieren«, zurück: Frauen müßten zu ihrem eigenen Recht kommen und hätten dazu keine Möglichkeit, wenn sie ein männliches Modell imitieren, wie vorbildlich es auch sein mag (1980, 93). Sie hat hier unbedingt recht. Dennoch muß man das Problem vielleicht etwas dialektischer behandeln. Die Frage, was es bedeutet, wenn Frauen zu ihrem Recht kommen und volles menschliches Sein erlangen, muß offensichtlich auf zweierlei Weise beantwortet werden. Auf der einen Seite müssen wir Positionen und Bereiche erobern, die bislang von Männern beherrscht waren, was heißt, Erziehung, Macht und Kreativität zu erobern. Es wird oft gefragt, ob es diese Positionen überhaupt wert sind, erobert zu werden, aber dann müssen wir mindestens Wege finden, sie abzubauen. Auf der anderen Seite müssen Frauen die ganze Gesellschaft um jene Eigenschaften ergänzen, die traditionell als »feminin« gelten, wie lieben, nähren, für etwas / jemanden sorgen, selbst darum, die Kraft zum Leiden und Mitleiden zu haben. Diese Haltungen sind bislang auf den Rahmen der Familie und auf soziale Dienste begrenzt gewesen.

Offensichtlich ergänzen sich diese beiden Ziele nicht notwendigerweise. Sie können sogar in einem Spannungsverhältnis stehen. Folglich finden wir in der Frauenbewegung oft Frauen, die als »Intellektuelle«, »BH-Verbrennerinnen« oder »Lesbierinnen« diskriminiert werden (auch wenn sie's nicht sind), weil sie scheinbar alle traditionellen Frauenrollen zurückweisen. Andererseits finden wir Frauen, die Mütterlichkeit, Emotionalität, Intuition usw. besonders betonen. Die Schwierigkeit besteht selbst innerhalb der Frauenbewegung und für jede Frau darin, traditionell »feminine« und »maskuline« Charakterzüge zu integrieren. Es ist deshalb außerordentlich bedeutsam, ob Mary Daly Androgynität für die anstehende Aufgabe hält. Ihr Hauptziel ist natürlich, daß *Frauen* diese Integration erreichen. Aber es bleibt die Frage, wie die Frauenbewegung Frauen helfen kann, diese Integration in einer Weise zu erreichen, die es auch Männern ermöglicht, traditionell »feminine« Eigenschaften zu integrieren. Ein einseitiger Angriff, der Männern lediglich in ihren phallokratischen Stereotypen beläßt, kann kein Beitrag zu einer wirklich grundlegenden Frauenbefreiung sein.

Die Frage, ob Jesus eine integrierte Persönlichkeit war, ist daher in doppelter Weise relevant: zum einen würde eine Nachahmung Christi die männlichen Theologen wenigstens davor bewahren, den männlichen chauvinistischen Traditionen der Kirchenväter zu folgen; die Bürde dieser Erbschaft ist bis heute nicht durch eine andere Lebensweise überwunden worden. Für Frauen ist es zum anderen sehr wichtig, daß Geschlechterstereotypen einen Menschen nicht definieren müssen, auch wenn dies durch Jesus, einen Mann, zum Ausdruck gebracht wird: denn ihre Leiden sind zum großen Teil dadurch verursacht, daß man ihnen Geschlechterstereotypen oktroyierte. (...)

Die sozialen Beziehungen, die Jesus zu Frauen herstellte, waren sehr ungewöhnlich. Wir sind daran gewöhnt — in der entstellenden Sicht der Kirche —, Jesus als geschlechtsloses Wesen zu denken. Von seinen Zeitgenossen wurde er jedoch ganz anders wahrgenommen. Sie waren von seinem Verhalten geradezu alarmiert. Eine Schlüsselgeschichte dazu wird in verschiedenen Versionen in allen Evangelien erzählt (Math. 26, 6-13; Mark. 14, 3-9; Luk. 7, 36-38; Joh. 12, 1-8). Bei Johannes heißt es: Jesus wird von einer Frau gesalbt. Die Frau wird von den Jüngern zurückgewiesen, während Jesus sie für ihre gute Tat in Schutz nimmt. Sein Hinweis, »Arme habt Ihr allezeit bei Euch ...«, ist oft mißdeutet worden, es kann aber nur als bittere Ironie gelesen werden, denn die Passage im 5. Buch Mose 15, 1-11 heißt genau: »Es sollte allerdings kein Armer unter Euch sein, ... wenn du der Stimme des Herrn, deines Gottes gehorchst ...« Dieselben Jünger, die die Zuneigung einer Frau zu ihrem Herrn nicht ertragen können, sind gläubige, standhafte Vertreter der bestehenden Ordnung, so daß es ihnen sicherlich nie an Objekten für ihre Mildtätigkeit fehlen wird. In Lukas 7 wird das ganze noch verschärft, weil die Frau als eine Sünderin beschrieben wird und Zweifel geäußert werden, ob Jesus überhaupt ein rechtmäßiger Prophet ist, wenn er sie in seiner Gegenwart duldet. Aber Jesus entgegnet nur, daß diese Frau ihn mehr geliebt hat als sein Gastgeber. Was wir im Johannesevangelium hören, ist ebenso beunruhigend. Jesus' Unterhaltung mit der Samariterin (Joh. 4, 7-30) beleidigt überkommene Tradition zweifach: Er spricht mit ei-

ner Unberührbaren, nimmt Wasser von ihr und weiß gleichzeitig, daß sie eine Frau von zweifelhaftem Ruf ist. Die Jünger nehmen Anstoß, trauen sich aber nicht, zu fragen (27). Sein Verhalten gegenüber der Ehebrecherin radikalisiert und egalisiert das mosaische Gesetz, so daß dessen System des »zweierlei Maß« gesprengt wird. Plötzlich werden Männer und Frauen nach gleichem Maß gemessen.

Die Zahl der zwölf Jünger scheint nahezuzeigen, daß Frauen im Umfeld Jesu Randfiguren waren. Aber es gibt Hinweise auf »Frauen, die mit ihm von Galiläa kamen« in allen Evangelien (z.B. Math.7, 27ff.; Mk.15,40ff.; Luk.8,1ff.; Luk.23,55). Sechs Jüngerinnen Jesu sind namentlich bekannt, aber es wird öfter auf »viele andere« hingewiesen. Frauen waren auch die ersten Zeuginnen der Auferstehung. Bezeichnenderweise ängstigten sie die Männer und man glaubte ihnen nicht (Luk.24,10f. und 22). Bei Paulus sind die Frauen als Zeuginnen dann ganz verschwunden (1.Kor.15). Die Frauen im Umkreis Jesu sind nicht nur Randfiguren oder werden in dienenden Positionen gehalten. In der Geschichte von Maria und Martha (Luk.10,38-42) wird dies deutlich. Maria, die wie ein männlicher Jünger zu Füßen Jesu sitzt und dafür von ihrer Schwester, die eine gute Hausfrau ist, kritisiert wird, hat das eine getan, das not tut, und hat das »gute Teil« erwählt. Aber Jesus läßt nicht nur Frauen zu, die es schaffen, »männliche Rollen« zu ergreifen; sie sind ihm auch willkommen, wenn sie vollkommen in ihrer Mutterrolle bleiben: Mütter mit klebrigen, schreienden, riechenden kleinen Babies. Wieder sind es die Jünger, die in diesem Chaos nervös werden, aber Jesus tadelt sie und segnet die Kinder, denn ihrer ist das Reich Gottes (Matth.19,13-15; Mark.13-16; Luk.18,15-17). Wie konnte Jesus es sich leisten, mit all den herkömmlichen Geschlechterstereotypen seiner Zeit zu brechen, und warum konnte er angesichts der Zwänge seiner kulturellen Umgebung so furchtlos und unbeeinflusst sein?

Es ist interessant, daß einige der besonderen Charakterzüge seiner Persönlichkeit zuerst in Indien hervorgehoben wurden. Hanna Wolff weist auf die Arbeiten des bengalischen Reformers Keshub Chandra Sen (geb. 1838) und seines Schülers Protub Chandra Mazoomar hin. Keshub kritisiert das »Muskelchristentum«, das die Engländer vorführen und stellt an einen vollendeten religiösen Charakter den Anspruch, maskuline und feminine Momente zu integrieren. Durch ihn inspiriert, arbeitet Protub dieses Thema in seinem Buch *Der orientalische Christ* aus. Er kritisiert: »Wo Christus mit maskuliner Perfektion identifiziert wird, bekommt Religion einen unvermittelt abstrakten und kriegerischen Aspekt.«

Nach Hanna Wolff ist der vorherrschende Charakterzug Jesu die Integration von Gefühl und Verstand gewesen. Aber weit entfernt, ein Theoretiker zu sein, war er eine sehr spontane Person, in einem Maße mitleidig, daß er zu Tränen gerührt werden konnte, aber auch stark in seiner verachtenden Kritik an der perfekten religiösen Fassade, mit der er konfrontiert war. Diese emotionale Seite hat nichts mit dem Bild des »süßen und sanften Jesus« zu tun, das oft projiziert wird, wenn Emotion mit Sentimentalität verwechselt wird. Das Mitleid Jesu möchte die schlechten Bedingungen verändern, unter denen die Menschen leben. Sein Lebensstil schafft neue Werte, die für die religiösen und poli-

tischen Autoritäten seiner Zeit eine derartige Herausforderung sind, daß sie sich zusammenschließen, um ihn zu töten. Das zeigt, daß es nichts mit »gut angepaßt« — oder auch nur mit »gut ausbalanciert« — sein zu tun hat, wenn wir Jesus als eine integrierte Persönlichkeit sehen. Vielen muß er exzentrisch und subversiv erschienen sein. Er hat seine Emotionen nicht der kasuistischen religiösen Rationalität seiner Zeit geopfert und war nicht so klug, politische Konfrontation zu vermeiden.

Hanna Wolff hat herausgestellt, daß Jesus als Ebenbild Gottes männliche und weibliche Züge integriert hat. Wir müssen jedoch eine Sprache benutzen, die voll von den Geschlechterstereotypen ist, die wir gerade überwinden wollen. Ich benutze die Begriffe »männlich« und »weiblich«, um biologische Geschlechterunterschiede zu unterscheiden und reserviere »maskulin« und »feminin« für Eigenschaften, die traditionell dem jeweiligen biologischen Geschlecht zugeschrieben worden sind.

Hanna Wolff definiert eine leistungsorientierte Handlungsweise, die zur Selbstbestätigung ein Ergebnis ihrer Handlungen braucht, als maskulin. Sie setzt Verantwortung, Willenskraft und das Treffen von Entscheidungen voraus. Die »feminine« Existenzweise würde charakterisiert werden durch Aufnahmefähigkeit, Flexibilität, Introvertiertheit, Sanftheit usw. Beides ist offensichtlich in Jesus gegenwärtig. In Joh.6,60 und Math.25,14ff. wird z.B. beschrieben, wie Jesus' Worte als streng und hart erfahren werden. Andererseits beschreibt sich Jesus in weiblichen Bildern und mit femininen Eigenschaften (Math.23,37ff.). Wenn er über seine Trennung von den Jüngern und über seine Rückkehr spricht, fängt er ihren Schmerz und ihre schließliche Freude im Bild der arbeitenden Frau ein: »Ein Weib, wenn sie gebiert, so hat sie Traurigkeit, denn ihre Stunde ist gekommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, daß ein Mensch zur Welt geboren ist.« (Joh.16,21) Das ist eine Lesweise der Geschichte in weiblichen Kategorien.

Zurück zu unserer Frage, was die Persönlichkeit von Jesus für Frauen und Männer bedeutet, die versuchen, Geschlechterschranken zu durchbrechen und eine androgyne Persönlichkeit zu entwickeln. Es scheint klar, daß er Menschen helfen kann, ihr Leben zu verändern. Trotzdem müssen zwei theologische Schwierigkeiten beachtet werden, die für die Frauenbewegung ein Problem aufwerfen: Eine liegt darin, daß Jesus Gott als »Vater« anspricht, die andere in der Betonung des Leidens und des Opfers in Jesus' Passion. Der Weg zum Kreuz drückt traditionell »feminine« Eigenschaften aus, die jedoch heute von der Frauenbewegung abgelehnt werden.

Die Anrede »Vater« hat viel dazu beigetragen, das Bild Gottes als das eines alten Mannes mit Bart heraufzubeschwören. Hätte es Entscheidendes verbessert, wenn Jesus Gott als »Mutter« angerufen hätte? Die persönliche Anrede war sicherlich wichtig, um die Nähe und Vertrautheit zwischen Jesus und Gott auszudrücken. Wir haben weiter oben gesehen, daß der Gott, dem Jesus nahe war, nicht die Eigenschaften eines autoritären Patriarchen hatte. Die Parabel des verlorenen Sohnes ist die völlige Umkehrung patriarchaler Autorität. Trotzdem beschwört die Anrede »Vater« einige Eigenschaften herauf, die un-

entwagt wieder weginterpretiert werden müssen. Jesus war zwar ein Feminist, soweit es seinen Sprachgebrauch angeht, aber nicht immer ein feministischer Theologe. Das Leiden und der Tod Jesu stellen ein anderes Problem: hier verkörpert er wieder feminine Eigenschaften. Doch, wie wir alle wissen, sind dies keine Qualitäten, die von der Kirche angestrebt wurden. Während die institutionalisierte Kirche das Leiden Jesu erhöht, läßt sie in der Praxis andere Menschen leiden, z.B. die Juden oder Frauen, die im Mittelalter als Hexen verbrannt wurden. Bis heute wird Leiden nur für die gepredigt, die sowieso schon leiden. Ein erfolgreiches Mittel, um den Status quo zu erhalten. Mary Daly verwirft deshalb vehement das »Sündenbock-Syndrom« (1980, 94ff.). Sie hat sicher recht in ihrer Charakterisierung der existierenden Kirche und wir können es ihr nicht übel nehmen, wenn sie glaubt, die Kirche sei unrettbar in ihre Haltungen verstrickt. Aber die ganze Sündenbock-Idee, d.h. die Idee, daß Jesus' Tod notwendig war, um einen verächtlichen, patriarchalischen Gott zu versöhnen, ist einfach falsche Theologie. Jesus' Vater brauchte keine Beweise dieser Art. Im Gegenteil: der Gott, zu dem Jesus sich bekannte, war so untragbar für das religiöse und politische Umfeld, daß Jesus zu einem Sündenbock gemacht werden mußte, um patriarchale Religionen und die Macht der politischen Autoritäten zu schützen. Diese haben es natürlich geschafft, sich so fest zu installieren, daß sie die Kirche seit Konstantin kontrollieren. Mary Daly würde sicher nicht sagen, daß Selbstkonservierung und -bejahung die Losungsworte der Frauenbewegung sind. Ihre »Welt ohne Vorbilder« erfordert Leiden.

Darüber hinaus hat Leiden in revolutionären Situationen eine neue Bedeutung bekommen: Dort wird es nicht durch den Status quo auferlegt, sondern durch ein Opfer, das nicht dazu dient, die Mächte zu befriedigen, sondern sie zu vertreiben. Eine Theologie des Leidens und des Opfers erfordert im Kontext der Friedensbewegung neue Dimensionen, die eine radikale Abrüstung gegen die »Sicherheit« eines »Gleichgewichts des Schreckens« propagieren. Ein Gleichgewicht, das von einem männlich beherrschten politischen System geschaffen wurde, das sehr angemessen als »phalokratisch« charakterisiert werden kann. Ich würde deshalb im Gegenteil behaupten, daß Jesus Leiden und Opfer davon befreit hat, feminine Eigenschaften zu sein und einen tyrannischen Beiklang zu haben. Diese Eigenschaften in die politischen Befreiungsbewegungen zu integrieren, als eine ansteckende Freiheit, für die Jesus stand, ist ein Prozeß, der gerade erst begonnen hat und mit dem Aufkommen einer breiten Frauenbewegung zu tun hat.

In Christus weder Mann noch Frau

Die Briefe des Paulus und die Apostelbriefe haben viel dazu beigetragen, den feministischen Teil von Jesus' Persönlichkeit, Leben und Botschaft zu verdunkeln und den Weg für eine grausame Mysogynie der Kirchenväter zu ebnet. Doch sollten Paulus' manchmal verworrene Texte über Frauen im Licht seiner umfassenderen Botschaft gelesen werden. Nicht um Paulus vor dem Urteil zu retten, ein Frauenfeind zu sein, sondern um die Ungereimtheiten seines Ansatzes zu entdecken und um zu untersuchen, an welchen Stellen er der Botschaft

Jesu am nächsten kommt. Hartwig Thyen hat Gal.3,28 zum Brennpunkt für das Licht genommen, in dem die Aussagen über Frauen bei Paulus und in den Apostelbriefen gelesen werden müssen (Cruesemann u. Thyen 1978). (»Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier, hier ist nicht Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal *einer* in Christus Jesus.«) Sehr deutlich spricht Jesus von einer »neuen Schöpfung in Christus«. Sogar der Sprachgebrauch ist ein direkter Bezug zu 1.Mose 1,27: »... und schuf sie, einen Mann und ein Weib« (male and female). Die bedeutungstragende Opposition in diesem Vers ist Sklave und Freier [engl. master; d. Übers.]. Sie gibt auch den anderen Oppositionspaaren ihre Bedeutung. Jesus ist nicht gekommen, um das Gesetz aufzuheben, sondern um es zu erfüllen. Das Gesetz, die Beschneidung, all die detaillierten Regeln des Verhaltens können daher nicht Menschen anderer Nationen als Initiationsriten auferlegt werden, ohne die kein Zugang zur christlichen Gemeinde möglich wäre. Ebenso kann die Beziehung zwischen Mann und Frau, die Unterordnung und Herrschaft beinhaltet, in Christus nicht länger aufrechterhalten werden.

Wir haben von der sozio-ökonomischen und rechtlichen Stellung der Frauen in den Zeiten des AT gehört. Sie waren die Grundlage der religiösen patriarchalischen Ideen des Judentums, von denen Paulus beeinflusst war. Zugleich brachten eine schnelle Urbanisierung, hellenistische und römische Einflüsse sexuelle Ausschweifungen mit sich. In dieser Situation des Aufruhrs und des Umbruchs wurde die Frage wichtig, was »das Leben in Christus« für die Beziehungen zwischen den Geschlechtern bedeutet. Obwohl Paulus gern bei Ehefragen zitiert wird, ist zu bedenken, daß die Heirat für Paulus nur die zweitbeste Wahl war. In Kor.7 erklärt er ausführlich, daß er eigentlich wünscht, alle mögen allein bleiben wie er (Vers 7). Die wichtigste Einsicht in diesem Kapitel ist die, daß »das Wesen dieser Welt vergeht« (Vers 31) und daß deshalb niemand die Situation, in der er lebt, verabsolutieren soll, alles soll so sein, als »sei es nicht« (Vers29-31).

In einer kapitalistischen Anordnung, in der das »Sex-haben« integraler Bestandteil einer Haltung ist, alle möglichen Dinge haben zu müssen, in der die sogenannte sexuelle Revolution als Befreiung verkauft wird, kann eine Haltung, wie die von Paulus, leicht als »körperfeindlich« und als sexuelle Repression gebrandmarkt werden. Jedoch hat die Frauenbewegung in der Zwischenzeit klargemacht, daß die sexuelle Revolution nicht notwendigerweise Befreiung bedeutet. Der wichtige Punkt in diesem Kapitel ist deshalb das starke Gefühl für die Dringlichkeit einer kommenden neuen Schöpfung, das Zölibat als eine Wahlmöglichkeit und die Tatsache, daß weder Zölibat noch Ehe für obligatorisch erklärt werden.

Ein anderer Text, der oft zitiert wird, um nachzuweisen, daß Frauen auf ihrem Platz zu bleiben haben, ist 1.Kor.11,2-16. Der Text wird typischerweise benutzt, um zu zeigen, daß Frauen irgendwie zweitrangig und minderwertig sind. Der Streit geht jedoch in erster Linie darum, wie Frauen auszusehen haben, wenn sie in der Versammlung prophezeien und predigen (Vers 5). D.h., daß dies in Wirklichkeit eine Diskussion um die Amtskleidung ist, die eine Frau in ihrem »Amt« als Prophetin zu tragen hat. Daß sie Zugang zu diesem

Amt hat, wird als selbstverständlich vorausgesetzt. Diese Art der Beweisführung zeigt ganz klar, daß das berühmte »lasset die Frauen schweigen in der Gemeinde« (1.Kor.14,34-36) nicht von Paulus geschrieben sein kann. Wenn Frauen wirklich hätten schweigen und nur ihre Männer fragen sollen, dann wäre die Argumentation im elften Kapitel vollkommen überflüssig. Man stimmt heute deshalb weitgehend darin überein, daß 1.Kor.14,34-36 von einem Herausgeber verfälschend eingeschoben wurde, der äußerst besorgt war über die propheteisenden Frauen von Korinth.

Trotzdem ist die Argumentation in 1.Kor.11 schlimm. Es wird ein enormer Aufwand betrieben, um ein Detail femininer Kleidung vorzuschreiben, den Schleier. Hier handelt es sich nicht um eine bloße Lappalie, sondern um ein Mittel, die Frauen zu kontrollieren. Das Haupt des Mannes ist Christus, argumentiert der Apostel, das Haupt der Frau ihr Mann. Ein Mann soll seinen Kopf nicht bedecken, weil er das Bild und der Abglanz Gottes ist, aber die Frau ist der Abglanz des Mannes. Dies leugnet im Grunde, daß Frauen nach dem Bilde Gottes geschaffen sind (1.Mos.1,27). Die Herrschaft des Mannes über die Frau, die lediglich Resultat des Sündenfalls ist, wird hier in die Schöpfungsgeschichte hineingefälscht. Paulus scheint selbst das Gefühl gehabt zu haben, daß mit seiner Theologie etwas nicht stimmt, denn in den nächsten Versen nimmt er sie praktisch zurück: »Doch ist weder das Weib etwas ohne den Mann, noch der Mann etwas ohne das Weib, in dem Herrn; denn wie das Weib von dem Manne, so kommt auch der Mann durch das Weib; aber alles von Gott.« (Vers 11,12) Da aber mit diesem Anfall von theologischer Vernunft die Begründung für den Schleier zusammenbricht, fällt Paulus schließlich auf die »Natur« zurück, die den Frauen langes Haar »als Schleier« gibt (Vers 15).

Der biblische Höhepunkt wird aber erst in den Apostelbriefen erreicht. In 1.Tim.2,8-15 und Petrus 3,1-7 wird der Geist der »neuen Schöpfung« und alles, wofür Jesus stand, soweit es sich auf die Situation der Frau bezieht, dreist ins Gegenteil verkehrt. Der Grund für diesen Rückfall könnte sein, daß im Leben der Gemeinde eine gewisse Ordnung und Stabilität etabliert werden mußte. In Korinth gab es z.B. folgende Konflikte: Zwischen Hafenarbeitern, Sklaven und befreiten Sklaven auf der einen und Angestellten und reichen Bürgern auf der anderen Seite; es gab auch Konflikte über die Aktivitäten der Frauen in den Gemeinden und zwischen den von Gott Berufenen, die »in Zungen« redeten, und den gebildeteren Leuten, die sich lieber rationaler ausdrückten. Materiell gesprochen mußten die wohlhabenderen Mitglieder der Gemeinschaft alles Nötige aufbringen, damit die Gemeinde sich versammeln konnte. Dies hätte automatisch die Waage zu ihren Gunsten ausschlagen lassen. Vielleicht war die Situation woanders ähnlich. Am entscheidendsten aber war, daß die für Paulus so greifbare Ewigkeit sich der folgenden Generation langsam entzog. Konsolidierung wurde zu einer Überlebensfrage und Selbstkonservierung wichtiger als die neue Schöpfung.

Im ersten Petrusbrief 2,18-3,7 wird die Unterwerfung der Frau mit der Billigung der Sklaverei verknüpft. Zwar entwickelte Paulus kein Programm für die Abschaffung der Sklaverei, doch ließ er keinen Zweifel, daß sie in einer christlichen Gemeinde nicht praktiziert werden dürfte. Im ersten Petrusbrief besteht

die Aufforderung hingegen explizit darin, einerseits dem wunderlichen [in der engl. Übersetzung dem anmaßenden; d.Übers.] Herrn zu gehorchen und andererseits den Ehemännern, die nicht an das Wort Gottes glauben. »Seid Untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen«, wird jetzt gefordert (1.Petr.2,13). »Fürchtet Gott, ehret den König« (Vers 17 [liebt Gott in der engl. Übers.]). Von hier bis zur Vereinigung von Thron und Altar und bis zur Entdeckung, daß die Frau das Tor zur Hölle ist, ist es in der Tat nur ein kurzer Schritt. Nicht wiederzuerkennen ist das Bild Gottes, nicht wiederzuerkennen das Bild Jesu, des ganzheitlichen Menschen, der durch die Kooperation von religiösen und politischen Institutionen getötet wurde.

Die Tragödie besteht natürlich darin, daß die law and order-Ideologie der Apostelbriefe im Verlauf der Kirchengeschichte weiter propagiert wurde. Es wird kaum zur Kenntnis genommen, in welchem Ausmaß Jesus seine eigenen Familienbande relativierte (Luk.11,27f.; Mark.3,31ff.; Math.12,46ff.; Luk.8,19ff.). Die Überlegungen des Paulus in 1.Kor.7 haben nicht dazu gedient, die Institution der Ehe zu hinterfragen. Sie wurden lediglich genutzt, um das Zölibat auf das Niveau eines besonderen »religiösen Lebens« zu heben, während die Ehe zum Zwang für die »weniger Religiösen« wurde.

Wir müssen heute eine Entscheidung treffen: Entweder Jesus, der ganzheitliche Mann, der ein Feminist war, die neue Schöpfung von Gal.3,28: in Christus ist weder Mann noch Weib, *oder* die von den Männern bevormundeten Frauen der Apostelbriefe. Wir können nicht beides haben! Sobald Männer und Frauen sich auf Jesus und die neue Schöpfung einlassen, begeben sie sich in ein Abenteuer. Aber wenn Männer es endlich schaffen, die bequeme Rolle aufzugeben, die ihnen in Eph.5 zugeschrieben wird, haben sie die Chance, Jesus näherzukommen, als sie es je gewesen sind.

Perspektiven der Befreiung und der Integration

Da die Kirchen Jesus, den Feministen, der für den Beginn einer neuen Schöpfung steht, kaum bezeugt haben, ist es möglich, einige Aufgaben zu umreißen, die nicht nur theologische Überzeugungen, sondern auch die Haltungen von Männern und Frauen ändern könnten.

Erstens: Wir müssen mehr über die führende Rolle von Frauen in der religiösen Gemeinde nachdenken. Obwohl die Bibel von Männern geschrieben wurde, können Spuren weiblicher Führungspositionen gefunden werden, die all das bei weitem übertreffen, was wir heute gewöhnt sind. Da sind z.B. die Geschichte und das Lied Deborahs in Richter 4-5. Es ist historisch verbrieft, daß die hier beschriebene Schlacht sehr entscheidend war. Von allen im Buch Richter erwähnten Schlachten war es diejenige, die Israel am meisten bedrohte. Der errungene Sieg ist allein der Initiative dieser prophetischen Frau zu verdanken (Richter 4,6; 5,7). Der Sieg wurde dann durch Jael gefestigt, eine andere Frau, die den Führer der Feinde tötet. Das Lied führt den Sieg auf die Kooperation zwischen Deborah und Jahwe zurück, die militärische Ausführung Baraks bleibt im Hintergrund.

Zweitens: Die traditionell »femininen« Eigenschaften müssen als genuin

menschliche Eigenschaften wiederentdeckt werden. Mildtätigkeit ist traditionell feminin, sie ist aber zugleich die Eigenschaft, die Jesus am meisten charakterisierte. Sie spielt auch in asiatischen Religionen, z.B. im Buddhismus, eine wichtige Rolle. Die Kirchen haben im Laufe ihrer Geschichte eine Menge Mildtätigkeit praktiziert, aber oft, nachdem sie sich mit den Mächten erst verbündeten, die die Opfer schufen, die dann zu Objekten der Mildtätigkeit gemacht werden konnten. Mitleid geht sehr viel weiter als Mildtätigkeit, weil es ein Mit-Leiden beinhaltet. Wenn das Leiden mit den Unterdrückten eine allgemein menschliche Eigenschaft wird, wird es subversiv und revolutionär. Jesus, der mit den Kranken litt, heilte sie am Sabbath und unterlief auf diese Weise die Rigidität dieser Institution. Es liegt auf der Hand, daß viele unserer kirchlichen Strukturen nicht aufrechterhalten werden könnten, wenn solche »femininen« Eigenschaften ein integraler Bestandteil theologischen Denkens würden.

Drittens: Ein weiterer Aspekt, über den nachgedacht werden muß, ist die Sexualität. Unglücklicherweise ist das christliche Denken über Sexualität weitgehend von der law and order-Mentalität der Apostelbriefe geprägt und ist deshalb ein extrem frömmelndes Denken. Außerdem ist es mit der oben beschriebenen Mystifizierung der Ehe verschränkt. Es erstaunt deshalb nicht, wenn Feministinnen das eine Buch der Bibel wiederentdeckt haben, in dem Sexualität so erkennbar wird, wie sie gemeint war: als eine gleichberechtigte Liebesbeziehung, als Zärtlichkeit und gegenseitige Verzauberung. Natürlich wundert man sich, wie dieses Buch jemals in den Kanon gekommen ist. Vielleicht kam es hinein, weil es Salomon zugeschrieben und dann durch allegorische Interpretationen verharmlost wurde. Heute ist jedoch anerkannt, daß das Lied der Lieder ein weltliches Buch ist, das die Liebe zwischen Mann und Frau feiert. Das Auffallende ist, daß man hier keine stereotypen Rollenerwartungen findet. Die Frau kann ebensoviel Initiative entwickeln wie der Mann. Die Beziehung ist nicht einmal ausschließlich auf die Ehe eingeschränkt. Angesichts der patriarchalischen asiatischen Umwelt, in der dieses Lied geschrieben wurde, ist dies sehr überraschend. Während Sexualität ernst genommen und in ihrer eigenen Berechtigung gefeiert wird, wird auch die starke Leidenschaft erotischer Liebe zum Ausdruck gebracht. Die Liebe ist stark wie der Tod, ein Feuer, das kein Wasser löschen kann, sie ist für keine Summe Geld zu kaufen (Hohelied 8,6 und 7). Dies ist Welten entfernt vom modernen Konsumententum, von Oberflächlichkeit und Promiskuität. Dennoch ist dies eine Liebe, die von der institutionalisierten Ehe nicht automatisch hervorgebracht wird.

Viertens: Wir müssen versuchen, in der theologischen Sprache Bilder zu finden, die Geschlechterstereotypen überwinden. In diesem Zusammenhang ist das vierte Evangelium besonders interessant. Es unterscheidet sich von den anderen dadurch, daß es eine sehr differenzierte Christologie entwickelt. Diese ist gleichzeitig (im Gegensatz zu der des Paulus) eng mit der Erzählung über Jesus' Leben und Werk verknüpft. Es ist darauf hingewiesen worden, daß die Frauen in der Gemeinde des Johannes eine wichtige Rolle gespielt haben müssen. Auch sind die christologischen Symbole, die Jesus in seinen »Ich bin«-Aussagen zugeschrieben werden, durchgehend nicht sexistisch. Er ist das »Brot des Lebens«; die Auferstehung und das Leben; der Weg, die Wahrheit

und das Leben und der rechte Weinstock (Joh.10-15). Nur der Hirte ist ein männliches Symbol, aber die Schafe zu suchen, sie zu versorgen, die zurückzubringen, die verloren sind, all dies wird auch der Frau zugeschrieben, die den verlorenen Groschen sucht. Alle anderen Symbole sind solche des Wachstums und des Übergangs. Brot nährt und wird in diesem Prozeß verbraucht. Licht ermöglicht Wachstum (wenn es die Sonne ist) oder macht das Dunkel behaglich und wird verbraucht (wenn es künstlich ist), der Weinstock ist ein Symbol des Wachstums. Auferstehung und Leben überschreiten den vorübergehenden Charakter all dieser Symbole und verweisen zugleich auf den Übergang.

Fünftens: Die Frauenfrage eröffnet neue Perspektiven für einen interreligiösen Dialog. Soweit es die Stellung der Frau betrifft, sind andere religiöse Gesetze im allgemeinen genauso unterdrückend wie diejenigen des Alten Testaments. Die Depatriarchalisierung des christlichen Glaubens eröffnet neue Horizonte. Göttinnen müssen nicht notwendigerweise mit den Göttinnen Kanaans identifiziert werden. Religionshistoriker haben Parallelen gezogen zwischen dem hinduistischen Shakti, der göttlichen Energie, Sophia, der göttlichen »Weisheit« und dem jüdischen Shechina, dem Wohnen Gottes unter den Menschen. Feministische Theologinnen haben darauf hingewiesen, daß Ruach, der Geist Gottes, feminin ist. Alle diese Versuche müssen sich jedoch der Prüfungsfrage stellen, wie sie zur Befreiung der Frauen im Alltag beitragen. Deshalb müssen wir Kriterien entwickeln, um entscheiden zu können, welche religiösen Inhalte den Frauen wirklich helfen, frei zu sein und »feminine« und »maskuline« Verhaltensweisen zu integrieren. Und es sollte den Frauen überlassen werden, zu beurteilen, was ihre Religionen für sie bedeuten.

Anmerkung

1 Abgeleitet von Idolatrie = Götzenanbetung.

Literaturverzeichnis

- Beyer, Walter, 1975: Arbeitsbuch der Religionsgeschichte in Anlehnung an das Alte Testament. Göttingen
 Brown, Raymond E., 1975: Roles of Women in the Fourth Gospel. In: Theological Studies, vol. 36, No. 4
 Crusemann, Frank; Hartwig Thyen und Elisabeth Moltmann-Wendel, 1978: Als Mann und Frau geschlafen. Exegetische Studien zur Rolle der Frau. Stuttgart
 Cardenal, Ernesto, 1980: Das Evangelium der Bauern von Solentiname. Gespräche über das Leben Jesu in Lateinamerika. Wuppertal
 Daly, Mary, 1980: Jenseits von Gottvater, Sohn & Co. Aufbruch zu einer Philosophie der Frauenbefreiung. München
 Human Liberation in a Feminist Perspective. A Theology. Philadelphia 1974
 Kohler, Else, 1960: Die Frau in den paulinischen Briefen. Unter Berücksichtigung des Begriffs der Unterordnung. Zürich
 Katoppo, Marianne, 1980: Compassionate and Free. An Asian Woman's Theology
 Kroll, Una, 1976: Besondere Kennzeichen: Frau. Sinn und Unsinn einer Frage. Pattloch
 Mead, Margaret, 1965: Mann und Weib. Reinbek
 Meillassoux, Claude, 1979: Die wilden Früchte der Frau. Über häusliche Produktion und kapitalistische Wirtschaft. Frankfurt/M.
 Moltmann-Wendel, Elisabeth (Hrsg.), 1978: Frauenbefreiung. München
 Millet, Kate, 1973: Sexus und Herrschaft. Die Tyrannei des Mannes in der Gesellschaft. München
 Steck, Odil H., 1975: Der Schöpfungsbericht der Priesterschrift. Studien zur literaturkritischen und überlieferungsgeschichtlichen Problematik von Genesis 1, 1-2, 4a. Göttingen
 Wielenga, Bastiaan, 1971: Lenins Weg zur Revolution. Eine Konfrontation mit Sergej Bulgakow und Peter Siruve im Interesse einer theologischen Besinnung. München
 Wolff, Hanna, 1980: Jesus der Mann. Die Gestalt Jesu in tiefenpsychologischer Sicht. Stuttgart

Kornelia Hauser

CDU und Frauenbewegung

Bewegungsbesichtigung

Der CDU-Bundesvorstand legte zum 33. Parteitag einen Leitantrag vor mit dem Titel: »Für eine neue Partnerschaft zwischen Mann und Frau«¹, in dem für »Frauen in Beruf, Familie und Politik« gestritten wird. Die Unruhe, die daraufhin entstand, kam von politisch unterschiedlichen Seiten: »Bonn reizt die Frauen«, so der *Spiegel*-Titel (25.3.85); Alice Schwarzer kommentierte: »Die unumstößliche Tatsache, daß die konservative Partei, zumindest auf dem Papier, heute ein fortschrittlicheres Frauenprogramm hat als die Sozialdemokraten, ist, gelinde gesagt, beschämend« (*Emma* 5/85), und die von unten aus den Bewegungen sprachen im Duktus der Ungläubigkeit und hielten das Papier für »Verschleierung« und »Wahltaktik« (GAL, Hamburg, § 218-Gruppe). Darin war immerhin enthalten, daß — würde da umgesetzt, was die CDU vorschlug — ein radikaler Schritt nach vorn getan wäre. Die Abwehr begründete sich auf der angenommenen Diskrepanz von selbststilisierter Fortschrittlichkeit und tatsächlichem Konservatismus einer rechten Partei. Daß die Rechten rechts zu sein hätten und rechts gleich sei mit Patriarchat und Frauenfeindlichkeit, während Frauenfreundlichkeit — wie immer sie auch konkret aussehen würde — links und/oder feministisch anzusiedeln sei, schien jetzt dennoch weniger sicher. Die sonst so klaren und tiefen Gräben waren auf unheimliche Weise zugeschüttet.

Die CDU hat implizit eine Frage an die Frauenbewegung gestellt, die ihr selbst kein Problem ist: Was ist, wenn mächtige Parteien versuchen, Frauenfragen konsensfähig zu machen? Die fehlende Antwort darauf ist sicher nicht nur einer Nichtbeachtung geschuldet; ich denke, daß eine Verunsicherung des Standpunktes hinzukommt: die Selbstverständlichkeit, daß Feminismus auf der Seite der fortschrittlichen Kräfte anzusiedeln sei, ist angegriffen und muß sich — vor allem für die Frauenbewegung selbst — neu erklären.

Aus den bisherigen Diskursanalysen im *Argument* (Hall [134], Hauser [137], Elfferding [138], Keitel [142], Ruoff [149], Carter [150]) war viel zu lernen über rechten Populismus und Versuche, Gruppen und Individuen in bestehende Herrschaftsverhältnisse einzubinden, Zustimmung zu organisieren; und mit Sicherheit war man hinterher schlauer als zuvor. Aber das Ziel des Schlau-seins blieb oft genug verschwommen.

Im Falle des CDU-Antrags sind die Ausgangsbedingungen günstiger. Nach 15 Jahren neue Frauenbewegung sollte es uns nicht verwundern, wenn bestehende Parteien aufgreifen, was bisher thematisiert wurde. Als soziale *Bewegung* sind die Frauen flexibler, sie sind immer überall und dann doch nicht vom Staat insgesamt greifbar; die Bewegung kann nicht wie eine Partei verboten werden. Sie ist weniger Programm als eine Anzahl und Verknüpfung von Themen, von Zentren, von Einzelnen und Gruppen, von Vorschlägen und Aktionen. In das bestehende von den Parteien umrissene Links-Rechts-Block-

schema hat sie sich kaum integriert. Aus der vormals radikalen und kritischen Separation, die von Frauen *aus* den Organisationen der Studentenbewegung angeführt wurde und viele Frauen mitriß, die niemals erwogen hatten, je einer Organisation beizutreten, ist eine Art »Berührungsangst« vor mächtigen Partei-Staatsapparaten und Organisationen geworden (vgl. die Diskussion um »Weiberräte«, Projekt Sozialistischer Feminismus 1984). Die kritische Haltung gegenüber langfristigen, geplanten Zusammenschlüssen wie es jede Organisation ist, wurde einerseits immer erfahrungsloser, denn mit Ausnahme von parteiinternen Frauengruppen gibt es kaum solche Zusammenschlüsse, andererseits bestätigt durch die öffentlich gemachten Erfahrungen von grünen und alternativen Frauen, deren Kämpfe um feministische Positionen sich aber aussichtslos darstellen (vgl. Jelpcke 1981). Das soll nicht heißen, daß es überhaupt keine Frauenorganisationen gibt; es gibt sie im Bereich von Bildung und Sozialproblemen als autonome Zentren oder staatlich unterstützte Institutionen. Das Selbstverständnis dieser Gruppen ist politisch, insofern sie an der Veränderung von Alltag und Erfahrungen ansetzen. Aber die unmittelbaren Eingriffe in Frauenleben greifen auf fatale Weise mit Ausschlüssen aus der Behandlung von politisch gesamtgesellschaftlichen Machtfragen ineinander. Das Fehlen der Frauen im öffentlichen Leben wird anhaltend verhandelt als das Fehlen von Anerkennung *durch* Öffentlichkeit. Familien-, Beziehungs-, Liebes- und Erziehungsarbeit — so fordern Feministinnen — seien der Lohnarbeit gleichzusetzen. Die private Einschließung von Hausfrauen wird nunmehr weniger unter dem Aspekt ihres Ausschlusses von gesellschaftlichem Wissen und seiner Anwendung verarbeitet als vielmehr als Ausschluß von gesellschaftlicher Anerkennung.

Die Strategie der »doppelten Militanz«, die Mitgliedschaft in einer Partei oder Organisation *und* in der Frauenbewegung, wie sie vor allem in Italien oder Frankreich diskutiert und mit den Niederlagen und dem Ideenreichtum praktiziert wird, hatte in der BRD kaum eine Bedeutung. Die politische Kultur ist hier vielleicht einerseits weniger durchlässig, andererseits nicht entwickelt genug. Anders als die Friedens- und Ökologiebewegung durch die Grünen, suchten die Frauen nicht den parlamentarischen Raum als »Verallgemeinerungs- und Durchsetzungsinstanz« ihrer Probleme und Forderungen zu nutzen (eine Ausnahme bilden die 6.-Oktober-Frauen). Statt dessen gibt es eine kritische und abstinenten Haltung dem Parlamentarismus gegenüber, die radikale — weil basisdemokratische — Aspekte hat, aber keine Wege kennt. Blockierend greifen Utopielosigkeit mit dem Verlangen, jetzt und hier glücklich zu werden, ineinander. Oder anders formuliert: es findet sich auch in der Frauenbewegung eine Perspektivkrise, die Weg und Ziel umfaßt und mit immer weniger Frauen ausgetragen werden muß.

Auf diesen — hier sehr grob skizzierten — Prozeß der autonomen Frauenbewegung kommt (seit etwa zwei Jahren) eine präzise-pragmatische Kritik von Sozialdemokratinnen oder der SPD nahestehenden Frauen. Darin werden Vorschläge gemacht, welche Institutionen, welche bestehenden Gesetze, kurz, welche vor allem staatlich eingeräumten Möglichkeiten von Frauen nicht genügend oder gar nicht genutzt werden und welche Phantasie und politische

Durchsetzungsfähigkeit es bräuchte, um auch nur schon vorhandene Chancen wahrzunehmen (vgl. etwa Pape-Siebert 1984, Eler 1985). Es sind dies Integrationskonzepte oder -aufrufe zur bewußten Partizipation an gesellschaftlichen Strukturen, die aus der »Nur-Familie-Kinder-Ehemann«-Perspektive herausführen. Frauen machen Vorschläge, wie die neuen Anforderungen — vor allem aus der Produktivkraftentwicklung — bewältigt werden können. Diese sehr klaren Handlungsaufforderungen werden in der übrigen Frauenbewegung weit weniger diskutiert als solche Bücher wie »Der Cinderella-Komplex« oder »Gyn-Öko-Logie«, die wirkliches Aufsehen erregten. Sie stellen größere Rahmenkonzepte vor, die Denken, Handeln, Lebensweisen umbrechen sollen, dies jedoch so weit entfernt von den gegebenen Bedingungen, daß die Orientierungen unklar bleiben. Die Ebenen der genannten Probleme sollen nicht gegeneinander ausgespielt werden: die »kleinen« Schritte der Veränderung braucht es vor und mit den großen. Ich wollte zeigen, daß die konkreten, unmittelbar auf die Verhältnisse reagierenden Forderungen z.B. der Sozialdemokratinnen, nicht von der Frauenbewegung als handelndem Subjekt durchgesetzt werden, daß dies zunehmend zu ihrer Schwächung führt, und, wie wir bei dem CDU-Antrag sehen werden, auch zur Vereinnahmung von der falschen Seite. Denn in dieses Feld von Organisationsabstinenz und Machtlosigkeit bei häufig guten Ideen und Aktivitäten der Frauenbewegung stieß die CDU mit ihren Thesen. Neben der Prüfung, ob und wie deren Umsetzung den Frauen nützen, muß die Frauenbewegung *politisch* darauf antworten. Die herrschende Problemformulierung ist immer die Problemformulierung der Herrschenden — und die eigentliche Frage lautet wohl: was werden wir tun, wenn uns die Herrschenden die eigene Bewegung der Probleme und ihre Lösungen »abnehmen«. Die Handlungsfähigkeit einer Bewegung hängt entscheidend von ihrer Fähigkeit ab, *sich selbst* zu bestehenden Strategien zu verhalten, gegen Versuche mehr oder minder umstandslos von oben integriert zu werden.

Das dreigeteilte ganze Leben: Christliche Antworten auf feministische Fragen

Das Subjekt der Veränderung ist die Partei, die wie ein Mann steht. — Zwischen den DKP-Frauen und der CDU bestehen eindeutige Ähnlichkeiten: Auf einem Kongreß des Instituts für marxistische Studien und Forschungen (IMSF) forderten die Kommunistinnen: »Wir wollen alles: Beruf, Familie und Politik.« (Es fiel uns schon damals schwer, dies anders als eine schreckliche Überforderung innerhalb der bestehenden Formen zu verstehen.) Die CDU hat in ihrem Leitantrag (im folgenden LA) nicht nur die gleiche Reihenfolge der Lebensbereiche aufgezählt, sie macht auch Vorschläge, wie dieses »alles« zu verwirklichen sei. Wurde von den Kommunistinnen behauptet, daß »wir eine ganze Gesellschaftsformation [davon; K.H.] entfernt sind« (IMSF [Hrsg.] 1983, 33), unterstellt die CDU ein Jetzt- und Sofort-Modell, weil »das Ziel einer Gesellschaft mit menschlichem Gesicht eher erreicht werden kann, wenn Frauen auf allen Ebenen und in allen Bereichen an verantwortlicher Stelle mitwirken« (LA), mit der Begründung »ohne den Sachverstand und die Kreativität der Frauen kann unsere Gesellschaft die Herausforderungen nicht bestehen« (Begründung des LA [im folgenden BLA], 6). Wenn auch die Formulie-

rung an die bekannten männlichen Widmungen erinnert, wie z.B.: »Ohne meine Frau wäre dieses Buch nie geschrieben worden«, ist sie doch auch ein positiver Aufruf, den neuen Aufgaben zu folgen und sie mitzulösen. Den Diskursen der Frauenbewegung, daß von einer strukturellen Verhinderung der Frauen und von patriarchalischen Interessen an ihrem Ausschluß ausgegangen werden muß, wird hier mit bejahender Integration geantwortet. Der LA hält sich nicht lange auf an Punkten, die der Vergangenheit angehören, die verloren sind; im Gegenteil vermittelt sich der Eindruck, daß jetzt die Ärmel aufgekrempelt und die Notwendigkeiten ausgesprochen und behandelt werden müssen. Gegen den allgemeinen Trend von Resignation und Nihilismus wird hier mit aufmunternden Worten eine »auf nach vorn und froh ins nächste Jahrhundert«-Stimmung umrissen. Vorhandene Kreativität und ebensolcher Sachverstand werden ausgerufen gegen Selbstbezeichnungen der Frauenbewegung als da sind: Niedergang, Verhinderung, Gewaltopfer, Hoffnungslosigkeit, fehlende Strategien und Subjekte männlicher Übergriffe als Ausgangspunkte.

Es sind wohl — neben anderem — die unterschiedlichen »Betroffenheiten«, die die Differenz diktieren: die CDU »muß sich als »große Volkspartei ... wegen der nach wie vor massenhaften Benachteiligungen [von Frauen; K.H.] betroffen fühlen« (BLA, 2). Die Frauen »fühlten« sich zunächst individuell betroffen und lernten so ihr neues Kampffeld kennen. Ein »große(r) Unterschied« ist, »ob kleine Randgruppen sich der Sache der Frauen annehmen oder die größte Volkspartei Deutschlands« (BLA, 1), und er scheidet zwischen Fragenden und Antwortenden, klein und groß, Ohnmächtigen und Mächtigen. Die CDU kann es »sich nicht leisten, die Bedürfnisse und Lebensperspektiven von Frauen zu ignorieren« (BLA, 2). Die Partei taucht hier schillernd als geschlechtsloses Subjekt oder als paternalistischer Mann auf. Weibliche Subjekte kommen nicht vor, z.B. auch nicht die »eigenen« Parteifrauen; die CDU rühmt sich nicht, daß ihre Frauen die Stimmen erhoben gegen die Veränderung des § 218 — zusammen mit SPD und grünen Frauen —, oder daß sie im Süden der BRD für ihre ihnen zustehenden Mandate kämpften. »Anregungen« erhielt die Partei nur von den »Randgruppen«. Jetzt, wo die Frauen heraus sind, kann die Partei wie ein Mann, der »zugunsten der Frauen und Kinder« (BLA) Bewußtsein und Verhalten ändert, dastehen.

»Für eine neue Partnerschaft zwischen Mann und Frau« heißt der Leittrag, der einen nicht einsichtigen Gegensatz von alt und neu vorschlägt. War die alte Partnerschaft schlecht? Dann sollte die neue gut heißen. War sie vielleicht keine, gemäß den Geschäftsgrundsätzen von Partnern, die mit gleichen Rechten und Pflichten ausgestattet sind, dann wäre dies überhaupt erst die erste Partnerschaft. Und warum bezieht sich die CDU auf Liebesbeziehungen, um die es doch gehen muß, wenn von je einem Mann und einer Frau die Rede ist? Werden die Männer aus Liebe auf bestimmte Vorteile verzichten, indem sie dem christlichen Grundsatz folgen: liebe deinen Nächsten wie dich selbst? Wer meint, dies sei weit hergeholt, lese den ersten Satz des LA: »Das christliche Verständnis vom Menschen und die Grundwerte ... fordern die Gleichberechtigung der Frau.« (1) Den hohen Werten leiht die CDU nur ihre Stimme und formuliert liebende Lösungen für einzelne Problemfälle.

Die selbstgemachte gemeinsame Sache zwischen Mann und Frau ist das familiäre Gemeinwesen, in dem nunmehr »gesellschaftliche Aufgaben« partnerschaftlich gelöst werden. — Die CDU meint im weiteren LA das je vereinzelt auftauchende Geschlechtswesen und nicht das ganze Geschlecht. Es sind nicht alle, sondern »viele Frauen«, die Benachteiligungen im »Lebensalltag« erfahren. Die neue Partnerschaft soll zukünftig in einer Gleichverteilung der verschiedenen Aufgaben bestehen: früher sorgten Frauen für Alte, Kranke, Behinderte, eigene, fremde Kinder und ihren Ehemann; dies soll jetzt partnerschaftlich geteilt werden, denn »unsere Welt wäre arm«, wenn dies nicht wäre. »Der Staat«, so wird versichert, »sollte Hilfen zur Selbsthilfe geben« (LA). Die vorher auch nutzbare Freiheit, Altenheime, Krankenhäuser, Sozialeinrichtungen in Anspruch zu nehmen, wird durch die Freiheit ersetzt, zu wählen, ob Mann oder Frau sich der Pflege widmen. Dies gilt auch für die Frage der Kinder, für die die Familie »als Lebens- und Erziehungsgemeinschaft der erste und wichtigste Ort individueller Geborgenheit und Sinnvermittlung« ist (LA). Wie jede Gemeinschaft ist auch diese mit Rechten und Pflichten durchgeregelt, so gibt es Kinderrechte: »Liebe, persönliche Zuwendung und Begleitung durch die Eltern« (LA). Dieses Argumentationsmuster findet sich häufig: es werden Gefühle genannt, in denen sich Notwendigkeiten artikulieren (Liebe, Zuwendung = Versorgung der Kinder) und bei denen man sofort »weiß«, was gemeint ist, ohne es sich konkret als Kochen, Waschen, Putzen vorstellen zu müssen. Sie tauchen dann als Recht auf das Gefühl von bestimmten Personen wieder auf. Die notwendige Unterstützung der Kinder wird über deren Recht auf Liebe wieder an die leiblichen Eltern abgegeben und dies obwohl sie eine gesellschaftliche Aufgabe sei. »Immer mehr berufstätige Frauen, die Kinder haben wollen, erkennen, daß Erziehung der Kinder keine gesamtgesellschaftliche Aufgabe ist, die je nach Belieben entweder an Familien oder außerfamiliäre pädagogische Einrichtungen übertragen werden kann« (BLA, 6). *Es ist ein »roter Faden« des Antrags, daß für gesellschaftliche Aufgaben individuelle Lösungen »angeboten« werden,* die dann als Bewältigung von »eben gesellschaftlichen« Aufgaben verhandelt werden. Die neue Alternative heißt: *Selbstermachen.* Das Neue daran ist, daß jetzt laut als neue Zukunft verkündet wird, was bisher — und oft genug unfreiwillig — praktiziert wurde. Aus der vormalig stark eingeschränkten Freiheit, die Kinder an Krippen abzugeben oder für Ganztagschulen einzutreten, wird die Freiheit zu »entscheiden, wer von beiden beim Kind bleibt und wer das Erziehungsgeld erhält« (LA). Auch dies soll und darf individuell geregelt werden. Die Strukturvorteile der Männer, die durchschnittlich besser qualifiziert, häufiger erwünscht und insgesamt besser in die Erwerbsarbeit integriert sind und daher mehr verdienen, sollen zwischen Mann und Frau aus dem Weg geräumt oder bedient werden; nicht ohne eine freundliche Ermahnung für die vorhersehbaren Auseinandersetzungen: »Der Kampf der Geschlechter, in dem die eine Seite gewinnt, was die andere verliert, kann ebensowenig die Lösung sein, wie die Verordnung eines starren Leitbildes, nach dem Frauen und Männern die Gestaltung ihres persönlichen Lebensweges vorgeschrieben wird.« (LA)

Durch Individualisierung und Vereinzeln werden die Strukturnachteile

von *Frauen verschärft*. — Der Sozialstaat tritt nur noch als Rahmenplaner von individuellen Lösungen auf: Nachbarschaftshilfen sollen ermöglicht werden, »familienfreundliche Lebens- und Wohnformen« (LA). Die Vorschläge liegen alle im »Nahbereich« von Frauen, dort, wo sie traditionell zu finden sind. Der »Verstaatlichung« der Frauenfragen, indem sie von oben parteigebunden formuliert und definiert werden, tritt eine Entstaatlichung ihrer Lösungen gegenüber. Die Frauenbewegung hatte zu genau dem gleichen Problem — insbesondere in ihren Anfängen — gegen alle Vorschläge von »Sympathie und Menschlichkeit«, wie sie jetzt von der CDU vertreten werden, argumentiert: Frauen befinden sich in einem persönlich-ökonomischen Abhängigkeitsverhältnis zu Männern; innerhalb der Familie haben sie zwangsläufig die Nachteile bei der Aufzucht von Kindern zu tragen, zum einen ihrer Natur wegen (sie sind die Gebärerinnen), zum anderen aufgrund der sozialen Konstruktion »Frau«, die ihnen die Fertigkeiten der Kindererziehung und -aufzucht zuschreibt, und zum dritten, da ihre potentielle Eigenständigkeit und Unabhängigkeit strukturell behindert sind. Von daher seien staatliche Einrichtungen ganz unabdingbar, da sie die Frauen aus den individuellen Kämpfen um eigene Bereiche und Aktivitäten entlasteten. Die CDU schlägt dem entgegen vor, daß Frauen dort anfangen sollten, wo sie begonnen haben: beim Kampf mit dem eigenen Mann, jede für sich in der »eigenen kleinen Familie«. Die Individualisierung der Lösungen zieht also die Individualisierung der Probleme nach sich bzw. geht von ihr aus.

Zudem spart der Vorschlag Gelder ein. Das Erziehungsgeld kann aus den gestrichenen Mitteln für Mutterschaft und BAFÖG finanziert werden und wirkt in der Logik der CDU zudem wie eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Hausarbeit und Lohnarbeit seien als gleichwertig zu betrachten. In beiden Bereichen werde dasselbe gefordert: »Rationalität, fachliche Leistung, soziale Tugenden und persönliche Zuwendung werden im Berufsleben und in der Familie gleichermaßen verlangt« (LA). Die CDU möchte die Leistungen in der Familie demnächst gesondert im Bruttosozialprodukt aufführen, was den Frauen unmittelbar keinen Nutzen bringt, aber den sinnhaften Charakter von Hausarbeit äußerlich sichtbar machen soll. Die abstrakte Gleichsetzung von »privater Familienarbeit« und öffentlicher Erwerbsarbeit greift tatsächlich ein Element aus der Frauenbewegung unverkleidet auf. Die Diskussion um eine »Erneuerung, Erweiterung« des bürgerlichen und des marxistischen Arbeitsbegriffs ist anhaltend und ergreift weite Teile der Frauenbewegung. Während es einen breiten Konsens bei der Gleichwertigkeit der Tätigkeiten gibt, war »Lohn-für-Hausarbeit« eine Forderung, die sich nicht durchsetzen konnte. Die Debatte war eingegliedert in andere Wissensproduktionen, die die Erfahrungen von Frauen betrafen: eheliche Gewalt, Abtreibungskampagnen, sexuelle Befreiungsvorstellungen, das Praktizieren alternativer Lebensweisen und Wohnformen u.a.m. Das relativierte zum einen den Anspruch, daß alle Frauen hauptsächlich als Hausfrauen unterdrückt seien, zum anderen zeigte sich in der Vielheit der Unterdrückungsorte und Strukturen die Vielheit der Frauenfragen. Welche Wirkungen das Erziehungsgeld erzielen wird und ob es den Anstrengungen der Frauenbewegung in den Rücken fällt, ist m.E. noch

nicht bestimmbar. Mit Sicherheit ist diese Maßnahme in Kombination mit einer »Arbeitsumwertung« der Versuch, die Bereichszuordnungen für die Geschlechter festzuschreiben und die Gleichheit der Geschlechter nur über die Vergleichbarkeit der Bereiche zu erzielen. Das Erziehungsgeld und die Gleichbewertung der »Familienarbeit« gewinnen dort an Brisanz, wo die sowieso schon verdeckte Frauenerwerbslosigkeit sich in friedliche »Familienarbeit« auflöst.

In der Frauenbewegung gibt es wenige gemeinsame Nenner, ganz gewiß aber ist einer, daß die Frauen ökonomisch unabhängig sein sollten, um sich von den persönlichen Abhängigkeiten überhaupt entfesseln zu können. In der Gesellschaft ist die selbstverständliche Erwerbstätigkeit von Frauen nur langsam zu verankern und durch die Erwartung von potentieller Erwerbslosigkeit zudem unterminiert. Die CDU argumentiert an diesem Punkt optimistisch harmlos, sie spricht von »Verdreifachung der Zahlen« und daß Frauen »in der Regel arbeiten (wollen), weil sie Freude an der Tätigkeit und am Kontakt zu anderen Menschen haben, weil sie sich eine eigenständige soziale Sicherung erarbeiten und sich ein Mindestmaß an Unabhängigkeit sichern wollen« (LA). Ebenso sicher weiß die CDU, daß »viele Frauen und zunehmend auch Männer eine Zeitalang nicht erwerbstätig (sind), weil sie sich ganz der Familie widmen wollen« (LA). Wie attraktiv muß die Hausarbeit werden, damit aus den derzeit 20 Prozent Männern, die im Haushalt *mithelfen*, potentiell 100 Prozent werden (Allensbach Studien, zit. n. Ketelhut 1985)? Für Frauen sieht die CDU Stütz- und weiterqualifizierende Kurse im Bereich von Technik und Elektronik vor, für Männer hingegen keine qualifizierenden Haushaltsschulen, so daß sie die *Lust* am Waschen und Windeln, Kochen und Putzen, wenn nicht natürlich mitbringen, so auch nicht lernen können. Das, was immer schon praktiziert wurde, kann kaum als Innovation gelten. Gewerkschaftsfrauen z.B. beklagen, daß Ehefrauen und Mütter regelmäßig den Sitzungen fernbleiben, da weder Kind noch Mann allein zu Hause bleiben wollten.

Alle CDU-Vorschläge sind allgemein formulierte Individuallösungen, vom Sozialstaat abgegeben in die »Hände der Einzelnen«, in lauter kleine »Gemeinwesen«, die Rechte und Pflichten ausloten und Gleichberechtigung probieren.

Die Frauenfragen sollen innerhalb der Machtblöcke »politisiert« werden. — »Ehe und Familie« nehmen rein rechnerisch knapp die Hälfte des LA ein, »Beruf und Familie« werden sehr kurz gehalten und bewegen sich im Rahmen von Appellen: Frauen sollten mehr Interesse an Technik zeigen/haben, sich qualifizieren, Unternehmer sollten Arbeitsplätze für sie bereitstellen usw.

Im letzten Teil, »Frauen in Politik und Gesellschaft«, wird zunächst Partnerschaft umdefiniert. War sie vorher zumindest noch vage die Teilung der vorhandenen Arbeit unter an sich Gleichen, heißt sie jetzt »in der Politik, ... daß Männer die fachlichen Kenntnisse, die Lebenserfahrung und das Urteilsvermögen von Frauen als unverzichtbar für die politische Entscheidungsfindung begreifen« (LA). Zuvor wurde zwar schon behauptet, daß Frauen »zahlreiche Aktivitäten« und »politische(s) Interesse« auszeichne und insofern ihre »Mitarbeit ... in Politik und Gesellschaft« unverzichtbar sei« (LA). Jedoch wie schon im Bereich Familie werden auch in der Politik die Handlungsaufforde-

rungen nicht an Frauen, sondern an Männer gerichtet. Die Männer bleiben unter sich und übernehmen die Aufgabe »zu protestieren, ... anzuprangern und eine Änderung des Bewußtseins zu erreichen« (BLA, 14).

Ein tatsächlicher Schritt nach vorn könnte die vorgeschlagene Änderung des Wahlrechts sein, die es außer der Bewußtseinsänderung noch geben soll, damit auch die »Wahlchancen weiblicher Kandidaten« (LA) sich positiv wenden.

Die Aufnahme von Frauenprogrammen in die sonstige Politik ist ein Phänomen, das alle Parteien betrifft, von der SPD über die Grünen hin zur DKP. Jede Partei winkt mit ihren Vorstellungen und lädt die Frauen ein, bei ihnen mitzumachen, um die eigenen Ziele zu erlangen. Unterschiedliche Konzeptionen werden innerhalb der Organisationen und untereinander diskutiert, die die Nähe bzw. Ferne der Bewegung zur eigenen Partei u.a. zum Gegenstand hat: Sollen sich die Frauen in die Partei integrieren (Glotz) oder neben ihr sich durch sie artikulieren (GAL Hamburg)? In diesem Punkt steht die CDU einzigartig dar. Sie wirft keine einladenden Seitenblicke auf die Frauenbewegung, bietet ihr keinen Platz an, sie will auch Frauen nicht als Menschen, die *tun*, was sie vorschlagen. *Es gibt von der CDU für die Frauen nur einen Zusammenschluß: den mit dem »eigenen« Mann und gemeinsam mit den Kindern.*

Feministische Antworten auf gesellschaftliche Fragen

Die anfängliche Behauptung oder Befürchtung, die CDU habe »zumindest auf dem Papier« eine fortschrittliche Frauenpolitik entwickelt, erweist sich als unbegründet. Einige Forderungen aus der Frauenbewegung finden sich aber wieder: Bezahlung eines Teils der Hausarbeit (das nunmehr durchgesetzte Erziehungsgeld), das Zugeständnis, daß diese Arbeit gesellschaftlich notwendige Arbeit sei. In jeder Befreiungsstrategie werden sich Elemente finden, die her austrennbar sind und nicht für sich schon den Stempel der angestrebten Befreiung tragen. Insofern wäre auch dies nicht problematisch. Tatsächlich aber sind diese Forderungen zentral, in der Frauenbewegung nehmen sie — mit den Diskussionen um die Entwicklung der Gentechnologie — den größten Raum ein. Es mehren sich die Bücher mit immer detaillierteren und ausführlicheren Begründungen, warum der Komplex der Hausarbeit unentbehrlich für Patriarchat und/oder Kapitalismus sei (zuletzt wurde dieses Thema auf der UNO-Frauenversammlung verhandelt). In die großen Debatten um die Umverteilung von Erwerbsarbeit, um die Abschiede nicht nur vom Proletariat, sondern auch von der Arbeitsgesellschaft und der Dominanz von Arbeit für die individuellen und kollektiven Identitäten, Sinnstiftungen und Perspektiven greift die Forderung nach öffentlicher Bejahung häuslicher Tätigkeiten verhängnisvoll ein.

Indem die gesellschaftliche Arbeit als eine Art ehrbares Ziel angenommen wird, zu dem man (hier die Frauen) ihren Teil beitragen, wird ihre Bedeutung als Mittel der individuellen Reproduktion völlig verdeckt. Auf Versprecher wie »Frauenarbeitslosigkeit« gibt es in jeder Veranstaltung mehrere trotzige Zwischenrufe: Frauen arbeiten immer, Frauen sind nie ohne Arbeit usw. Solange das Arbeiten selbst nicht satt macht, sondern nur in der vorherrschenden Form

der Lohnarbeit, müßten Frauen für die Möglichkeit des individuellen Sattwerdens streiten. Der konzentrierte Blick auf Gleichwertigkeit der Arbeiten nimmt — zum zweiten — die Möglichkeit, über den wachsenden »Rest« an Lebenszeit überhaupt nur nachzudenken. Riesige Freizeitindustrien erzeugen privatisierende, vereinzelnde und rein konsumptive Strategien, Freizeit zu verbringen. Sie werden nicht mit Blick auf die »Entwicklung der Persönlichkeit« von diversen Interessengruppen kritisiert oder gar bekämpft, sondern unter dem Banner von Moral (unsittliche Videos) und Recht (Gewalt beim Spielen erzeugt Gewalt und Straftaten im wirklichen Leben). Privatisierung von Freizeit heißt auch, Zurückdrängung oder Verdrängung der überwiegenden Aktivitäten in die Familie, die Privatsphäre. Kulturelle Konsumtion kann überwiegend mit allen technischen Fertigkeiten »zu Hause« stattfinden. Die Öffentlichkeit ist zunehmend mittelbar kommunikativ und dies bei ansteigendem Trend zur »Überschaubarkeit«, zur »Intimität« und »Unmittelbarkeit«. Zunehmend verengt sich das außerhalb der Erwerbsarbeit stattfindende Leben auf die »eigenen vier Wände« mit den dazugehörigen Personen. Dort werden nicht nur die bestehenden Angebote genutzt und bedient, auch der Widerstand kann zu Hause stattfinden. Die Wahrheit ist so simpel wie potentiell folgenreich: »nur im Haus und in der Nachbarschaft sind die Möglichkeiten für Variationen des Themas Industrie und Konsum angesiedelt« (Erler 1985, 175). Gewollt oder ungewollt befindet sich die Frauenbewegung auf der Seite derjenigen, die diese kleinen Zellen als Sinn des Lebens und Erfüllung aller Wünsche postulieren, das reicht von der CDU bis punktuell zu A. Gorz. Mir scheint dies die Gegenbewegung von der einstigen Forderung, daß die Frauen heraus aus den Familien, der eigenen Wohnung, weg von ihrem einzigen Mann, hinein in mitgetragene Zusammenschlüsse, Arbeitsgruppen, selbst erfundene Kulturen gehen wollten. Der Alternative der (familiären) Vereinzelung hat die Frauenbewegung doch auch einiges »zu bieten« an Orten und Bewegungsräumen.

Die »Dreigeteiltheit« des Lebens, wie die CDU sie vorschlägt als harmonische Verknüpfung von Aufgaben und Tätigkeiten, können wir umformulieren in eine radikale politische Forderung: Die Lebenszeitstruktur soll gedrittelt werden in Erwerbsarbeit, kulturelle Reproduktion einschließlich Weiterbildung und politisch-gesellschaftliche Arbeit (in die die basisdemokratischen Projekte eingeschlossen sind). Eine wichtige Voraussetzung wäre die Forderung: Teilzeitarbeit für alle — ein Ziel, das im Bündnis mit Gewerkschaftsfrauen durchgesetzt werden könnte. Hausarbeit und individuelle Reproduktion wären verallgemeinerbar, wenn alle einen Teil ihrer Zeit in sie verplanen — Zeit haben heißt, daß die sozialen Pflichten in Kultur entwickelt werden können, daß aus den »einfachen« Reproduktionshandlungen komplexe kulturelle Genüsse entstehen, in die Bildung, Kunst, handwerkliche Fertigkeiten, Reisen usw. eingewoben sind. Politik und Selbstverwaltung, als angebotene Möglichkeitsräume für alle, unterminieren die Delegation der politischen Regelung der Gesellschaft an Professionelle. Wenn die Frauenbewegung sich in dieser Weise eine »gemeinsame dritte Sache« gäbe, würde sie weniger vereinnahmbar sein und zugleich perspektivischer und in alle gesellschaftlichen Bereiche — insgesamt als Bewegung — eingreifen. Das Modell trägt viele utopische Züge; viele

Probleme werden auftreten, die hier nicht einmal genannt sind. Die Verallgemeinerung der Teilzeitarbeit z.B. wird nur möglich sein, wenn der gesellschaftliche Reichtum anders aufgeteilt wird. Aber die Utopie gibt dem Vorschlag auch eine Perspektive, an der wir uns allgemein orientieren können als Maßstab für befreiende Politik.

Anmerkung

- 1 Der Leitantrag der CDU ist abgedruckt in der Frankfurter Rundschau vom 26. und 27.2.1985.

Literaturverzeichnis

- Erlar, Gisela Anna, 1985: Frauenzimmer. Für eine Politik des Unterschieds. Berlin/W. IMSF (Hrsg.), 1983: Wir wollen alles! Beruf, Familie, Politik. Frankfurt/M.
 Jelpke, Ulla (Hrsg.), 1981: Das höchste Glück auf Erden. Frauen in linken Organisationen. Hamburg
 Ketelhut, Barbara, 1985: Zur Konstituierung von Familie durch Staat und Individuum (unveröffentl. Diplomarbeit). Hamburg
 Pape-Siebert, Sonja, 1984: Genug gejammert! Oder: Verraten die Frauen den Feminismus? Eine Streitschrift. Berlin/W., Bonn
 Projekt sozialistischer Feminismus, 1984: Frauenpolitik 2. Weiberräte und Frauenmacht. Berlin/W.



Projekt Sozialistischer Feminismus (Frigga Haug u.a.): Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik

Männliche Revolutionäre schreiten zur Befreiung und schließen die Frauen in Familien ein. Familien als private Festung gegen kapitalistische Übergriffe verewigen so auch Frauenunterdrückung. So können Frauen- und Arbeiterbewegung nicht zusammengehen und müssen es zugleich, um alle Herrschaft abschaffen zu können. Der Band behandelt die internationale Diskussion um Marxismus-Feminismus und Probleme einer sozialistischen autonomen Frauenpolitik.

Argument-Sonderband AS 110
 17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Reinhard Brückner

Regierungsterror und Befreiungskampf in Südafrika

Wo bleibt die Solidarität der bundesdeutschen Linken?

Am 20. Juli(!) verhängte Staatspräsident Botha über 36 der insgesamt 310 Verwaltungsbezirke des Landes den unbefristeten Ausnahmezustand, vorwiegend im dicht bevölkerten Gebiet um Johannesburg/Pretoria und um Port Elizabeth am Indischen Ozean, wo VW produziert. In den meisten dieser Bezirke haben 29 Organisationen seit April Versammlungsverbot in geschlossenen Räumen, unter ihnen die landesweite, gewaltfreie United Democratic Front. Politische Versammlungen im Freien sind seit Juni 1976 im ganzen Land verboten, seit die Jugend von Soweto gegen das unterdrückerische Schulsystem protestierte und ihr Protest sich überall fortsetzte. Seither wurden Beerdigungen der vom Regime getöteten Kinder und Erwachsenen zu politischen Ersatzkundgebungen, oft größten Ausmaßes.

Zuletzt wurde der Ausnahmezustand vor 25 Jahren verhängt, im März 1960, nachdem Polizisten bei Sharpeville und andernorts auf friedliche Demonstranten geschossen hatten. Damals waren 83 von 265 Bezirken betroffen, acht Monate lang; offiziell wurden 11.500 Personen inhaftiert. Polizei und Militär, die die Townships seit Monaten kontrollieren, praktizieren nahezu uneingeschränkte Macht, einschließlich Nachrichtensperre. Zuwiderhandelnden drohen bis zu zehn Jahre Haft und/oder 45.000 DM Geldstrafe.

Seit den 50er und 60er Jahren nahmen das politische Bewußtsein der Unterdrückten und entsprechen die Unruhen unaufhaltsam zu. Nach dem Verbot von ANC (African National Congress) und PAC (Pan Africanist Congress, seit Jahren bedeutungslos) von 1960 entstand die gewaltfreie Schwarze Bewußtseinsbewegung. Sie erreichte 1976 ihren Höhepunkt in den Jugendprotesten von Soweto, in den Townships von Kapstadt und Port Elizabeth und zahlreichen anderen und wurde mit dem Mord an Steve Biko und dem Verbot von 18 Organisationen im Oktober 1977 schwer getroffen. Die Sympathien und Aktivitäten vieler Anhänger wandten sich dem im Untergrund wie im Ausland politisch aktiven ANC zu, dessen Sprengstoffanschläge das System zunehmend verunsichern.

Die Herrschenden schlugen alle Warnungen, alle konkreten Forderungen schwarzer Führer in den Wind. Sie reagierten auf die sich häufenden Schul-, Verbraucher- und Busboykotts, auf die, trotz Verbots, Hunderte von Streiks schwarzer Arbeiter hinhaltend oder brutal. 1984 zwangen sie dem Land, wie schon 1910, erneut eine Minderheitenverfassung auf, dieses Mal unter Einbeziehung einiger in getrennte Parlamentskammern verwiesener (oder als Minister ohne Geschäftsbereich) kollaborierender »Farbiger« und Inder. Im Vorfeld dieser »Verfassungsreform« entstand 1983 die gewaltfreie UDF (United Democratic Front) mit heute ca. 700 Mitgliederorganisationen — schwarze, »farbige«, indische, auch ein oder zwei weiße, alles Bürgerrechts- und Jugendorganisationen, kirchliche, gewerkschaftliche usw. Dazu kommen die zahlreichen mit UDF kooperierenden Organisationen einschließlich großer Kirchen und schwarzer Gewerkschaftsverbände.

Staatspräsident Botha und Polizeiminister Le Grange beschuldigen die UDF, vom ANC und der schon seit 1950 verbotenen Kommunistischen Partei gesteuert zu sein. 16 UDF-Führer, darunter ein Theologe und die 68jährige Albertina Sisulu, erwarten seit Monaten ihren Prozeß wegen Hochverrat und Umsturzversuch, der nun am 5. August begonnen hat. Die UDF soll zermürbt, womöglich verboten werden — Praktiken, die in den 50er Jahren gegen den ANC und in den 60er Jahren gegen die SWAPO angewandt

wurden, die bis dahin gewaltfrei waren. Doch ANC und SWAPO wurden nur stärker. Der Versuch, die UDF zu zerschlagen, mobilisiert täglich neue Kräfte. Dieser Hochverratsprozeß ist nur einer von vier oder fünf und von vielen anderen politischen Prozessen.

Die UDF, fast alle Mitgliederorganisationen und die ungezählten Aktiven bejahen die Freedom Charta von 1955. Sie wurde damals von den sogenannten Kongreß-Parteien, dem ANC, dem von Gandhi begründeten Indian Congress, den nicht mehr existierenden Kongreß-Organisationen der »Farbigen« und Weißen und von dem zum Teil im Exil tätigen Südafrikanischen Gewerkschaftskongreß (SACTU), proklamiert. »Südafrika gehört allen, die darin leben, Schwarzen und Weißen«, lautet ihr fundamentaler Satz. Er schließt erklärtermaßen gleiche Bildungschancen für alle, Umverteilung des Grundbesitzes, Nationalisierung der Bodenschätze, Banken und Monopolindustrien ein. Noch heute will die große Mehrheit der Schwarzen Partnerschaft mit den Weißen, trotz der seit damals zunehmenden Verbote, Inhaftierungen, Folter und Morde, trotz der Destabilisierung der Nachbarländer, trotz Ausnahmezustand. Die Charta verlangt aktives und passives Wahlrecht. Doch die Verfassung von 1984 gewährt selbst »Farbigen« (Nachkommen schwarzer und weißer Vorfahren) und Indern nur getrennte Parlamentskammern und behält die Ghettoisierung auch dieser Bevölkerungsgruppen grundsätzlich bei.

Statt dessen verspricht die Regierung »Reformen«: Selbstverwaltung schwarzer Townships, gemischtrassige Regionalräte für benachbarte Ghettos von Schwarzen, »Farbigen«, Indern und weißen Vororten, gemischt-rassige Gewerbe- und Handelsbezirke für »Farbige« und Inder in weißen Städten (auf Antrag der Städte!), Grunderwerb für schwarze Privilegierte in den Townships und Freizügigkeit von Township zu Township, Änderung (nicht Abschaffung) des Verbotes von Eheschließung und Geschlechtsverkehr zwischen Weißen und »Nicht-Weißen«. »Für die Balkanisierung unseres Landes wollen sie uns nun im Austausch ihre rosa Popos anbieten. Es geht um gleiche politische Rechte, ihre Popos wollen wir nicht, die können sie für sich behalten«, kommentierte Winnie Nomzamo Mandela, die seit 1977 als Gebannte fern von Johannesburg leben muß. Ihr Mann, der seit 24 Jahren inhaftierte ANC-Führer Nelson Mandela und die mitinhaftierten Freunde lehnten im Januar ihre von der Regierung angebotene Freilassung gegen Gewaltverzicht ab. »Ich kann und will keinerlei Verpflichtungen eingehen zu einer Zeit, da ich und ihr, das Volk, nicht frei seid«, ließ er seine Tochter auf einer UDF-Veranstaltung in Soweto antworten.

Statt Gleichberechtigung in ihrer Heimat bietet Botha den Schwarzen ein nationales Beratungsgremium an, plant er eine Föderation zwischen der Republik Südafrika und den von ihr den Schwarzen aufgezwungenen Homelands. Diese waren und bleiben nichts als Reservate der Wirtschaft für heranwachsende billige Arbeitskräfte und für nicht mehr Brauchbare, Ausrangierte, die dort sterben sollen, von schwarzen Marionettenregierungen verwaltet. Seit 1979 verheißt Botha einen Paß für alle — in dem dann die Rassen- (sprich: Klassen-) und Homelandzugehörigkeit festgeschrieben wird.

Seit November 1984, als im industriereichsten Gebiet um Johannesburg/Pretoria eine Million Schwarze aus Protest gegen die neue Verfassung und andere Maßnahmen zwei Tage der Arbeit fernblieben (stay away), seit in den USA die Disinvestment-Kampagne bedrohlich wächst, drängen Südafrikas Industrie- und Handelsverbände auf rasche Veränderungen. »Bedeutsame (meaningful) Beteiligung der Schwarzen am politischen Leben, einschließlich Wahlrecht«, südafrikanische Bürgerschaft für alle, freie Gewerkschaften, »Eindämmen (cutting back) der weitreichenden Macht der Polizei« und Beendigung der Zwangsumsiedlungen forderten sie Anfang dieses Jahres. Die Formulierungen sind bewußt unpräzise. Sie begünstigen Bothas »Reform«- und Föderationspläne. Die Unternehmen wollen ihr System, ihre Investitionen, ihre Markterwartungen im südlichen Afrika und weit darüber hinaus, die reichen Rohstoffe und billigen Arbeitskräfte erhalten. Sie wollen dieses kapitalistische System nicht ändern, sondern stärken. Zusam-

menschlüsse zwecks Monopolherrschaft weniger sind im Gang, Automatisierungsprozesse, Produktionsverlagerungen in billige und gewerkschaftsfreie Homelandgebiete und die Förderung einer kollaborationswilligen, am Profit beteiligten »nicht-weißen« Mittelschicht.

Südafrikas Wirtschaft steckt in der schwersten Rezession seit den 30er Jahren. Der Goldpreis, der 50% der Devisen bringt, hält seit einem Jahr einen Tiefststand von 330 US-Dollar pro Feinunze, ebenso der Rand, Südafrikas Währungseinheit, mit 0,5 US-Dollar (ca. 1,50 DM). Primäre Bankzinsen kosten 25%, die Inflation übersteigt 17%, die Landwirtschaft ist hoch verschuldet. Die gesamte Auslandsschuld beträgt 67 Mrd. DM und erreicht damit ein Drittel des Bruttosozialprodukts (Mitte 1984), die kritische Grenze lateinamerikanischer Staaten. Mindestens 3 Mio. der ca. 23 Mio. Schwarzen sind arbeitslos; die Entlassungen nehmen zu. Um das Jahr 2000 rechnet man mit 34,7 Mio. Schwarzen gegenüber 6,6 Mio. Weißen (z.Zt. 4,8 Mio.). Wirtschaft und Staat sind durch den jahrelangen Krieg um Namibia und die unbezahlbaren Kosten der Apartheid schwer angeschlagen und suchen dringend ausländische Kredite und Investitionen.

Die seit Ende 1984 erstarkende US-Disinvestment-Kampagne wirkt bedrohlich. Über 2.400 Nordamerikaner ließen sich vor Südafrikas Botschaft in Washington festnehmen, unter ihnen R. Clark, Justizminister unter Carter, der frühere Präsidentschaftskandidat McGovern, Harry Belafonte, Coretta King, Angela Davis. Mindestens sechs Bundesstaaten (Massachusetts, Michigan, Connecticut, Iowa, Nebraska, Maryland) und 20 Großstädte (darunter New York, Philadelphia, Boston, Washington, San Francisco, Miami) haben beschlossen, ihre (Pensions-)Fonds von Banken abzuziehen, die der Regierung oder den Staatsunternehmen Südafrikas Kredite geben. Etwa 30 weiteren Bundesstaaten, einer Vielzahl von Städten, Universitäten usw. liegen entsprechende Anträge vor. 90% der größten US-Geldinstitute vermeiden inzwischen solche Kredite — finanzieren aber verstärkt Südafrikas Wirtschaft und Banken und indirekt den Staat.

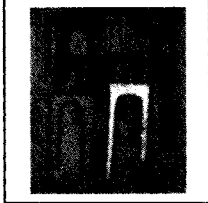
17 protestantische Kirchen und 210 katholische Orden und Diözesen mit einem Aktienkapital von insgesamt 8 bis 12 Mrd. US-Dollar forderten nach z.T. jahrelanger Prüfung Ende Mai 12 US-Konzerne (Ford, General Motors, Mobil, Texaco, General Electric, Control Data, International Business Machines, Citicorps u.a.) auf, alle Verkäufe und Kundendienste an Südafrikas Regierung oder Regierungsunternehmen einzustellen und ihren Verbleib in Südafrika von grundsätzlichen Änderungen abhängig zu machen. Falls bis Ende 1986 kein Abbau der Apartheid erkennbar werde, sei ein Verbleib der Konzerne in Südafrika nicht verantwortbar und werden die betreffenden Kirchen und Organisationen durch Kampagnen auf Abzug drängen. (Eine ca. 60seitige Informationsschrift des Evangelischen Missionswerkes der EKD Hamburg, Mittelweg 143, erscheint voraussichtlich Anfang September 1985.)

Das mehrheitlich von der Demokratischen Partei beherrschte US-Repräsentantenhaus stimmte im Juni 1985 mit 295:127 Stimmen für Sanktionen. Im Juli stimmte auch der von Reagans Republikanischer Partei beherrschte Senat mit 80:12 gegen weitere US-Bankkredite an Südafrikas Regierung, gegen den Export von Nuklear- und Computertechnik und für Einführung einer konkurrierenden US-Goldmünze. Der Vermittlungsausschuß bildet aus beiden Vorlagen einen Kompromiß, den, wenn zwei Drittel aller Kongreßmitglieder zustimmen, Präsident Reagan unterschreiben muß. Der allerdings hält am »constructive engagement« fest, das die Freigabe Namibias und den Abzug der Kubaner verkoppelt, zu Pretorias Gunsten. Das Repräsentantenhaus stimmte im Juli 1985 einer Aufhebung des seit 1975 geltenden Verbots der Unterstützung der UNITA zu. Wird, muß man nun fragen, sich dieses Haus eines Tages auch gegen ANC und SWAPO aussprechen?

In Großbritannien beschlossen 120 Stadträte, die zwei Drittel der Gesamtbevölkerung repräsentieren, Anti-Apartheid-Maßnahmen, wirken Bischöfe und führende Politiker

aktiv in der Anti-Apartheid-Bewegung. Frankreich verbot Ende Juli Neuinvestitionen und beorderte seinen Botschafter zurück. Die holländische Regierung bereitet ein Öllieferverbot vor; holländische und norwegische Banken stellten den Krügerrand-Verkauf ein. Schweden und Dänemark verbieten Neuinvestitionen; Dänemark untersagt Kohleimporte. Die skandinavische Fluglinie SAS stellt die Johannesburg-Route zum Jahresende ein. Die bundesdeutsche SPD will einen Sanktionskatalog vorlegen: Verbot von Hermes-Bürgschaften, von Krügerrand-Einfuhr und -Verkauf, von Zusammenarbeit im Rüstungsbereich, in der Hoch- und Atomtechnologie, Kündigung des Kulturabkommens und Import von bisher aus Südafrika bezogenen Rohstoffen aus anderen Ländern (Frankfurter Rundschau, 15.7.85).

Vorgänge wie in den USA, in England und in den skandinavischen Ländern sind in der Bundesrepublik undenkbar. Der SPD-Katalog kommt zu spät. Die Grünen, die die Befreiungsbewegung unterstützen, sind zu schwach. Die EKD zögert wie eh und je, die katholischen Bischöfe noch mehr. Eine Vielzahl von Gruppen: Frauen, Amnesty, Jugendgruppen, kirchliche, gewerkschaftliche und andere, sind äußerst aktiv. Wo aber bleibt die bundesdeutsche Linke? Sind ihre Kräfte in den Kämpfen gegen Wiederbewaffnung, Atomwaffenlagerung und Raketen-Stationierung, in der Solidarität für Vietnam, für Chile verbraucht? Reicht der Aufstand der Studenten Ende der 60er Jahre, das Aufbegehren der Friedensbewegung, der Ökologiebewegung und nun auch der Grünen nicht weiter? Reichen die restlichen Kräfte bestenfalls für einen Beitrag, Nikaragua vor dem Einmarsch der US-Imperialisten zu bewahren?



MICHAEL JÄGER:
DIE METHODE DER
WISSENSCHAFTLICHEN
REVOLUTION

**Michael Jäger: Die Methode der wissenschaftlichen Revolution.
Band 1: Die Regeln der Entdeckung**

Dieses Buch bricht mit der verbreiteten Auffassung, wiss. Revolutionen könnten auf die Psychologie großer Männer, gesellschaftliche Umwälzungen oder einfach auf Zufälle reduziert werden. Der 1. Band, der mit einer Kritik der Popper-Kuhn-Kontroverse um die »logische Lücke« in wiss. Revolutionen schließt, dient als Grundlage einer umfassenden Studie zur Rolle Galileis bei der Entstehung der modernen Physik (ersch. 1986 als AS 147).
Argument-Sonderband AS 137
17,60 DM/f.Stud. 14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Jutta Held

Wie kommen politische Wirkungen von Bildern zustande?

Das Beispiel von Picassos »Guernica«*

Auf die Entstehungsgeschichte dieses Bildes, den wohl einmalig dokumentierten Schaffensprozeß, will ich hier nicht eingehen — sie sind wiederholt dargestellt worden (vgl. u.a. Guernica 1981; Blunt 1969; Arnheim 1962). Auch sollen nicht die Kontroversen um die richtige Deutung der Symbole in diesem Bild thematisiert werden, die sich vor allem auf die Interpretation von Stier und Pferd konzentriert haben, noch die wichtigere Frage, wie die Veränderungen zu interpretieren sind, die Picasso an der Gestalt des gefallenen Kriegers vornahm.¹ Vielmehr soll es allein darum gehen, einige Beobachtungen zu der politischen Wirkung des Bildes zu notieren und zu versuchen, Schlußfolgerungen zu ziehen. Picasso hat das Bild im Auftrag der spanischen Republik und ihrer Volksfrontregierung 1937 für den spanischen Pavillon der Weltausstellung in Paris gemalt. In dieser Ausstellung präsentierte sich die spanische Republik nicht wie die meisten Nationen mit ökonomischer Potenz, sondern allein mit kulturellen Werten, darunter an erster Stelle mit Kunstwerken der Avantgarde. Picasso, Calder, Miró, Gonzalez und andere hatten Werke zur Verfügung gestellt. Die von faschistischen Truppen bekämpfte spanische Republik warb auf diese Weise mit Hilfe der Künstler um internationale Solidarität.

Obwohl der spanische Pavillon erst im Juni 1937 eröffnet wurde, zu spät, um in den illustrierten Führern berücksichtigt werden zu können, und obwohl die Presse kaum von ihm Notiz nahm, scheint seine Wirkung, insbesondere die von Picassos Werk, groß gewesen zu sein. Wenn man den Beobachtungen glauben darf, die in den Cahiers d'Art publiziert wurden, ist der Grundgehalt des Bildes von den Besuchern, die durchaus kein Kunstpublikum darstellten, unschwer erkannt worden. Picasso selbst nannte es seine Antwort auf die Bombardierung des baskischen Städtchens Guernica durch die deutschen Faschisten (Ozenfant 1937; J.L. Sert, in: Guernica 1981, 28). Guernica war damals in aller Munde, es war zum Symbol für die Opfer des faschistischen Terrors geworden (Guernica 1981, 92, 94; Barr 1946, 202).

Erstaunlich ist weniger, daß auch dieses Bild Picassos, wie die gesamte Avantgarde, von links wie von rechts kritisiert wurde. Bemerkenswert ist eher, wieviel Bejahung es spontan gefunden hat, wieder sowohl aus dem linken wie dem bürgerlichen Lager.

Wenn sich auch das kommunistische Parteiorgan »L'Humanité« einer Stellungnahme enthielt, so äußerten sich doch eine Reihe kommunistischer Künstler enthusiastisch über das Bild. An Eluards Hommage sei erinnert oder an die Äußerungen des deutschen Graphikers Johannes Wüsten, der damals im französischen Exil lebte und folgendes über das Bild schrieb:

* Eine englische Fassung dieses Textes wurde auf der »1985 Conference, Association of Art Historians« in London, in der Sektion »The effectiveness of Images« vorgetragen.



©SPADEM Paris und VG Bild — Kunst Bonn 1985

»Picassos großes Werk, die Bombardierung Guernicas, bleibt, was die Kraßheit anlangt, dem Dixschen Schützengraben nichts schuldig. (Wer hätte übrigens den unrealen Formen solch realistisch greifbares Grauen je vorausgesagt!) Es mögen sich andere und an anderer Stelle mit dem Wert des Bildes für die Kunst befassen. Was mich packte, und sofort — und gleich im Sinne dessen, was vom Defaitisten Dix zum kämpferischen Wiedertäufer Grünewald die Brücken schlägt —, das ist der Stier, der sich aus der Katastrophe erhebt: unerschüttert harrt er inmitten der Hölle. Kein Muskel denkt an Flucht in dieser allgemeinen Flucht. Mit bösen, scharfen Hörnern sucht er, nervös peitscht sein Schwanz — er sieht nur den Gegner noch nicht, auf den er sich Augenblicks stürzen wird ...« (Wüsten 1938, 157)

Es läßt sich wohl nachweisen — in Wüstens Worten klingt es an —, daß Picassos Werk entscheidend dazu beitrug, die Linken für die avantgardistische Form der Malerei zu gewinnen und sie davon zu überzeugen, daß in nicht-realistischer Form eine politische Aussage möglich ist. Dies war weniger von linksradikalen oder fortschrittlichen unabhängigen Intellektuellen bezweifelt worden (in England etwa von Herbert Read [1938], der sich begeistert über Picassos Guernica äußerte), als von Kulturschaffenden, die der kommunistischen Partei nahestanden (in England etwa von Blunt [1937], der zunächst an »Guernica« Kritik übte).

Wurden so die linken Intellektuellen (keineswegs alle, wie das Beispiel Blunts zeigt) durch Picassos Bild für die avantgardistische Form gewonnen, so die bürgerlichen Künstler und Kunstkritiker für die Möglichkeit oder sogar Notwendigkeit einer politischen Stellungnahme mittels avantgardistischer Kunst. Die Moderne wurde in Frankreich von bürgerlichen Kreisen getragen, die zwar für eine formal fortschrittliche Kunst eintraten, welche jedoch im Sinne des *l'art pour l'art* allein auf die künstlerischen Mittel konzentriert blieb, ohne Bezugspunkte außerhalb dieses abgesteckten bürgerlichen Systems der Kunst zu suchen. Zervos versucht in Zusammenhang mit Picassos »Guernica« erstmalig, zeitgenössische Kunstwerke aus dem Horizont der politischen Kämpfe der Gegenwart zu interpretieren, er nennt insbesondere den Krieg in Spanien und die faschistische Gefahr im eigenen Land (Cahiers 1937, 105ff.). So wurde durch dies Bild die Politisierung einer kulturellen Elite des Bürgertums bekräftigt oder sogar in Gang gesetzt und damit das antifaschistische Bündnis erweitert. Dies war nur möglich, weil Picassos Bild den formalästhetischen Erwartungen dieser liberalen Kreise genügte. Es entsprach dem Niveau avantgardistischer Kunst, das gerade in Frankreich durch eine reiche, differenzierte Tradition vielleicht deutlicher definiert war als etwa in Deutschland. Picasso gelang es, zwei zumeist getrennte Traditionen bildnerischen Schaffens zu vereinen: die avantgardistische Formensprache mit der politischen Zielsetzung.

Nun kann die dadurch erreichte Wirkungsfähigkeit des Bildes allerdings nicht allein auf das Genie Picassos zurückgeführt werden. Vorbereitende Aktivitäten von vielen Seiten haben erst die Grundlage für die breite Wirkung des Bildes geschaffen. Sowohl französische als auch emigrierte deutsche Künstler arbeiteten in Organisationen mit bzw. schufen sich diese Organisationen, um die französische und spanische Volksfrontpolitik zu unterstützen. Hier wurden Ausstellungen und Vortragsreihen durchgeführt, die auf die faschistische Gefahr aufmerksam machten. Graphische Künstler entwarfen Plakate, Illustrationen und Karikaturen für die Anti-Hitler-Propaganda. Die Bilder von Ling-

ner und Kokoschka, die auf den Kampf in Spanien aufmerksam machten, wurden weit verbreitet. Ferner sei an die Werke von Fougeron, Pignon, Taslitzky, an Lipchitz, Masson und Sima und andere erinnert, die alle das Thema des Spanischen Bürgerkrieges in die Künste einführten (vgl. Schiller 1981, 304ff., 353f.; Taslitzky 1955; Paris 1981, 49, 56).

Zahlreiche Künstler arbeiteten an den antifaschistischen Demonstrationen mit, für die sie die visuellen Symbole schufen. Wagen, Transparente, Raumdekorationen wurden entworfen. Die Portraits revolutionärer Kämpfer und bekannter Kritiker des Kapitalismus und illegitimer Herrschaft wurden auf die Transparente übertragen, unter ihnen Marat, Saint-Just, Robespierre, die Künstler Callot, Daumier, Courbet. Nicht nur Kopien von Goyas »Tres de Mayo 1808« und Delacroix' »Liberté« wurden mitgetragen, sondern auch eine Madonna von Cimabue. »Wir tragen das Museum auf die Straße«, schrieb Taslitzky (Paris 1981, 50). Dazu gehörte auch, daß Barrault Verse von Eluard, Aragon und Prévert vor Arbeitern in Fabriken vortrug (Barrault 1972, 112ff.; Paris 1981, 45). Ein breiter Konsens wurde hergestellt, daß es bei dem Kampf gegen den Faschismus (in Spanien) um die Rettung der menschheitlichen Kultur ging, und daß alle großen Meisterwerke dieser Kultur unerachtet ihrer besonderen und unterschiedlichen Entstehungsbedingungen und Inhalte jedenfalls potentielle Zeugnisse gegen die Destruktivität des Faschismus darstellten.

Wichtig für die politische Aktivierung vieler Zeitgenossen war zweifellos auch, daß sich der antifaschistische Kampf in Frankreich und Spanien mit der Verteidigung nationaler Werte verknüpfen ließ. *Spanien* war attackiert worden, gegen eine große Kulturnation richteten sich Zerstörungswille und Terror der Faschisten. Nationalgefühle waren noch nicht derart diskreditiert wie nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem in Deutschland, wo diese Werte gänzlich den rechten — nicht einmal nur den konservativen — bürgerlichen Schichten überlassen blieben, während sie aus linken und liberalen Argumentationen und politischen Entwürfen ausgeklammert blieben.

Der »iberische« Charakter von Picassos Werk war bereits seit den frühen 30er Jahren von den Kritikern entdeckt worden (Lipton 1976, 253ff.). In der Tat verdichteten sich in Picassos Oeuvre seit diesen Jahren die Anspielungen auf spanische oder mediterrane Mythen wie den Stierkampf und den Minotaurus, so daß die Verständnisbasis für sein Guernicabild vorbereitet war, in das der Künstler Elemente dieser Mythen einfließen ließ. Für Picasso selbst blieb diese nationale Komponente in seinem Werk und in seiner persönlichen politischen Haltung eindeutig an den antifaschistischen Kampf gebunden. Er, der zuvor in quasi naturwüchsig anarchischer Künstlerhaltung staatlichen Institutionen eher ablehnend gegenüberstand und speziell an den spanischen Staat nur mit distanzierter Ironie dachte, äußerte nun, daß er sich nie so sehr als Spanier gefühlt habe wie seit der Bedrohung der spanischen Republik. Bedingungslos und ohne Zögern akzeptierte er die Bitte der bedrängten spanischen Volksfrontregierung, den Posten als Direktor des Prado zu übernehmen (Guernica 1981, 32ff.).

Picasso und sein Bild »Guernica« standen sicher im Brennpunkt der künstlerischen Aktivitäten und Diskussionen, die sich mehr oder weniger bewußt

und direkt der französischen und spanischen Volksfrontpolitik verbunden fühlten. Fougeron schrieb beispielsweise: »Ich will den Betrachter nicht zu etwas zwingen oder ihn festlegen, aber er soll verstehen, daß meine Themen Picasso und der spanische Bürgerkrieg sind« (Paris 1981, 49). Dies war jedoch nicht die quasi automatische Folge von Picassos großem Werk, sondern es bedurfte der Anstrengungen vieler, der Leistungen einzelner wie organisierter Arbeit, um »Guernica« zu der enormen Wirkung zu verhelfen. Sie ist der Mithilfe vieler Künstler, Intellektueller und Politiker zu verdanken, ihrer Aufklärungsarbeit über den Kampf in Spanien und den Charakter des Faschismus sowie ihrer organisierenden und ihrer auf Picasso orientierenden künstlerischen Tätigkeit. Durch sie wurde ein kulturelles Klima und ein institutioneller Rahmen geschaffen, durch die die Verständnisbereitschaft eines breiteren, nicht ausschließlich kunstinteressierten Publikums geweckt worden war. So wie Kunst nie ausschließlich die Leistung einer einzelnen begabten Person ist, sondern die Arbeit vieler, nicht nur im künstlerischen Bereich Tätiger, voraussetzt, so verhält es sich in besonderem Maß mit einer Kunst, die politisch wirksam werden sollte. Für sie mußten ganz neue Rezeptionsstrukturen aufgebaut werden, da die traditionellen Institutionen der Kunstpräsentation wie das bürgerliche Ausstellungswesen nicht in Frage kommen konnten.

Für die spanische und französische Volksfrontkultur war die breite Einbeziehung des »kulturellen Erbes« charakteristisch, von Meisterwerken unterschiedlichster Art und Tradition. José Renau, Direktor der Bellas Artes in Madrid unter der Volksfrontregierung, der die Idee gehabt hatte, Picasso den Posten des Pradodirektors anzubieten, erinnert sich an die folgende Szene (s. Guernica 1981, 8ff.): Er traf Picasso kurz vor der Übergabe von »Guernica« und sagte ihm aus der Eingebung des Augenblicks heraus, wenn der Krieg beendet sei, solle im Pradomuseum ein besonderer Saal eingerichtet werden, in dem nebeneinander die »Meninas« von Velázquez, »Guernica« und die »Erschießungen am 3. Mai« von Goya gezeigt werden sollten. Picasso antwortete nicht auf diesen Einfall, aber seine Geste, mit der er reagierte, schien Renau zu zeigen, daß er ihm gefiel.

Diese Idee Renaus läßt sich sicher nicht aus der Geschichte der Museen und ihrer Konzeption der Präsentation von Bildern herleiten. Sie ist vielmehr durch die »Straßenmuseen« der 30er Jahre angeregt, von denen Taslitzky sprach, wo Kunstwerke unterschiedlichster Ausrichtung symbolisch versammelt wurden, um den Willen zur Verteidigung und Rettung dieser bedrohten großen Vermächtnisse der Menschheit zu bekräftigen. Die Meisterwerke der Kunstgeschichte, die bislang fest im Griff der bürgerlichen Institutionen waren, werden nun — zumindest gedanklich — aus diesen esoterischen und elitären Kontexten gerissen und mit den bildlichen Symbolen des Widerstands verbunden und so in den Kampf um die kulturelle Hegemonie mit einbezogen. In diesen Jahren gewann die »zweite« Kultur vorübergehend die Dominanz und konnte daher auch die konservativ besetzten Schöpfungen der Kultur für sich reklamieren (Paris 1981, 42).

So wie man sich Picassos »Guernica« neben Velázquez in einem der ehrwürdigsten und traditionellsten Museen, dem Prado, vorstellen konnte, so war es

gleichzeitig ein Symbol des Straßenkampfes und ebenso dort lokalisierbar. Als Sert, der Architekt des spanischen Pavillons von 1937, nach dem Krieg (1946) an dem vom Museum of Modern Art in New York ausgerichteten Symposium über »Guernica« teilnahm, schlug er vor, das Bild in einer Demonstration im Triumphzug über die 5th Avenue zu führen und zu den Vereinten Nationen zu bringen, damit es in diesem Zentrum der politischen Debatten die Erinnerung an die Kriegsgreuel und an den heroischen Kampf des spanischen Volkes gegen die Aggression und die Gewalt lebendig halten könne (Guernica 1981, 28). Beide Phantasien, die von Renau und die von Sert, beweisen, daß in dieser Volksfrontkultur keine Gegensätze und Grenzen zwischen rein künstlerischen Meisterwerken und Agitationskunst bestanden.

In den antifaschistischen Kämpfen der 30er Jahre gab es zwei verschiedene Konzeptionen, Kunst in den hegemonialen bzw. politischen Kampf einzubeziehen. Der Streit darum spielt auch in die berühmt gewordene »Expressionismus-Debatte« hinein (vgl. Schmitt 1973). Die erste Möglichkeit ist mehr in Deutschland und von deutschen Emigranten praktiziert worden. Die Kunst stellte sich völlig in den Dienst der Politik; nur direkt politische Inhalte und solche Formen, die diese Inhalte optimal übermittelten und zum Kampf aktivierten, galten demnach als legitim. Dies war das Agitprop-Konzept. Dabei wurden tendenziell all diejenigen Künstler und künstlerischen Werke ausgeschlossen, die sich einer solchen einheitlichen Ausrichtung von Form und Inhalt verschlossen. Diese Konzeption, die auch Aragon vertrat, konnte sich in Frankreich nicht voll durchsetzen.²

Die zweite Möglichkeit war die von der französischen und spanischen Volksfront erprobte; nur hier gab es ja eine praktische Volksfrontpolitik, nicht jedoch in Deutschland. Hier wurde die (relative) Autonomie der unterschiedlichen kulturellen Bereiche akzeptiert, die ihre eigenständige Semantik und Formensprache entwickelt haben. Diese versuchte man nicht (zentralistisch) auf die Notwendigkeiten der Politik hin zu biegen und zu dirigieren. Vielmehr wurde die Politik aus der Notwendigkeit der Verteidigung dieser »autonomen« Bereiche abgeleitet. So konnten Künstler und Werke unterschiedlicher Provenienz in den Kampf einbezogen werden. Das politische Verhalten der Individuen wurde aus der notwendigen Verteidigung künstlerischer Realitäten und aus der für unverzichtbar erachteten Prägung der Realität durch ihre Werke abgeleitet.

Picasso hat diesen Standpunkt in bezug auf sein Bild »Guernica« stets sehr konsequent vertreten. Auch als er der Kommunistischen Partei 1944 beigetreten war, hat er seine eigenständige, symbolische, nicht direkt auf politische Realitäten bezogene Bildsprache verteidigt. Er ging nicht von den realistischen Bildern der Zerstörung der Stadt Guernica aus, die — etwa über Zeitungsfotos — verfügbar waren. Auch ließ er sich nicht darauf ein, die Tiersymbolik seiner gegen Franco und den faschistischen Überfall auf Spanien gerichteten Bilder in politischer Eindeutigkeit festlegen zu lassen. Gefragt, ob der Stier in »Guernica« den Faschismus bedeute, verneinte er dies und blieb dabei, daß der Stier sehr viel allgemeiner »Dunkelheit und Brutalität« bedeute. »Bei dem Wandbild geht es um den definitiven Ausdruck und die definitive Lösung eines Pro-

blems, deshalb habe ich Symbole benutzt« (Barr 1946, 202). Er dachte also nicht daran, die immanenten künstlerischen Probleme, die die Komposition und die Zuordnung der Symbole ihm stellten, zugunsten eindeutiger politisch determinierter Aussagen hintanzustellen.

Andererseits hat Picasso sein Bild ebenso entschieden dem Kampf für die spanische Republik zur Verfügung gestellt, für den er es gemalt und der es angeregt hatte. Er ließ es 1938 in London und 1939 in den USA an verschiedenen Orten, stets außerhalb von Museen, zeigen, mit dem Zweck, spanische Emigranten mit dem Erlös der Ausstellungen zu unterstützen. Dagegen schlug er Barr, dem ersten Direktor des Museum of Modern Art in New York, die Bitte ab, »Guernica« in einer Jubiläumsausstellung bei der feierlichen Eröffnung des neuen Museumsbaus zu zeigen (Guernica 1981, 18, 114ff., 118). Offensichtlich wollte er die politische Zielsetzung, die er mit dem Bild verband, nicht neutralisieren lassen, indem es zu anderen kulturellen Zwecken eingesetzt wurde.³ Auch was die endgültige Bestimmung des Bildes betraf, blieb Picasso ohne Schwanken eindeutig. Das Bild gehörte der spanischen Republik und sollte, sobald diese wiederhergestellt war, New York verlassen.

Picassos Bild stellt in seinem Inhalt und in seiner Formensprache eine selbständige Antwort — wie Picasso formulierte — auf die Zerstörung Guernicas dar, die nicht vorgegebenen politischen Deutungsmustern nahtlos eingeordnet werden konnte. Das heißt aber nicht, daß Picasso sein Bild beliebigem (politischen oder unpolitischen) Gebrauch auszusetzen bereit gewesen wäre. Es blieb für ihn an den antifaschistischen Kampf um die spanische Republik gebunden. Diese politische Ausstrahlungskraft von 1937 wollte er ihm erhalten.

Die politische Geschichte »Guernicas« geht jedoch weiter, und auch aus dieser späteren Phase in den USA kann etwas über politische Wirkungsmechanismen von Bildern bzw. kulturellen Symbolen gelernt werden. Das Bild blieb, wie bekannt, bis zu seiner Übergabe an den Prado im Jahre 1981, zur Bewahrung dem Museum of Modern Art anvertraut. Es wurde 1940 noch einmal in Chicago, diesmal im Art Institute, ausgestellt; 1941 und 1942 war es im Fogg Museum und in weiteren amerikanischen Museen zu sehen, danach auf der Biennale in Sao Paulo und 1955/56 wieder in Europa: in Köln, Paris, München, Brüssel, Stockholm, Hamburg und Amsterdam (Guernica 1981, 122). Aufschlußreich ist bereits, daß diese zweite Etappe der Rundreise in den USA von Museen organisiert wurde und nicht von politischen Gruppen wie 1937-1939.

Es läßt sich feststellen, daß der Inhalt des Bildes, sein Bezug auf den Bürgerkrieg, von den amerikanischen Kritikern so gut wie ganz ignoriert wurde (Guernica 1981, 122). Das mag durch den endgültigen Fall der spanischen Republik 1939, die Anerkennung der Regierung Franco, mitbedingt sein. Andererseits war bereits der Zweite Weltkrieg begonnen worden, und es hätte nahegelegen, »Guernica« als eine Anklage gegen die Fortsetzung der faschistischen Kriegspolitik gegen weitere Länder Europas zu begreifen. Statt dessen wurde jedoch gerade in den USA vor allem die avantgardistische Form des Bildes wahrgenommen. Henry McBride schrieb, daß »Guernica« als ein Stück Propaganda von Picasso konzipiert worden war, »doch es geriet zu etwas weit

Wichtigerem, nämlich zu einem Kunstwerk« (Guernica 1981, 122). Schon Barr hatte 1946 hervorgehoben, daß die Sprache dieses Bildes weder journalistisch noch demagogisch und daher nicht allgemein verständlich sei (Barr 1946, 202). Stuart Davies hob die Abstraktionsleistung des Künstlers hervor (Guernica 1981, 122).

Durch diese moderne Form unterscheidet sich Picassos »Guernica« zweifellos von den Werken der meisten linken Künstler Amerikas, die in den 30er und frühen 40er Jahren, durch Roosevelts »New Deal«-Politik mit öffentlichen Aufträgen unterstützt, die künstlerische Öffentlichkeit beherrschten. Sie vertraten in der Tat eher ein traditionelles Realismusverständnis. Seit den 40er Jahren wird dieser Realismus nun als altmodisch klassifiziert und durch die Kunstkritik zunehmend (und, wie es scheint, systematisch) aus den offiziellen Institutionen verdrängt. Statt dessen wird für die avantgardistische Kunst geworben, und das heißt immer eindeutiger: für die abstrakte Kunst. Greenberg, wohl der brillianteste Kritiker dieser Jahre, hat dabei eine entscheidende Rolle gespielt. Z.B. versuchte er mit seiner Theorie der Moderne zu begründen, warum als Werke der Avantgarde nur Gemälde anerkannt werden können, die jeden Anschein von Dreidimensionalität vermeiden, und das heißt gleichzeitig, auf gegenständliche Motive verzichten. Diese abstrakte, inhaltsentleerte Kunst eignete sich dann in den 50er Jahren, als Symbol des freien Westens und als Waffe gegen den sozialistischen Realismus eingesetzt zu werden (vgl. Greenberg 1961, 59ff.).

Der scheinbar rein künstlerische Richtungsstreit — konventionell realistische versus moderne abstrakte (»fortschrittliche«) künstlerische Form — hatte gleichzeitig den politischen Effekt, daß die linken Künstler weitgehend aus der offiziellen Kunstszene verdrängt wurden. Dies mag man aus dem Horizont des Systems der Kunstszene heraus als bloßen Nebeneffekt betrachten, der vielleicht in der Tat nicht von allen Beteiligten beabsichtigt war. Wir müssen aber davon ausgehen, daß politische Ziele in kulturellen Bereichen — sollen sie ideologisch, also möglichst ohne direkte Sanktionen durchgesetzt werden — stets durch »Umbiegungen« erfolgen, d.h. durch ein Übersetzen der politischen Intentionen in künstlerische Fragestellungen. Denn es wird hier auf symbolischer Ebene gekämpft. Deshalb ist die politische Bedeutung dieser Auseinandersetzungen um künstlerische Fragen nicht ohne weiteres durchschaubar und beweisbar.

Eine weitere Frage drängt sich auf: Warum ist ausgerechnet Picassos »Guernica« immer wieder in die Versuche einbezogen worden, die moderne Kunst als inhaltsfrei und damit beliebig verfügbar zu erklären? Die Bemühungen, Picassos politisches Anliegen mit diesem Bild durch interpretatorische Akrobatik zu neutralisieren oder gar zu verfälschen, halten bis heute an (vgl. die Interpretation von Imdahl 1982). Dabei gibt es zweifellos viele berühmte Bilder von Picasso, die einem unpolitischen Verständnis der Moderne eher entgegenkommen als ausgerechnet dieses Symbolbild des antifaschistischen Kampfes.

Es scheint jedoch eine Gesetzmäßigkeit hegemonialer Auseinandersetzungen im kulturellen Bereich zu sein, daß gerade um *dieselben* Symbole gekämpft wird, die beide Seiten für sich reklamieren. Die Inanspruchnahme gegnerischer

Werte geschieht durch zunächst vielleicht minimale Uminterpretationen dieser Symbole. Statt auf eigene kulturelle Werke zu setzen, die viel eindeutiger die eigene Politik und eigene Wertsetzungen übermitteln könnten, geht es gerade darum, diejenigen des Gegners zu vereinnahmen. So war selbst Franco 1968 daran interessiert, »Guernica« nach Spanien zu bekommen⁴, und im Ausland stellte er sich ausgerechnet durch Goyas Kunst dar, die ja im Bürgerkrieg ebenfalls zum Symbol der Abwehr des Faschismus geworden war.⁵ Der Grund ist sicher, daß es bei den hegemonialen Kämpfen um die Herstellung eines allgemeinen Konsenses geht und daher Symbole und Werte vonnöten sind, durch die sich alle verständigen können. Es kommt entscheidend darauf an, den Gegner auf seinem eigenen Feld zu schlagen. Es scheint, daß diese hegemonialen Auseinandersetzungen von rechts sehr viel strategischer und politisch bewußter geführt werden als von links.

Die wichtigsten Aspekte der politischen Geschichte »Guernicas« seien hier zusammenfassend noch einmal genannt:

1. Eine politische Wirkung kann nicht von einem isolierten Kunstwerk ausgehen, so richtig und klar seine politische Aussage auch sein mag. Die entscheidende Voraussetzung ist eine politische Kultur, innerhalb derer es zum Symbol erklärt wird. Die Reichweite der politischen Wirkung hängt vom politischen Kräfteverhältnis ab ebenso wie die interpretativen Akzente, die dem Werk bei seinem politischen Gebrauch gegeben werden.

2. Die politische Wirksamkeit eines Kunstwerkes hängt nicht unbedingt davon ab, daß es inhaltlich und formal sich einer politischen Richtung und Strategie einfügt und unterordnet. Es kann an erster Stelle auch etwas anderes symbolisieren als die Ziele und Inhalte der politischen Gruppe oder Partei, der es dient. Z.B. kann — wie bei Picassos »Guernica« — die intendierte Semantik weiter, allgemeiner gefaßt sein. In diesem Fall wird eine größere Fülle an sozialer Erfahrung und kultureller Kompetenz in den politischen Kampf einbezogen. Dieser wird von einer breiteren Basis aus organisiert als wenn allein die im engeren Sinne politischen Ziele und Kämpfe thematisiert und maßgebend für die Kunst würden.

3. Ist ein Kunstwerk zu einem politischen Symbol geworden, so ist damit zu rechnen, daß seine Bedeutung umkämpft wird und bleibt. Gerade auch von der gegnerischen Seite wird versucht, es in deren eigene politische Strategie einzubeziehen, es zu vereinnahmen oder mindestens zu neutralisieren. Die politische Bedeutung kommt einem Kunstwerk nie ein für allemal zu, als feste Er rungenschaft, gleichsam als ontologischer Status, sondern sie muß immer neu bekräftigt oder erkämpft werden. An diesen hegemonialen Auseinandersetzungen, die heute vor allem durch die Friedensbewegung geführt, aber noch zu wenig in Fragen der Künste übersetzt werden, sind wir Kulturwissenschaftler entscheidend beteiligt.

Anmerkungen

1 Larrea 1947, 35f.; Blunt 1969, 14; Barr 1946, 202; Picasso 1945, 5. — Der gefallene, noch lebende Krieger erhob in dem ersten dokumentierten Stadium des Bildes die geballte Faust, Symbol des antifaschistischen und kommunistischen Kampfes. Dieses Motiv hat Picasso in der endgültigen Fassung des

- Bildes zurückgenommen: der Krieger ist tot, er umklammert mit einer Hand sein zerbrochenes Schwert. Ruth Capelle vertritt in einem noch unveröffentlichten Aufsatz die These, daß Picasso dieses Motiv in dem Moment änderte, als im Mai 1937 die katalonischen revolutionären Komitees von der spanischen Zentralregierung aufgelöst wurden; daß Picasso also auf die Kämpfe innerhalb des linken Lagers reagierte. Dieser These schließt sich Werckmeister (1984) an: die politische Aussage seines Bildes habe Picasso in der endgültigen Fassung nur noch in verallgemeinerter Form aufrechterhalten und damit abgeschwächt; er habe jedenfalls nicht mehr die spanische Zentralregierung (d.h. die Volksfrontregierung) mit ihrem offiziellen Gruß repräsentiert. Gleichzeitig sieht Werckmeister in dem Bild wie in der gesamten Konzeption des spanischen Pavillons der Weltausstellung von 1937 eine Position, die sich gegen die Gesten der Macht sowohl des deutschen als auch des sowjetischen Pavillons wende. — Bei der anderen Themenstellung dieses Aufsatzes kann ich auf die Argumente dieser beiden Arbeiten nicht im einzelnen eingehen. Dennoch ergibt sich m.E. aus den hier vorgetragenen Thesen indirekt eine Entgegnung. Zwar bekannte sich Picasso mit seiner Kunst zu einer anderen Methode der kulturellen Verteidigung gegen den Faschismus als der direkt politischen Symbolsprache. Dies ist jedoch nicht als Unentschiedenheit in seiner Unterstützung der spanischen Volksfrontpolitik zu interpretieren, wie Picassos Politik mit diesem Bild m.E. beweist. Auch gegen die gewichtigen Argumente von Ruth Capelle hält sich m.E. die von Metscher vertretene These: das Bild gewann als Bündnisangebot, indem Picasso die sozialistische Perspektive abschwächte.
- 2 Zu Aragon vgl. Paris 1981, 56; Realismus 1981, 422. Zu den unterschiedlichen Konzeptionen des politischen Einsatzes von Kunst vgl. Schlenstedt 1984, insbesondere 1887f.
 - 3 Eine Ausnahme machte Picasso erstmalig 1939 bei der Picasso-Retrospektive des Museum of Modern Art (Guernica 1981, 118). Anschließend wurde das Bild auch in Museen gezeigt.
 - 4 1968 wurde mit Francos Billigung versucht, »Guernica« für Spanien zu gewinnen, nun als nationales Kunstwerk. Damit wurde das Angebot verbunden, Picasso ein eigenes Museum in Madrid zu errichten, ein »monumento a su genialidad ibérica«; doch Picasso lehnte ab (Guernica 1981, 52ff.).
 - 5 Allerdings wurde in den 50er Jahren in einer spanischen Ausstellung in Japan vor allem die »Maja« von Goya herausgestellt. Ebenso waren bereits 1939 in der spanischen Ausstellung in Genf, der bereits die Franco-Regierung zugestimmt hatte, Portraits, die »Maja« und »folkloristische« Bilder von Goya ausgestellt, nicht jedoch seine Kriegsbilder, die die Volksfront für sich reklamiert hatte (vgl. Chefs-d'oeuvre Prado 1939). Diese Zurückhaltung mag als ein Zeichen für die damals noch verspürte Schwäche der Franco-Regierung gewertet werden.

Literaturverzeichnis

- Arnheim, R., 1962: Picasso's Guernica. The Genesis of a Painting. Los Angeles
- Barr, A., 1946: Picasso. Fifty Years of his Art. New York
- Barrault, J.-L., 1972: Souvenirs pour demain. Paris
- Blunt, A., 1937: Picasso Unfrocked. In: The Spectator (London) 159, 584
- Blunt, A., 1969: Picasso's Guernica. London
- Cahiers 1937 = Cahiers d'Art 12
- Chefs-d'oeuvre Prado 1939 = Les chefs-d'oeuvre du Musée du Prado. Ausstellungskatalog Musée d'Art et d'Histoire. Genf
- Greenberg, C., 1961: Picasso. In: Ders., Art and Culture. Boston, 59ff.
- Guernica 1981 = Guernica — Legado Picasso. Madrid
- Imdahl, M., 1982: Zu Picassos Bild »Guernica«. Inkohärenz und Kohärenz als Aspekte moderner Bildlichkeit. In: R. Warning u. W. Wehle (Hrsg.): Lyrik und Malerei der Avantgarde. München, 521-565
- Larrea, J., 1947: Guernica. New York
- Lipton, E., 1976: Picasso Criticism 1901-1939. The Making of an Artist-Hero. New York, London
- Metscher, Th., 1984: Realismus und Avantgarde in Picassos »Guernica«. In: Ders., Der Friedensgedanke in der europäischen Literatur. Fischerhude
- Ozenfant, 1937: Notes d'un touriste à l'exposition. In: Cahiers 1937, 241ff.
- Paris 1981 = Paris — Paris. Ausstellungskatalog. München
- Picasso 1945 = Picasso Explains (Interview Picassos mit J. Seckler). In: New Masses 54, No.11
- Read, H., 1938: Picasso's Guernica. In: London Bulletin No.6 (Oct. 1938), 6. Abgedruckt in: G. Schiff (Hrsg.): Picasso in Perspective. Englewood Cliffs, New Jersey 1976, 104f.
- Realismus 1981 = Realismus. Zwischen Revolution und Reaktion 1919-1939. Ausstellungskatalog. München
- Schiller, D., u.a., 1981: Exil in Frankreich. Frankfurt/M.
- Schlenstedt, S., 1984: Gespräch mit Stephan Hermlin. In: Weimarer Beiträge, 30.Jg., H.11, 1884ff.
- Schmitt, H.-J. (Hrsg.), 1973: Die Expressionismus-Debatte. Frankfurt/M.
- Taslitzy, B., 1955: Souvenirs du Front Populaire. In: Nouvelle Critique (Dez.)
- Werckmeister, O.K., 1984: The Political Confrontation of the Arts at the Paris World Exposition of 1937. In: Arts and Sciences. Fall, 11-16
- Wüsten, J., 1937: Das Wort, H.2, Febr. 1938, 8, in: Cahiers, 1937, H.12, 36ff.

István Balogh

Sozialistische Warenproduktion und Marxismus

Das Folgende ist ein Auszug aus einem Forschungsprogramm, das Balogh am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der USAP betreibt. Im Kern geht es dabei um die Folgen für den historischen Materialismus, die sich ergeben, wenn die Warenproduktion nicht als notwendiges Übel, sondern als notwendiges Produktionsverhältnis des Sozialismus begriffen wird. Balogh zufolge brauchen Marxisten die Entwicklung von Warenproduktion, wie gegenwärtig in Ungarn, nicht mit schlechtem theoretischem Gewissen zu forcieren — im Gegenteil. W.E.

Die Erweiterung des Bereichs der Warenproduktion und die Herausbildung einer Warenproduktion historisch neuen Typs ist mit der überraschendste, am meisten zur Ratlosigkeit führende und theoretisch am wenigsten vorhergesehene Fakt der bisherigen Entwicklung des Sozialismus. Im Gegensatz zur theoretischen Prognose ist der Sozialismus in der Tat als neuer Typ der *allgemeinen Warenproduktion* aufgetreten. Von der marxistischen Gesellschaftstheorie ist diese Tatsache bislang nicht ernst genommen, sondern als eine provisorische und vorübergehende Erscheinung angesehen worden, welcher man auf der Ebene der Geschichtstheorie keine Beachtung zu schenken braucht. Folglich sind unterschiedliche Vorstellungen zur Überbrückung der offensichtlichen Widersprüche zwischen Theorie und Praxis entstanden, wobei jede dieser Vorstellungen bemüht war, das Problem durch Interpretation der Marxschen Texte zu lösen. Sie gingen von der unveränderten historischen Gültigkeit dieser Texte als von einer unbeirrbaren Position aus. (...)

Es ist eine grundlegende und bestimmende Tatsache der sozialistischen Warenproduktion, daß die Bedingungen der unmittelbaren Produktion, Arbeitskraft und Produktionsmittel, voneinander getrennt in Erscheinung treten, so daß ihre Vereinigung mit spezifischen Mitteln gewährleistet werden muß. Diese Trennung wird von der sozialistischen Gesellschaft entweder vorgefunden als Ergebnis einer vorausgegangenen kapitalistischen Entwicklung; oder die sozialistische Gesellschaft — sollte dieser Prozeß noch nicht oder nur teilweise stattgefunden haben, wie z.B. in der Landwirtschaft oder im Handwerk bzw. in einzelnen Ländern, in denen präkapitalistische Verhältnisse bestimmend waren — vollzieht diese Trennung selbst und schafft somit ihre eigene Voraussetzung. Die vorgefundene Trennung wird in der sozialistischen Gesellschaft auch in jenem Sinne fortgeführt, daß die frühere Eigentümerklasse von ihren Produktionsmitteln getrennt wird, wodurch die Produzenten in negativem Sinne vereinheitlicht werden: *als Privatpersonen sind sie keine Besitzer der Produktionsmittel* und werden *als Privatpersonen* zum Verkauf ihrer Arbeitskraft gezwungen. Diese Produzenten können ihre gemeinschaftlichen Verhältnisse aus diesem Grunde lediglich außerhalb der Produktionssphäre als politische gemeinschaftliche Verhältnisse reorganisieren und offenbaren: so werden Partei und Staat zu politischer Gemeinschaft und Willensausdruck nicht mehr einer besonderen Gruppe von Produzenten — der Eigentümer —, sondern der Produzenten selbst, die keine Privatpersonen sind. Diese Gemeinschaft, als *politische* Gemeinschaft, steht außerhalb der eigenen, dem Lebensunterhalt dienenden Tätigkeit. D.h.: *die Produzenten als Privatpersonen sind keine Eigentümer und als Eigentümer sind sie keine Privatpersonen*. Sie sind aber auch nicht Mitglieder einer ihre ökonomische Tätigkeit einschließenden, sondern im Gegenteil, einer davon getrennten politischen Gemeinschaft. Und weil ihr gemeinschaftliches Sein keine mit ihrer Produzententätigkeit identische existentielle Manifestation und *keine sich unmittelbar realisierende Form* ihrer Produzententätigkeit ist, unterscheiden sie sich als Partei und Staat von dieser Tätigkeit (als Politik). Sie bilden nicht nur mehr oder weniger gesonderte und gesondert institutionali-

sierter Sphären des gesellschaftlichen Lebens heraus, sondern unterstellen auch deren Entgegensetzung zur unmittelbaren produktiven Tätigkeit. Politik, Partei und Staat stellen ihren gesonderten kollektiven Willen dar, aber als *gesonderter* politischer Wille wird er gleichzeitig als ein gegen sie geltender Wille zum Ausdruck gebracht, dem vor allem die Möglichkeit innewohnt, das eigene *gesonderte* gemeinschaftliche Wesen als Kernstück der gesellschaftlichen Verhältnisse anzusehen und die eigene reale Grundlage, d.h. die Warenproduktion und in ihr die determinierenden Bedingungen der Ware Arbeitskraft, in Frage zu stellen. Durch die staatliche administrative Handhabung der Arbeitskraft und die Verneinung des Warencharakters der Arbeitskraft bringt die Politik jedoch nur den sich absondernden Wesenszug ihrer eigenen Verhältnisse zum Ausdruck. Anstelle der *freien* Lohnarbeit kann sie lediglich ein verzerrtes, mit staatlichen und politischen Mitteln reguliertes Lohnarbeitsverhältnis schaffen und den ökonomischen Zwang durch Anwendung des staatlichen, administrativen Zwanges mehr oder weniger bemaniteln, aber sie ist nicht in der Lage, die Lohnarbeit in eine direkt gemeinschaftliche Tätigkeit umzuwandeln.

Wir kommen zu der Aussage, daß der Sozialismus in Mittel- und Osteuropa die Warenbeziehungen nicht nur in ihrer Gleichgültigkeit gegenüber den Gesellschaftsformationen bewahrt und beibehält, daß er ferner keine Wiederholung oder späte Variante der kapitalistischen Form der allgemeinen Warenproduktion ist, sondern eine historisch bestimmte, besondere Form der Warenproduktion darstellt. Daraus resultierend ergeben sich unauflösbare Selbstwidersprüche aus allen theoretischen Versuchen und praktischen Programmen, die zwischen den heutigen Verhältnissen des Sozialismus und dem Kommunismus einen *direkten* Übergang konzipieren und den historisch entstandenen Sozialismus als erste Phase des Kommunismus auffassen.

(...) Wir müssen vielmehr annehmen, daß die Verbindung zwischen dem realen Sozialismus und dem Kommunismus unter den gegebenen historischen Bedingungen als ein besonderer Modus des Übergangs unterschiedlicher Gesellschaftsformationen eine konkrete historische Gestalt annimmt und nicht als Entwicklungsstufen derselben Gesellschaftsformation erscheint. (...)

Die innere Ursache für das Fortbestehen des Staates als einer gesonderten politischen Gemeinschaft besteht darin, daß seine konkrete und aus den bestimmten historischen Bedingungen resultierende Aufgabe nicht die Verwandlung der produzierenden Individuen in eine Gemeinschaft zwecks Besitzergreifung der Wirtschaft und deren Unterordnung unter die Individuen ist, sondern die Aufhebung der Rückständigkeit, die Entwicklung gewissermaßen der Wirtschaft selbst, was vom Eigentümer an den Produktionsmitteln gegenüber den Besitzern der Arbeitskraft vertreten und durch diese realisiert wird. Allein die Erfüllung dieser Aufgabe ist ein ausreichender Grund dafür, daß das Verhältnis zwischen der vom Staat vertretenen Gemeinschaft und dem produzierenden Individuum widersprüchlich wird, daß also die Privatarbeit und die gesellschaftliche Arbeit eine Trennung erfahren. Wenn dann die sozialistische Revolution in den entwickelten kapitalistischen Ländern ausbleibt und dadurch die wirtschaftlichen Aufgaben in einem oder in mehreren rückständig entwickelten Ländern allein gelöst werden müssen, kann es sich lediglich darum handeln, ob die Widersprüche zwischen Individuum und Gemeinschaft, privater und gesellschaftlicher Arbeit, zwischen dem aus den Bedingungen der unmittelbaren Produktion resultierenden Privatinteresse und dem politischen gemeinschaftlichen Interesse in scharfen Formen und Konflikten zum Ausdruck kommen und bis zu welchem Grad die Auflösung dieser Konflikte eine gewaltsame Form annimmt. Folglich müssen wir Tökeis Ausführungen, die er auf der Basis von Lenins Texten gemacht hat, für grundlegend falsch halten, nämlich daß die Lösung der Probleme der Wirtschaft, die Bekämpfung der Bürokratie usw. eine im Kern kulturelle Frage darstellen. »In der Auffassung von Lenin ist die kulturelle Revolution«, schreibt

Tökei, »die umfassendste Kategorie des gesamten sozialistischen Aufbaus, der ganzen Übergangsphase zum Sozialismus.« Oder: »Für Lenin ist jene große Frage, wie die Verbesserung des Staatsapparates in erster Linie keine administrative, sondern eine kulturelle Frage.« (Tökei 1974, 161, 183)

Lenin hat die Probleme von Kultur, Staat und Wirtschaft bis zuletzt mit der Voraussetzung abgehandelt, daß die in den entwickelten kapitalistischen Ländern erwartungsgemäß in kurzer Zeit eintretende Revolution die außerordentlichen Bedingungen des Aufbaus des Sozialismus in ihren Grundlagen verändern und die Schwierigkeiten dieses Aufbaus in Rußland verringern würde. Bei einer solchen Voraussetzung sind die Inbesitznahme des Staates und der Wirtschaft, die Aufhebung der Bürokratie und das Problem der Abtrennung der Gemeinschaftsverhältnisse tatsächlich eine ihrem Wesen nach entscheidend kulturelle Frage. (...)

Die getrennten Welten von Kultur und Wirtschaft rühren genauso wie die Widersprüche zwischen Individuum und Gemeinschaft von der unmittelbaren Produktion her. Nicht der Weltkapitalismus ist es, der die Umwandlung des Staates in »Gemeinwesen« verhindert. Genauer gesagt: dadurch, daß im System des Weltkapitalismus zur Zeit jene Gruppe von kapitalistischen Ländern vorn steht, die die höchst entwickelten Produktivkräfte unseres Zeitalters schaffen, werden als von einer äußeren Bedingung die inneren Widersprüche des in den weniger entwickelten Regionen realisierten Sozialismus vertieft und die Veränderung seiner inneren Bedingungen erschwert, wobei diese inneren Bedingungen und Widersprüche bei weitem nicht von dem Fakt des Weltkapitalismus, sondern von der Struktur der konkreten Bedingungen selbst herrühren.

Wenn wir unsere Aufmerksamkeit der inneren Struktur der sozialistischen Wirtschaft zuwenden, können wir zwischen zwei Ebenen dieser Struktur unterscheiden. *Erstens*: der Übernahme der Produktionsmittel ins staatliche Eigentum entspricht die Trennung des unmittelbaren Produzenten von den Produktionsmitteln als eine entscheidende Ausgangsbedingung der unmittelbaren Produktion. *Zweitens*: da sich die Produktionsmittel hier nicht im Besitz von Privatpersonen, sondern im staatlichen Eigentum befinden, erfolgt *keine Intervention in die Wirtschaft* durch den Staat (wie z.B. in den modernen kapitalistischen Gesellschaften), sondern er ist *von vornherein in die Wirtschaft integriert*. Während wir also unter dem Gesichtspunkt des unmittelbaren Produzenten die Trennung von Wirtschaft und Politik, Individuum und Gemeinschaft sehen, wird auf der zweiten Ebene eine Verbindung der gesonderten Sphären sichtbar. Folglich erscheinen sämtliche Akteure der Reproduktion (der Betrieb, der Produzent, die Partei, der Staat usw.) in einer spezifischen doppelten Bestimmtheit. Wenn wir diese doppelte Bestimmtheit nur in bezug auf den Staat bzw. die Produzenten untersuchen, sehen wir z.B., daß, während der Staat in der unmittelbaren Produktion (man könnte sagen, als wirtschaftlicher Staat) als alleiniger und ausschließlicher Eigentümer (als spezifischer »Privatbesitzer«) fungiert, der politische Staat zum gemeinschaftlichen Lebensausdruck ausgerechnet jener unmittelbaren Produzenten wird, denen gegenüber er in der unmittelbaren Produktion als Eigentümer auftritt.

Die aus dieser zweifachen Bestimmtheit resultierenden Widersprüche werden sowohl von der politischen Ideologie als auch von der wissenschaftlichen Literatur in der Weise »überbrückt«, daß sie entweder diese Bestimmtheiten nebeneinander bestehen lassen oder, wenn von der einen gesprochen wird, die andere in völlige Vergessenheit gerät. So spricht man beispielsweise von »direkt gesellschaftlicher Produktion« unter den Bedingungen des Sozialismus aufgrund der politischen Bestimmtheit des Staates, während die Tatsache der Warenproduktion gleichzeitig auf der Grundlage des Staates als Eigentümer erklärt wird.¹

Es ist jedoch offensichtlich, daß der politische Staat gerade dadurch und in dem Maße politisch ist, in dem die *direkt gesellschaftliche Produktion* in einer Gesellschaft *nicht*

realisiert werden kann. Daß die gemeinschaftlichen Verhältnisse der unmittelbaren Produzenten als politische Verhältnisse auftreten, die die politische Vertretung der Privateigentümer an den Produktionsmitteln ausschließen, ist keine Äußerungsform und Bedingung des unmittelbar gesellschaftlichen Charakters der produktiven Arbeit, sondern sie bedeuten eine spezifische, historisch neue Form der Tätigkeit der Warenproduktion (und damit der Arbeit mittelbar gesellschaftlichen Charakters). Charakteristische Merkmale dieser Form sind die Differenzierung der Funktionen des politischen Staates, die wirtschaftlichen Funktionen und ihre Trennung von den politischen Funktionen *innerhalb des Staates*, ohne sich endgültig aus dem Bereich des politischen Staates herauszulösen. Ein weiterer Widerspruch dieses Verhältnisses besteht darin, daß im Staat, in welchem die Eigentümerinteressen und -verhältnisse (durch Vermittlung der Partei) nicht als Interessen von Privatpersonen, sondern als politische und gemeinschaftliche (Klassen-) Interessen und Verhältnisse zum Ausdruck kommen, die Interessenvertretung der direkten Produzenten *als Privatpersonen* nunmehr zu einer gesonderten Frage wird. Hier handelt es sich um einen in der Geschichte des Sozialismus bislang kritischen Punkt: durch Betonung der staatlichen und politischen Interessenvertretung als Klassenvertretung wird die Interessenvertretung der Mitglieder der gleichen sozialen Gruppe *als Privatpersonen* als sekundär angesehen, der institutionelle Ausdruck und Schutz dieser Interessen verunsichert, obwohl die Mitglieder der Klasse ihre wirklichen Verhältnisse als Privatpersonen gestalten und formen dürfen. Sie werden als einseitige Klassenmitglieder zur puren Abstraktion.

Der Sozialismus ist also eine moderne Form der Warenproduktion, der die Warenbeziehungen, die Warenproduktion und die Warenzirkulation nicht nur als eine isolierte Einlagerung beibehält, sondern auch eine Gesellschaft verkörpert, die ihrem Wesen nach auf der Warenproduktion fußt. Es ist jedoch eine andere Frage, ob diese Form der modernen Warenproduktion günstige Bedingungen in jenen Ländern vorfindet, in denen der Prozeß der Scheidung von Politik und Wirtschaft noch nicht vollzogen ist, wo folglich die Rolle des Staates, seine wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Funktionen, stärker verbreitet sind als unter den modernen kapitalistischen Bedingungen, in denen aber der Prozeß der Entwicklung des unmittelbaren Produzenten zum freien Lohnarbeiter schon begonnen hat.

(...) Weder die innerhalb persönlicher Abhängigkeitsverhältnisse bestehenden noch die kleinbetrieblichen Formen der Warenproduktion, also alle jene Formen, die Marx außerhalb der kapitalistischen Warenproduktion abhandelt, stellen ein bestimmendes Merkmal der im historischen Sozialismus stattfindenden Warenproduktion dar. Diese Form ist nämlich gerade durch die Auflösung der ursprünglichen, voneinander isolierten, selbstversorgenden Gemeinden gekennzeichnet und in ihr vollzieht sich die Herausbildung der Voraussetzungen für die die Warenproduktion überwindende Produktionsweise. Die historische Aufgabe der sozialistischen Warenproduktion ist: Herausbildung der Voraussetzungen für die allgemeine Ökonomie der Zeit durch die Entwicklung der Ökonomie der Arbeitszeit, die Schaffung der Voraussetzungen für freie soziale und gemeinschaftliche Verhältnisse durch die Entwicklung der Freiheit, Selbständigkeit, der Bedürfnisse und der Fähigkeiten der Individuen und schließlich, die Vorbereitung der Vorherrschaft einer bestimmten Tätigkeitsart, der Wissenschaft als allgemeiner Produktivkraft auf dem Wege der immer breiteren Anwendung der Wissenschaft, der Steigerung des technischen Niveaus der Produktion, der Neuerungen und der Innovation. Hinsichtlich dieser historischen »Mission der Zivilisation« stehen die in Osteuropa entstandenen sozialistischen Gesellschaften als Gesellschaften der allgemeinen Warenproduktion der kapitalistischen Produktionsweise näher als den früheren Formen der Warenproduktion. Während jedoch die Herausbildung der Voraussetzungen des Kommunismus als Charakteristikum der kapitalistischen Produktion von vornherein ein sponta-

ner Prozeß ist (nämlich dadurch, daß die an der Produktion Beteiligten die Schaffung der zusätzlichen Arbeitszeit und ihre Aneignung als unmittelbares Ziel anstreben), kann die Schaffung dieser Voraussetzungen unter den Bedingungen des Sozialismus nur insofern ein spontaner Prozeß werden, als das unmittelbare Bestreben der Akteure der Reproduktion *nicht* in der Überwindung des Sozialismus durch die Schaffung der diesem Ziel dienenden Voraussetzungen besteht, sondern in der direkten Verwirklichung des Sozialismus.

Die in ihrer historisch ersten Gestalt entstandene sozialistische Gesellschaft, eine neue Gesellschaftsformation der allgemeinen Warenproduktion, ist in einer von den Hauptwegen der historischen Entwicklung etwas abseits gelegenen Region entstanden. Mit ihrer Entstehung hatte Marx selbst überhaupt nicht gerechnet. Genauer gesagt: jene Auffassung von Marx über sein eigenes Werk sowie sein methodologisches Grundprinzip, daß die Ergebnisse und Fakten der historischen Entwicklung als Ausgangspunkt dienen (wodurch seine methodologischen Prinzipien über den jeweiligen theoretischen Rahmen hinausgehen), machen die Untersuchung des Sozialismus als einer der Gesellschaftsformationen der allgemeinen Warenproduktion nicht unmöglich, sondern im Gegenteil, sogar unvermeidlich. Gleichzeitig hat Marx jedoch in seinen konkreten Anschauungen über die historische Entwicklung, mit anderen Worten in seiner Theorie der Gesellschaftsformationen, die Analyse des Sozialismus als eine Form der allgemeinen Warenproduktion ausgeschlossen, indem er die kapitalistische Produktionsweise und die allgemeine Warenproduktion miteinander identifizierte.

(...) Jedoch: wie wir auch in den der kapitalistischen Produktion vorausgegangenen naturhaften Formen zahlreiche alternative Gesellschaftsformationen unterscheiden können, finden wir auch innerhalb der *allgemeinen Warenproduktion* alternative Gesellschaftsformationen vor. Darunter können die von Marx analysierte, bedingt als kleinbetrieblich zu bezeichnende Produktionsweise, die kapitalistische Produktionsweise und die in ihrer ersten Gestalt erscheinende sozialistische Produktionsweise und, was nicht unwahrscheinlich ist, weitere Produktionsweisen im Entwicklungsverlauf der Dritten Welt entstehen. Es ist natürlich sowohl möglich als auch notwendig, zwischen diesen Produktionsweisen wissenschaftlich zu unterscheiden, je nachdem, welche ihrer Zusammenhänge sich mit den Voraussetzungen eines ihnen überlegenen, höher entwickelten historischen Stadiums, dem Kommunismus, herausbilden, genauso wie wir in der Analyse Differenzen zwischen den präkapitalistischen Formationen feststellen, je nachdem, welchen Grad der Auflösungsprozeß der naturhaften Verhältnisse in ihnen erreicht hat und wie weit somit die Herausbildung der Voraussetzungen für die kapitalistische Produktion vorangeschritten ist. In bezug auf die Formationen der allgemeinen Warenproduktion verknüpft sich diese Frage aber mit jener empirischen Frage nach der Zukunft, welche Voraussetzungen des Kommunismus diese Formationen zu schaffen und als historisches Ergebnis ihres Bestehens herauszubilden vermögen. (...)

Anmerkung

- 1 Diese Doppeltheit erscheint bei Kronrod, der von der Vereinigung der Arbeit in der unmittelbaren Produktion spricht und gleichzeitig den Warencharakter der Arbeitskraft verneint bzw. den unmittelbar gesellschaftlichen Charakter der Produktion im Sozialismus setzt. Vgl. Kronrod und ähnlich Szabó.

Literaturverzeichnis

- Kronrod, J.A., 1966: Gesetze der politischen Ökonomie des Sozialismus. Moskau
 Szabó, K., 1964: Grundrisse der sozialistischen Produktion. Budapest
 Tökei, F., 1974: Zur Dialektik des Sozialismus. Budapest

Holger Paetow

Homo oeconomicus academicus — oder: Marktwirtschaftliche Konzepte der Hochschulpolitik

Die »Wende« zur Wettbewerbsorientierung der Hochschulpolitik

Auch an den Hochschulen sollen Leistung und Wettbewerb wieder etwas gelten: So will es die Wende-Regierung, so verkündet sie es durch den Mund der zuständigen Ministerin, Dorothee Wilms: Der Wettbewerb um Forschung, wissenschaftliche Anerkennung und um Studenten müsse belebt werden. Die Hochschulfinanzierung sei am Wettbewerb zu orientieren: »Hochschulfinanzierung dient auch der Selbststeuerung der Hochschulen«. Das mit dem Studium verbundene Berufsrisiko soll jeder Student tragen (Wilms 1983).

Forderungen dieser Art werden seit langem von der Industrie und von industriefreundlichen Wissenschaftlern propagiert:

Die Hochschulgesetze haben den »... Wettbewerb um die beste Lösung ausgeschaltet. Die automatische Mittelzuweisung ... (und) die fehlende Kontrolle durch einen Wettbewerb erlaubt es ihnen vielmehr, sich ineffektive Gremienarbeit zu Lasten von Forschung und Lehre zu leisten ... Daher sollte auch im Bildungswesen durch Konkurrenz der Bildungsanbieter für mehr Marktrationalität [sic!] gesorgt werden. Mehr Markt und mehr Wettbewerb können das Bildungswesen attraktiver machen, einseitige Politisierung [sic!] verhindern und dafür sorgen, daß das Bildungsangebot der Nachfrage besser entspricht.« (Göbel und Schlawke 1979)

Und seither überschlagen sich die Expertenkommissionen und Ministerialbürokratien mit einschlägigen Ideen, in die sie ihren ganzen Ärger mit den »starrten« Verhältnissen an den Hochschulen einfließen lassen: Eine stärkere Flexibilisierung des Professoren-Besoldungsgefüges fordert die fast rein professoral zusammengesetzte Berliner Expertenkommission für die Steigerung von Leistungsanreizen an den Hochschulen. Diverse Zulagen für Forschung und Lehre »sind in Erwägung zu ziehen«, wobei natürlich die Lehrzulage unabhängig von der »Kopfzahl« zu sein habe. In der Forschung muß der Professor »selbst mit Zeit und Geld wirtschaften und die seinem Arbeitsgebiet zugewiesenen Mitarbeiter eigenverantwortlich führen können«. Kleinliche Reisekostenabrechnungen usw. müssen natürlich unterbleiben. »Mehr Geld und weniger Kontrolle« ist offenbar die Maxime der marktgerechten Effizienzsteigerungsvorschläge der Berliner Expertenkommission — jedenfalls für Professoren. Für den Rest der Hochschulangehörigen sieht es ganz anders aus: »Für den erfolgreichen Abschluß eines Promotionsvorhabens ... (kann) die Zuordnung wissenschaftlicher Mitarbeiter zum Arbeitsgebiet eines Hochschullehrers günstige Voraussetzungen schaffen.« Gute Studenten könnte man mit Geldpreisen oder Veröffentlichung ihrer Arbeiten in der Hochschulzeitung ehren, wobei natürlich der Name des erfolgreichen Prüfers mitgenannt werden muß. Was hat es mit solchen Forderungen, die sich auf ökonomische Lehrsätze über die vortreffliche Steuerungs- und Anreizeffizienz von Markt und Wettbewerb stützen, auf sich?

Das Hochschulwesen zum Gegenstand der Ökonomie zu machen, ist so verkehrt nicht. »Wissenschaft als ökonomischer Faktor« tauchte in den späten 60er Jahren in der bildungspolitischen Diskussion auf, als das Abflachen des Nachkriegsbooms und die sich ankündigende erste große Rezession auch die unzureichende Entwicklung des Bildungsbereiches ins Bewußtsein rückte. Die Verkrustungen der Ordinariatenuniversität verhinderten ja nicht nur demokratische und emanzipatorische Ansprüche an das Bildungssystem, sondern auch die im Sinne der Kapitalverwertung und des Wirtschaftswachstums effiziente Produktion von Wissen und Akademikern.

Die ökonomische Betrachtung des Hochschulwesens folgt aber auch aus einem in der etablierten Ökonomie weit verbreiteten Selbstverständnis dieses Faches, demzufolge Ökonomie die Wissenschaft vom Umgang mit knappen Ressourcen ist. Untersucht wird also in normativer Absicht die entscheidungslogische Struktur des Knappheitsproblems als eines zeitlich, räumlich und sachlich universellen Phänomens. Das ökonomische Prinzip — in bezeichnender Begriffseinebnung auch Rationalprinzip genannt — läßt sich demnach nicht nur auf Arbeit und auf die Produktion von Waren beziehen, sondern auf jede Lebensäußerung, die nicht vom unbeschränkten Überfluß geprägt ist, also auf jede Lebensäußerung schlechthin.

Aus dieser Sicht sind nicht nur das Wirtschaften eines Robinsons und die Konjunkturpolitik entwickelter Industriestaaten strukturell gleichartige Probleme und der Jahrmarkt des Mittelalters nur äußerlich von den heutigen Eurodollarmärkten verschieden. Das Knappheitsparadigma taugt vielmehr auch zur Beschreibung und Analyse solcher menschlichen Verhaltensbereiche, die nichts mit Produktion i.e.S. zu tun haben, wie die Sexualität, das Kinderkriegen, das Verhalten im Straßenverkehr, das Verbrechen — und eben auch auf das Studieren, Lehren und Forschen (vgl. Tullock und McKenzie 1984).

Nicht nur die Ubiquität des Knappheitsproblems gehört zu den »basic beliefs« dieser Ökonomie, sondern auch die Vorstellung, daß Tausch und Konkurrenz die besten Regulierungsprinzipien *aller* gesellschaftlichen Bereiche sind: Sie versöhnen individuellen Eigennutz und gesellschaftliche Wohlfahrt und mobilisieren die besten Kräfte und den Erfindungsreichtum der Individuen, sofern nur auf allen Märkten perfekte Konkurrenz herrscht.

Hochschulmärkte

Hochschulen sind Betriebe, die zwei Waren, Wissen und Bildung in einer sog. Kuppelproduktion mit variablen Output-Koeffizienten produzieren. Amerikanische Hochschulen, in denen oft Bibliotheken, einzelne Lehrstühle und Institute aus Stiftungen finanziert werden, verkaufen meist noch ein drittes Produkt, nämlich »Gedenkstätten«, denn natürlich ruft etwa eine Industriellenwitwe eine Stiftung zur Finanzierung eines Instituts nur ins Leben, wenn dieses als Gegenleistung den Namen ihres Verblichenen trägt (Friedman 1983, 193).

Dabei ist nicht einzusehen, daß die Hochschulen sich auf diese Produkte beschränken sollten. Sie könnten ja auch in ihren chemischen Labors Waschmittel produzieren und den Studenten Scheine für die Teilnahme an Produktion und Qualitätskontrolle oder für's Entwerfen einer Anzeigenkampagne ausstellen. Vermietung von Räumen für Kongresse ist gang und gäbe, die Vermietung von Werbeflächen oder das Einstreuen kurzer Spots in die Vorlesungen eine naheliegende Erweiterung der Angebotspalette. Immerhin handelt manche amerikanische Universität mit Aktien (Harvard 1,8 Mrd. \$) und ist dabei sogar schon mal bereit, wider jeglichen kaufmännischen Sachverstand Aktien solcher Firmen abzustoßen, deren Südafrika-Politik politisch inakzeptabel ist.

Doch bleiben wir beim Produkt Ausbildung. Das amerikanische Beispiel ist deswegen interessant, weil dort private, weitgehend aus Studiengebühren finanzierte und öffentlich subventionierte Hochschulen nebeneinander existieren. Für Milton und Rose Friedman, Klassiker der marktradikalen Chicago-Schule, ein klarer Fall: »Bei staatlichen Hochschulen mit niedrigen Studiengebühren sind die Studenten zweitklassige Kunden. Sie sind im Grunde Wohlfahrtsempfänger, die z.T. auf Kosten des Steuerzahlers unterstützt werden. ... Niedrige Ausbildungsgebühren ... locken ... jene jungen Leute an die Universitäten, die nur deshalb kommen, weil die Gebühren niedrig sind, weil Wohnungen und Essen subventioniert werden«. Klar, daß solche akademischen Wärmehallen hohe Abbrecherquoten haben und eine »eher lähmende als inspirierende Atmosphäre«. Ganz anders an den privaten Hochschulen: Die Studenten würden für das zahlen, was

sie bekommen, und sie wollten den Gegenwert für ihr Geld. Darum seien auch die Abschlußquoten hoch, weil die Studenten eifrig seien und die Universitäten gute Lehre bieten müßten, um im Wettbewerb zu bestehen.

Fazit: Bei den zumeist gemischt finanzierten Hochschulen — so M. und R. Friedman — sei die Leistung um so höher, je größer die Rolle des Marktes ist, d.h. je größer der Anteil der Finanzierung durch Studiengebühren sei. Daß Hochschulbildung nicht nur dem individuellen Studenten, sondern auch der Gesellschaft insgesamt nütze, sei kein Argument für staatliche Subventionen. Das gesellschaftliche Interesse transformiere sich insofern in individuelle Anreize, als die Hochschulausbildung die individuellen Einkommensaussichten verbessere. Daher verstoße es gegen das gesellschaftliche Interesse, diese individuellen Anreize durch Subventionierung zu verfälschen. »Diejenigen Studenten, die die Hochschule nur dann besuchen, wenn sie subventioniert wird, sind genau diejenigen, die sich ausrechnen, daß die Vorteile die Kosten nicht wert sind« (Friedman 1983). Letztlich führe staatliche Subvention zur Überproduktion von Akademikern, und das schaffe nur soziale Unruhe und politische Instabilität.

Auch das Ziel der Chancengleichheit könne nicht durch staatliche Subventionen erreicht, sondern nur behindert werden. Dafür würden Untersuchungen sprechen, die zeigten, daß Personen aus oberen Einkommenschichten mehr von den staatlichen Bildungsausgaben profitierten als sie durch Steuern belastet würden, netto also einen Gewinn machten, wogegen die unteren Einkommensgruppen netto verlören. Es finde also eine Umverteilung von unten nach oben statt.

Hier nur drei Bemerkungen: Erstens, die Gesellschaft, die die Hochschulausbildung des einzelnen Studenten in der Tat auch nützt, kann sich nicht darauf verlassen, daß es stets so viele zahlungsbereite Studenten gibt, wie sie von der Gesellschaft gebraucht werden. Denn es gehört zu den Schwächen des Preismechanismus, daß er zukünftigen Bedarf nicht oder nur unter sehr abwegigen theoretischen Bedingungen voraus»ahnt«. Es kann daher sein, daß die Gesellschaft irgendwann zu wenig und dann auch zu teure Akademiker hat, wenn sie der Produktion nicht rechtzeitig durch Subventionen nachhilft. Zweitens, die höheren Abschlußquoten in den privatfinanzierten Hochschulen sind Folge des undurchsichtigen und willkürlichen Selektionssystems an amerikanischen Hochschulen, das es den privat-finanzierten Hochschulen gestattet, nach Qualifikation, Zahlungsfähigkeit *und* Referenzen zu selektieren, was zur Folge hat, daß dort die Studienerfolgsvoraussetzungen aus drei Gründen besser sind: die Herkunft der Studenten aus Führungsschichten, die stets generell bessere Bildungsvoraussetzungen haben; die bessere finanzielle Ausstattung sowohl der Studenten als auch der Hochschulen; die Auswahl nach Qualifikation. Nicht die privatwirtschaftliche Organisation dieser Hochschulen ist der Schlüssel zum Studienerfolg, sondern das Selektionsverfahren, das durch die Privatheit der Organisation ermöglicht wird. Drittens, natürlich profitieren die ärmeren Familien weniger von der Bildungssubvention, als ihrem Beitrag zu den Steuern entspricht und insofern findet in der Tat eine Umverteilung von unten nach oben statt, nur: ohne Bildungssubventionen ständen diese Haushalte zwangsläufig noch schlechter da.

Eine konsequenterere modelltheoretische Fassung der ökonomischen Analyse der Hochschulen findet sich bei Tullock und McKenzie (1984). Dort ist die Nachfrage nach Studienplätzen je nach Präferenzen, bei denen Freude am Forschen und Lernen, Aussicht auf bessere Einkommenspositionen und besseren sozialen Status usw. eine Rolle spielen, eine fallende Funktion des Preises, d.h. der Studiengebühren. Die Nachfrage geht also mit steigendem Preis zurück. Andererseits wächst mit steigendem Preis das Angebot an Studienplätzen, weil die Finanzierungsmöglichkeiten für Hörsäle, Professoren und Geräte zunehmen.

Es gibt — wie auf jedem Markt dieses Typs — einen Gleichgewichtspreis, bei dem Angebot und Nachfrage nach Studienplätzen gleich groß sind. Wird ein niedrigerer

Preis von den Studenten abverlangt (z.B. bei Subventionierung wenigstens eines Teils der Studiengebühren durch den Staat), so muß der dann entstehende Nachfrageüberhang halt anders reduziert werden. Es werden Zulassungsbeschränkungen je nach Intelligenz und Lerneifer (Numerus clausus) errichtet, mit denen sich die Hochschullehrer die ihrer Meinung nach besten, dann auch am leichtesten zu unterrichtenden Studenten herauspicken. Und es entstehen Preissurrogate, d.h. zusätzliche Belastungen der Studenten, die nicht in Form von Studiengebühren auf sie zukommen: Parkplatzmangel, schlechtes Mensaeßen, Mangel an Wohnmöglichkeiten und Notenterror.

Ganz anderes Unheil bricht aus marktradikaler Sicht über die Hochschulen herein, falls sie zu hohe Studiengebühren verlangen sollten: Die Studenten bleiben weg, den Dozenten droht Entlassung und sie müssen sich bemühen, Studenten durch besonders guten Unterricht — was anstrengend wäre — oder durch Noteninflation und Senkung der Leistungsstandards in ihre Vorlesungen oder an ihre Hochschule zu locken. Sinkende Standards könnten aber die sonstigen Finanziere (Staat, Stiftungen) vergrätzen und zur Kürzung ihrer Zuschußmittel animieren.

An dieser Analyse ist zweifellos richtig, daß der Preis für Studienplätze (sprich: Studiengebühren) als Selektionsinstrument recht wirksam ist. Hohe Studiengebühren vertreiben in der Tat Studenten, und zwar — das vergessen Tullock und McKenzie zu betonen — die ärmeren bzw. diejenigen, die sich nicht durch Kredite belasten können oder es aus richtigen oder falschen Gründen nicht wollen. Und das ist eine falsche Auswahl, weil die Korrelation zwischen Reichtum bzw. finanzieller Risikofreudigkeit und studentischer Leistungsfähigkeit nur gering ist. Daß sie überhaupt besteht, ist Folge der Tatsache, daß Studium und Hochschulbetrieb eben doch nicht kulturneutral sind, sondern auf Sprachformen, Verhaltensmustern und Lebensstil der begüterteren Oberschichten zugeschnitten sind. Daß über den Preismechanismus auch die qualifizierten Armen hinausselektiert werden, ist für Friedman kein Problem, weil »diese Leute ... meistens so begabt und qualifiziert (sind), daß sie auch ohne Hochschulbildung gut verdient hätten« (Friedman 1983).

Die marktradikalen Hochschultheoretiker halten den Preismechanismus dennoch für den besten Regulator, weil sie — seit Adam Smith — großes Vertrauen in die Rationalität individueller Entscheidungen setzen. Nur, diese Rationalitätsvermutung, die bei Adam Smith noch für die Fähigkeit des vernunftbegabten Menschen stand, sein Geschick lernend und handelnd selbst zu gestalten, ist in der ökonomischen Theorie zum krude-formalistischen Nutzenkalkül verkommen, dessen ethische aufklärerische Substanz gänzlich verschwunden ist. Sie basiert auf der Vorstellung, man könne den Nutzen verschiedener Konsumgüter oder Handlungsalternativen auf einer gemeinsamen Meßlatte messen und mit Hilfe eines Preis/Nutzenkalküls zu einer nutzenmaximierenden Konsumententscheidung kommen.

Allerdings mußte sich die Ökonomie eingestehen, daß der Nutzen nicht direkt meßbar ist. Und das hatte katastrophale Folgen für die Rationalitätshypothese: Nutzenvorstellungen seien nur aus ihren Folgen, dem praktischen Wählen etwa zwischen verschiedenen Konsummöglichkeiten, zu erkennen. Aus diesem Wahlhandeln und der gebildeten Rangordnung zwischen verschiedenen dargebotenen (Konsum-)Güterbündeln könne auf den direkt nicht meßbaren Nutzen zurückgeschlossen werden. Daß somit die empirische Wahl zwischen Konsumgütern als Beweis für die Nützlichkeit dieser Güter und der Rationalität der Wahlentscheidung genommen wird, immunisiert allerdings die Rationalitätshypothese gegen jegliche Falsifizierung und tautologisiert sie damit. Aus dieser Sicht kann nämlich jede Entscheidung als Ergebnis eines rationalen Nutzenkalküls interpretiert werden. Läßt sich z.B. ein Konsument aufgrund seiner Uninformiertheit hereinlegen, so hat er eben die Kosten des Sichinformierens für höher bewertet als den Nutzen eines geringeren Fehlentscheidungs-Risikos. Und ist jemand der perfekte Altruist, der

wie Sterntaler sein letztes Hemd hergibt, so sind seine Nutzen- und Präferenzvorstellungen eben so, daß das Gefühl, Helfer zu sein, ihm mehr nützt als das Hemd.

Die Substanzlosigkeit des ökonomischen Rationalitätsbegriffes zeigt sich ferner an einer Reihe von Experimenten, die in psychiatrischen Anstalten durchgeführt wurden (Tullock und McKenzie 1984). Ganz unabhängig von Intelligenz, Grad der psychischen Krankheit und Ausbildungsniveau reagieren die Patienten auf Preis-Anreize nicht anders als die ökonomische Theorie voraussagt: Mit steigendem Preis steigt etwa die Bereitschaft, bestimmte Aufgaben zu übernehmen, wie z.B. Ausfegen usw. Ebenso normal reagiert dort die Nachfrage nach Gütern in Abhängigkeit vom Preis. Tullock und McKenzie ziehen daraus den einzig richtigen Schluß, daß nämlich die Standards für rationales Verhalten, die die Wirtschaftswissenschaften voraussetzen, so niedrig sind, daß nachweislich Geisteskranke sie erfüllen können. Und nicht nur die, sondern auch z.B. Ratten, wie entsprechende Experimente zeigen: So wurden Ratten mehrere Freßnäpfe präsentiert, aus denen sie durch jeweils unterschiedlich häufiges Drücken einer Taste Futter entnehmen konnten. Und natürlich holten sich die Ratten von einer Futtersorte um so mehr, je weniger sie dafür die entsprechende Taste drücken mußten, je geringer also der Preis für die Ware ist. Auch dies entspricht haargenau den Verhaltensvoraussetzungen der ökonomischen Theorie und zeigt dabei, wie sehr das Rationalitätsprinzip in der ökonomischen Theorie auf den Hund bzw. auf die Ratte gekommen ist.

Auch das studentische Lernverhalten wird von Tullock und McKenzie mit Nutzenkalkülen analysiert: Der Student muß seine Zeit rational auf seine vielen Ziele aufteilen. Jede Zeiteinheit, die er länger lernt, bringt ihm einen Nutzenzuwachs in Form vermehrten Wissens oder besserer Zensuren. Zugleich verringert der Student dabei die Möglichkeit, Nutzen aus anderen Aktivitäten zu ziehen, etwa ins Kino zu gehen. Was macht nun der rational maximierende Student in solchen Fällen? Er vergleicht den Nutzenzuwachs pro aufgewendeter Arbeitszeit der verschiedenen Aktivitäten und richtet sein Verhalten so ein, daß der Nutzenzuwachs pro Zeiteinheit für alle Aktivitäten gleich ist, weil er dann bekanntlich keine Möglichkeit hat, durch Änderung der Aufteilung seines Zeitbudgets seinen Nutzen zu vergrößern. Im Ergebnis natürlich eine Banalität. Wenn es nur das wäre! Es ist schlicht Unsinn. Zwar muß und wird ein Student natürlich sein Zeitbudget einteilen und sich ständig mit der Entscheidung herumquälen, ob er ein todlangweiliges Seminar besucht oder segeln geht, aber es gibt keinen Grund, die Entscheidung als Ergebnis eines rationalen Maximierungskalküls zu interpretieren. Es sei denn, man legt wieder den tautologischen Rationalitätsbegriff zugrunde, nach dem die Rationalität einer Entscheidung schon daraus folgt, daß diese gefällt wird. Rational würde danach auch ein Student handeln, der das langweilige Seminar auch um den Preis meidet, daß er sein Examen gefährdet, weil diese Entscheidung als gar nichts anderes als das Ergebnis eines Nutzenkalküls gedacht wird.

Tullock und McKenzie knöpfen sich auch die Hochschulgremien vor, deren Tätigkeit sie als langweilig, schlecht vorbereitet und fruchtlos charakterisieren. Man wird diese Einschätzung kaum voll von der Hand weisen können, umso neugieriger wird man auf die ökonomische Analyse. Sie folgt hier der Theorie öffentlicher Güter: Die Kosten eines schlecht präparierten, langatmigen Diskussionsbeitrages trägt der Verursacher nur zu einem kleinen Teil, denn nicht nur er, sondern auch die übrigen Gremienmitglieder müssen sich alles anhören. Es entstehen so externe Effekte, gewissermaßen eine intellektuelle Umweltverschmutzung. Den Nutzen streicht vor allem der Redende ein, der sein Bedürfnis deckt, sich reden zu hören und wichtig vorzukommen. Es entsteht eine Tendenz zu vielen langen Diskussionsbeiträgen. Die Ursache für die Ineffizienz von Gremien besteht — ökonomisch gesehen — darin, daß es keinen Preismechanismus gibt, der die externen Kosten dem Verursacher auferlegt. Und folglich heißt bei Tullock/McKenzie die Lösung auch hier: mehr Markt.

Nicht Pflichten, verbrieft Rechte, herrschaftsfreie Diskurse und demokratisch beschlossene Ziele also sollen das Handeln determinieren, sondern es soll die Organisationsform der Hochschule in einer Weise verbessert werden, die den Einzelnen die Kosten ihres Handelns in der Regel in Form von zu zahlenden Preisen auferlegt, so daß dann die Entscheidungskompetenz an die individuellen rationalen Kalküle abgetreten werden kann. »Eine Lösung für die effiziente Arbeit in einem Komitee [Gremium, H.P.] besteht darin, daß der Vorsitzende den Mitgliedern, die Diskussionsbeiträge abgeben, Kosten auferlegt, und zwar in dem Ausmaß, daß eine Gleichheit zwischen den privaten Kosten, die jedes Komiteemitglied für sich in Rechnung stellt und den Kosten für das gesamte Komitee hergestellt wird« (Tullock und McKenzie 1984).

Was soll das praktisch bedeuten? Sollte man das Gehalt der Gremienmitglieder proportional zur beanspruchten Redezeit kürzen, so daß nur noch Dinge gesagt werden, deren Wichtigkeit vom rational handelnden Gremienvertreter höher bewertet wird als die Kosten des Vorbringens? Oder sollten diejenigen die Folgekosten eines Vorschlages (mit-)tragen, die diesen Vorschlag machen? Schärfere Kontrolle der Drittmittel bei denen, die das fordern!? Kommen dann nur noch gute oder nur noch risikolose Vorschläge auf den Tisch? Oder aber könnte, um im Jargon zu bleiben, das Genere der Gremiensitzungen und die Langamigkeit der Entscheidungsprozesse durch alle Stufen und Ecken der Gruppenuniversität hindurch nicht möglicherweise der Preis sein, den man nun mal für ein Stück erstrittener Demokratisierung der Hochschulen zu zahlen hat?

Der »heilsame« Stachel der Konkurrenz

Bleibt zu fragen, ob Hochschulen, die nun mal Produktionsbetriebe für anwendbares Wissen und funktionierende Akademiker sind, wie andere kapitalistische Unternehmen auch, dem Wettbewerb und dem Verwertungszwang ausgesetzt werden müssen, um deren effizienzsteigernde Wirkung dort ebenso zu nutzen wie im Bereich der materiellen Güterproduktion.

Dabei wird leicht vergessen, daß gerade die Freistellung der Forscher von unmittelbaren Verwertungszwängen eine Voraussetzung für ihre Effizienz auch im Sinne einer kapitalorientierten Verwertbarkeit ist. Der Freiraum, der wenigstens einigen unter ihnen die Möglichkeit gibt, eine Verwertungsorientierung der Tätigkeit als Forscher und Lehrer durch das Prinzip gesellschaftlicher Verantwortung zu substituieren, kann nur um den Preis eingeengt werden, daß auch die Verwertungseffizienz sinkt. Daß das Verfassungsgut Wissenschaftsfreiheit, das auch den kritischen Wissenschaftler schützt, bislang weitgehend unangetastet geblieben ist und auch von der Justiz verteidigt wird, hängt eben auch damit zusammen, daß *unmittelbare* Verwertungsorientierung der Hochschulen und ihre Effizienz für die Verwertung *allgemein* im gewissen Grade einander ausschließen. Natürlich liest der CIA marxistische Analysen der Klassenwidersprüche in Entwicklungsländern und natürlich werden in den Instituten der Unternehmerschaft die ökologischen Forschungen »grüner« Wissenschaftler zur Kenntnis genommen — nicht aus politischer Sympathie selbstverständlich, sondern weil diese Wissenschaftler von Klassenwidersprüchen und ökologischen Problemen einfach mehr verstehen als die eigenen Lohnschreiber und -forscher.

Das Postulat einer Wettbewerbsorientierung der Hochschulen stützt sich auf kaum mehr als die alten Smith'schen Lehrsätze vom Segen der Arbeitsteilung, des Egoismus und der Konkurrenz und deren modellplatonistische Abziehbilder, wobei all das vergessen wird, was die Wettbewerbstheorie mittlerweile über Steuerungsfehler und Effizienzmängel von Wettbewerbsprozessen herausgefunden hat. Ein empirisches Beispiel mag besser als alle Theorie zeigen, worum es geht: Kürzlich wurde am MIT (Massachusetts Institute of Technology), einer privaten amerikanischen Elite-Hochschule, ein Wettbewerb unter Studenten veranstaltet. Es ging darum, eine Apparatur zu konstruieren, die

in der Lage ist, ein Wasserglas von der Ecke eines Tisches in ein Loch in der Mitte des Tisches zu transportieren, und zwar jeweils schneller und besser als ein Konkurrent, der das gleiche von der gegenüberliegenden Ecke des Tisches aus versucht. Die optimistischen Wettbewerbstheoretiker würden nun erwarten, daß sich nur solche Apparate durchsetzen, die besonders schnell und präzise arbeiten und wirklich sinnvolle technische Lösungen darstellen. Weit gefehlt! Erfolgreich waren diejenigen Techniken, die sich in erster Linie gegen den Konkurrenten richten, indem sie etwa mit einem Pfeil zuerst das Glas des Gegners vom Tisch schossen, so daß dessen Greifarm ins Leere griff oder indem sie zuerst eine Barriere in die Mitte des Tisches bewegten, die verhindern sollte, daß der Konkurrent sein Glas in die Nähe des Zieles bringen konnte.

Wer also nur naiv nach einer optimalen technischen Lösung gesucht und die harten Gesetze der Konkurrenz außer acht gelassen hatte, war verraten und verkauft. Natürlich haben die Intelligenteren gewonnen — Intelligenz besteht ja zum Teil in der Fähigkeit, sich keine künstlichen Denkschranken aufzuerlegen, also etwa anzunehmen, der Wettbewerb dürfe nur mit fairen Mitteln ausgetragen werden, obwohl dies gar nicht in den Regeln steht. Der Wettbewerb am MIT hat also zwar die Intelligenteren selektiert, nicht aber die höhere technische Effizienz.

Aus diesem Beispiel wird ein allgemeiner Lehrsatz der Wettbewerbstheorie überdeutlich, daß nämlich Konkurrenz zwar auch mit den Mitteln der besseren Leistung ausgetragen wird, aber eben nur »auch«, denn die Intelligenz, die darauf verwendet wird, dem Konkurrenten zu schaden und den Tauschpartner zu täuschen (welche etymologische Nähe: Tauschen, Täuschen), ist ebenfalls gut angelegt. Nimmt man den MIT-Wettbewerb für einen realen Konkurrenzkampf um neue Technologien, setzt sich das Unternehmen durch, das genügend Forschungs- und Entwicklungsressourcen darauf verwendet, sein mittelmäßiges Produkt gegen Konkurrenz zu schützen. Einmal erfolgreich, bleibt der Gesellschaft die mittelmäßige Technik erhalten sowie die Technik der Konkurrenzabwehr, die aber nicht nur der Gesellschaft keinen Nutzen stiftet, sondern auch für das Unternehmen funktionslos ist, sobald erst einmal die Konkurrenz niedergemacht ist.

Parallelen finden sich auch im Wettbewerb, der an den Hochschulen ohnehin auch dann schon herrscht, wenn diese nicht dem ökonomischen Wettbewerb, also dem Zwang, sich aus dem Verkauf ihrer Produkte zu finanzieren, unterliegen. Der Wettstreit um Forschungsmittel, um hochschulinterne Ressourcen (Druckkostenzuschüsse, Hilfskräfte), um wissenschaftliches Renommee und um die Anerkennung von Lehrmeinungen wird auch heute nicht nur mit fairen Mitteln ausgetragen. Eine Verschärfung und eine Ökonomisierung des — zugegebenerweise teilweise auch produktiven — Wettbewerbs wird eher zur Verfeinerung unlauterer Techniken und kaum zur Intensivierung der weniger wettbewerbswirksamen Wahrheitssuche führen. Und der Wettbewerb *wird* sich verschärfen. Spätestens in den 90er Jahren wird der Pillenknick auch die Hochschulen erreichen und dort eine ähnlich verheerende Konkurrenz um Studenten auslösen, wie sie sich heute an Schulen zeigt. Schon jetzt bereiten einzelne Universitäten explizite Marketing-Strategien für diese absehbare Situation vor. Das Wettbewerbsprinzip *wird* also Eingang in die Hochschulen finden, aber nicht als aktiv eingesetztes Prinzip optimierender Gestaltung, sondern als Haifischprinzip des Überlebenskampfes.

Literaturverzeichnis

- Friedman, M. u. R., 1983: Chancen, die ich meine. Frankfurt a.M., Berlin, Wien
 Heckelmann, D. et al., 1985: Bericht der Kommission »Leistungsanreize für Professoren, wissenschaftliche Mitarbeiter, Studenten und sonstige Mitarbeiter«, Behörde für Wissenschaft und Forschung. Berlin/W.
 Hofmann, W., 1971: Wert- und Preislehre. Berlin/W.
 Göbel, U. und W. Schaffke, 1979: Berichte zur Bildungspolitik 1979/80 des Instituts der deutschen Wirtschaft. Köln
 McKenzie, R. und G. Tullock, 1984: Homo oeconomicus. Ökonomische Dimensionen des Alltags. Frankfurt a.M., New York
 Wilms, D., 1983: Hochschulpolitische Thesen, in: Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (Hrsg.), information bildung wissenschaft 11, 1f.

Gesine Spieß

Ein Nach-Ruf auf die rororo Reihe »Frauen aktuell«

»Es ist seit der Übernahme durch den Holtzbrinck-Konzern zusehends schwieriger geworden, eine politische Frauenbuchreihe mit feministischem Grundverständnis bei Rowohlt herauszugeben und dabei Autorinnen wie Leserinnen gegenüber glaubwürdig zu bleiben«, schreibt Susanne v. Paczensky in ihrer Kündigung vom 14. Januar 1985.

Ziel der Reihe war es, »Hindernisse sichtbar zu machen, wo möglich, abzubauen — durch Erfahrungsberichte, Erklärungsversuche und Lösungsvorschläge« (Vorwort der Reihe). Ein Blick zurück zeigt: das ist gelungen! Es erschienen insgesamt 44 Bücher zu »Formen der Unfreiheit und der Ungerechtigkeit, auf die tätige Frauen stoßen«, z.B. Schlangenterror, Hausfrauenhe, Sexualität, §218, Diskriminierung, Lohnungleichheit, Krieg und Gewalt, um nur einige der thematisierten Hindernisse zu nennen.

Das Persönliche ist politisch — ebenso wie umgekehrt! »Frauen aktuell« zeigte auf, daß die Trennung des Privaten vom Politischen selbst schon herrschende Machtpraxis bedeutet, daß die »Privatsphäre« der Frauen durchsetzt ist mit individueller und gesellschaftlicher Unterdrückung. Die Reihe ermutigte Frauen, sich selbst an-zu-erkennen, sich als denkende/handelnde Menschen zu begreifen und einzugreifen in patriarchalische Verhältnisse. Die Reihe nahm radikal Partei für Frauen; sie zeigte das in ihrer Gesamtheit wie in ihren Teilen. Angefangen 1978 und beendet 1985 mit den »Retortenmüttern« und der »Geschichte einer Pennerin« verfolgte »Frauen aktuell« *Emanzipation als öffentliches Ziel wie Befreiung als privates Anliegen*. Der emanzipatorische Anspruch bedurfte der entsprechenden Form. Folgerichtig stand die private Erzählung neben dem politischen Pamphlet und der wissenschaftlichen Studie, jedoch nicht isoliert, sondern sich ergänzend. Jedes Buch spiegelt Exemplarisches der Frauenunterdrückung wieder. Und eines ist allen Büchern gemeinsam: die Verständlichkeit! »Frauen aktuell« richtet sich an die Laiin wie an die Fachfrau in einer Sprache, die Verstehen förderte und nicht behinderte.


Susanne v. Paczensky war die Verständlichkeit ebenso politisches Anliegen wie der Preis. Ein Buch darf nicht zu teuer erkaufte sein, sonst erreicht es zu wenige! Ausgerechnet mit ihrer konsequenten Preispolitik handelte sich die Herausgeberin Schelte ein: Die Reihe mache die kleinen Frauenverlage kaputt, die könnten solche Preise nicht bieten, hieß es. Ein Buch so *billig* und noch dazu so *aktuell* wie eine Wochenzeitschrift? Da zeigten auch die Journalistinnen Vorbehalte. Dabei war das gerade einer der Vorzüge: für wenig Geld einen breiten Einblick in ein aktuelles Thema, und das in Taschenbuchform!

Streit, Konkurrenz unter Schwestern? Einiges spricht dafür: wie anders erklärt es sich, daß auch die Medien der autonomen Frauenbewegung die Reihe weitgehend ignorierten? »Emma« und (die inzwischen nicht mehr bestehende) »Courage« besprachen die Bücher von »Frauen aktuell« nur äußerst spärlich; gut, daß wenigstens »Brigitte« für Öffentlichkeit sorgte, wenngleich nicht für die »bewegte«. Susanne v. Paczensky erfuhr hautnah: auch Frauen behindern Frauen.

Die mangelnde Öffentlichkeit hatte u.a. den Mangel an Leserinnen zur Folge. Wendezeiten verschärfen das, viele wendeten sich lieber den Geheimnissen des Körpers, dem Tarot oder dem Spirituellen zu als der bedrängenden Politik. Der Rowohlt-Verlag unterstützte nicht, so wurde für die Reihe nicht geworben. Nicht verwunderlich, daß auch das Engagement der Buchhändler/innen und der Rezensentinnen zurückging; ein Teufelskreis aktueller Frauenpolitik. Es ist zum »Haarausreißen« — denn gerade in diesen harten Zeiten ist die politische Frauenbuchreihe so notwendig! Und sie war so gut! An der Qualität hat Susanne v. Paczensky beharrlich gearbeitet, nie vor »heißen Eisen« zurückgeschreckt (so wurde »Verkaufte Bräute« erst verrissen und später doch zur »Klassi-

kerin«). Getreu ihres Anspruchs verzichtete die Herausgeberin auf versicherte Erfolge, reagierte schnell und mutig auf aktuelle Fragen. Dabei ermutigte sie unbekannte Frauen zum Schreiben, suchte immer wieder nach neuen Autorinnen. Doch wurden die Manuskripte, ganz dem Zug der Zeit entsprechend, mehr und mehr privatistisch. Fazit: Mangel an politischen Manuskripten, an Werbung und Mangel an Leser/innen und Solidarität. Und Mangelverwalterin wollte Susanne v. Paczensky nicht sein, sie kündigte, wo andere sich die Finger wundschreiben, um eingestellt zu werden. Doch wie hieß es im Vorwort der Reihe: Es ginge darum, »Hindernisse« zu zeigen? Das verwirklicht Susanne v. Paczensky selbst noch mit ihrer Kündigung, sie zieht die persönliche Konsequenz aus der Behinderung des Verlags und seiner Geschäftsführung und tut den politischen Schritt.

Was nun? Weit und breit keine Erbin in Sicht. Ein Grund zur Trauer. Nur tröstlich, daß selbst eine Kündigung die *Wirkung* der Reihe nicht aufkündigt! Und »irgendwann, im Jahre 3000 oder so, wird der Streit ... vergessen sein. Die Menschen werden andere Sorgen haben und sich der heutigen Auseinandersetzung mit historischem Interesse nähern« (v. Paczensky, in: Die Neuen Moralisten, Nr.84, 138). Da werden sie auf eine stattliche Reihe von Büchern stoßen — so phantasie ich weiter —, die »Frauen aktuell« genannt wurde und werden diese geschichtlichen Quellen beeindruckt als einen wichtigen Teil des damaligen Frauenkampfes erkennen!



Frauen · Weiblichkeit · Schrift
 Hrsg. v. R.Berger, M.Hengsbach, M.Kublitz,
 I.Stephan und S.Weigel

Die Beiträge setzen die Diskussion um eine »Feministische Literaturwissenschaft« (dokumentiert in AS 120) fort. In einem methodischen Abschnitt (»Weiblichkeit und Schrift«) werden strukturalistische und diskurstheoretische Ansätze diskutiert, um »Weiblichkeit« nicht nur in der thematischen Struktur von Texten, sondern auch in der Schreibweise offenzulegen; dies wird in zwei problemorientierten Abschnitten (zum Konzept der »Androgynität« und zur »Krankheit Frau«) vertieft. Literatur im historischen Prozeß NF.14, AS 134 17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Maria Böhm und Michael Weingarten

Evolution und feministische Mythen von Überfluß und Harmonie?*

Um es vorweg zu sagen: wir bezweifeln, daß es sinnvoll möglich ist, als Alternative zur herrschenden Naturwissenschaft bzw. zur herrschenden Vorstellung von dem, was Naturwissenschaft sei, eine spezifisch feministische Variante von Naturwissenschaft zu konstituieren. Was natürlich nicht so verstanden werden darf, als sei feministische Kritik an Naturwissenschaften *per se* sinnlos; *als Kritik an der Ideologieproduktion in den Naturwissenschaften hat sie natürlich eine wichtige Funktion*. Das Projekt »alternative Naturwissenschaft« aber kann wirklich nur vorangebracht werden, wenn es als ein gemeinsames Projekt von Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftlern verstanden wird.

Schon im Ansatz ist bei Gross/Averill ein eigentümlicher Widerspruch zu konstatieren. Zum einen behaupten sie, die Natur der biologischen Wissenschaft sei die einer männlichen Welt, entsprungen den Imaginationen und Lebenserfahrungen der männlichen Forscher; zum anderen aber beziehen sich Gross/Averill in ihrer *biologischen* Kritik an der in der breiten Öffentlichkeit wohl noch immer am meisten verbreiteten Evolutionstheorie selber positiv auf Argumente, die im Diskurszusammenhang der »normalen männlich dominierten Biologie« artikuliert werden. Und anstatt sich nun an diesem Widerspruch abzarbeiten, wird von beiden der Eindruck erweckt, es gäbe nur die eine, unwidersprochen akzeptierte Evolutionstheorie mit ihrem »männlichen Naturbild«. Es zeigt sich aber gerade doch in den Einwänden gegen zentrale Grundbegriffe der »Synthetischen Theorie der Evolution«, daß hier *in der Biologie selbst* eine wissenschaftliche Kontroverse im Gange ist, in der es um die Grundstrukturen zweier wohl unterscheidbarer Evolutionstheorien geht! Eigentlich selbstverständlich müßte dann sein, daß angesichts einer solchen Kontroverse über Grundbegriffe der Evolutionsbiologie wissenschaftstheoretische Argumentationen vorgebracht werden müssen und nicht nur ideologiekritische. Davon aber bei Gross/Averill keine Spur!

Zur Verdeutlichung mag folgende kurze und verkürzende Skizze dienen: Die klassische Evolutionstheorie behauptet, daß die ungeordnete Reproduktionstätigkeit der Organismen geordnet bzw. selektiv bewertet wird durch Instanzen, die *außerhalb* und *unabhängig* von den sich reproduzierenden Organismen seien (»Umwelt«, »Nische« u.ä.); und nur diese Theorie ist Gegenstand der Kritik von Gross/Averill. Die andere Theorie hingegen behauptet, daß die Vorgänge in der Evolution nur dadurch verständlich zu machen seien, indem man von den *Organismen selbst* (dies bedarf natürlich einer genauen Explikation!) ausgeht. Pointiert gesagt: versteht die altdarwinistische Evolutionstheorie Organismen als Objekte, an denen sich der Vorgang der Evolution vollzieht, und erscheint als Subjekt oder Motor der Evolution »die Umwelt«, so behaupten dagegen die organismuszentrierten Evolutionstheorien (z.B. Gutmann/Bonik, Maturana, Roth u.a.), daß die Organismen die Subjekte im Prozeß der Evolution seien. Von »Umwelt« zu reden, hat in dieser Theorie nur dann Sinn, wenn man sie begreift als konstituiert durch die vorliegende Konstruktion eines Organismus und den damit gegebenen Möglichkeiten von »Aktionen« und »Verhalten«; eine Existenz von Umwelten oder Nischen an sich, in die Organismen sich hineinentwickeln könnten, ist eine sinnlose Vorstellung. Ersichtlich ist, daß diese Evolutionstheorie eine ganz andere Logik bzw. theoretische Struktur impliziert (Hinweise in: Weingarten 1983).

* Diskussionsbeitrag zu: Averill, Mary Beth, und Michael Gross, 1985: Evolution und patriarchalische Mythen von Knappheit und Konkurrenz. In: *Das Argument* 150, 204-218

Natürlich spielen auch in dieser Theorie die Begriffe »Knappheit« und »Konkurrenz« eine wichtige Rolle. Aber schließlich ist es doch gerade vermittelt durch die ökologische Bewegung zu einer fast schon trivial anmutenden Erkenntnis geworden, daß der Energievorrat der Erde endlich ist, Organismen somit gezwungen sind, vorhandene Energie optimal zu verwerten bzw. sich neue Energievorräte zu erschließen, um schließlich so ihr »eigentliches Ziel« der vermehrten Produktion von Nachkommen erreichen zu können. Und daß »Konkurrenz«, »Überlebenskampf«, »struggle for existence« nur metaphorisch zu verstehen sind, nicht aber als permanenter und sichtbarer »in-fight« von Organismen (was Gross/Averill unterstellen!), ist *jedem* Evolutionsbiologen eine Selbstverständlichkeit — *es sei denn, er verfolgt mit seiner biologischen Theorie auch unmittelbar ideologische Zwecke* (vgl. Weingarten 1985 u. 1985a).

Vor diesem Hintergrund mit seinen versteckten Doppeldeutigkeiten ist es zunächst sicher richtig, daß Gross/Averill gerade in diesen beiden Begriffen »Knappheit« und »Konkurrenz« den Ansatzpunkt für eine ideologiekritische Auseinandersetzung mit der klassischen Evolutionstheorie suchen. Will man hier aber zu brauchbaren Ergebnissen kommen, muß man/frau den wissenschaftstheoretischen und wissenschaftshistorischen Kontext genauestens analysieren — dieser Mühe entziehen sich Gross/Averill. Ein Beispiel nur: die Behauptung, Darwin wäre als »Kreationist« an Bord der Beagle gegangen, um sie als Evolutionist zu verlassen, ist einfachbarer Unsinn. Damit wird ein Primitiv-Positivismus unterstellt, der behauptet, die »Fakten«, mit denen Darwin während der Fahrt konfrontiert wurde, hätten aus ihm einen Evolutionisten gemacht; solche »Fakten« waren aber in der Biologie schon lange bekannt (z.B. durch Forster, A. v. Humboldt), ohne daß daraus auf eine Evolutionstheorie im Darwinschen Sinne geschlossen worden wäre. Und was heißt überhaupt »Kreationist«? Die Biologen verstanden damals schon weitgehend nicht mehr darunter die Konstanz der Arten, sondern vielmehr die Konstanz von »Typen«, wie z.B. der Klasse der Wirbeltiere; die Genese solcher Typen konnte mit den theoretischen Mitteln der vordarwinistischen Biologie nicht erklärt werden, wohl aber gab es Modelle für den Artenwandel. Darwins Leistung bestand entscheidend darin, für die realhistorische Genese von Arten und von »Typen« Evolutionsmechanismen einzuführen.

Solche und ähnliche Fehler und Verzerrungen sind aber noch vergleichsweise harmlos gegenüber den Konsequenzen, die Gross/Averill aus ihrer ideologiekritischen Analyse ziehen! Es mag vielleicht auf den ersten Blick ganz passabel erscheinen, die Begriffe »Knappheit« und »Konkurrenz« auszutauschen durch die Begriffe »Überfluß« und »Harmonie«. Man muß aber dabei berücksichtigen, daß dies im Kontext einer Evolutionstheorie geschieht. Und das heißt, daß man die Selektionsinstanzen angeben muß, nach denen der Prozeß der Evolution vorangetrieben wird. Hierzu machen Gross/Averill aber keine Angaben, vielmehr schlägt der Mangel der wissenschaftstheoretischen Analyse gerade an dieser Stelle voll durch. Denn ob nun selektiert wird nach Maßgabe von Knappheit und Konkurrenz oder nach Maßgabe von Überfluß und Harmonie macht theoretisch insofern *keinen* Unterschied, solange die Selektionsinstanzen als außerhalb und unabhängig von den Organismen existierend verstanden werden, solange also Organismen Evolution »erleiden«, sie aber nicht »bestimmen«.

Wer oder was bestimmt nach Gross/Averill den Prozeß der Evolution? Nun, es wird ganz einfach noch eine »Stelle« in der Evolutionstheorie ausgetauscht und neu besetzt: an Stelle des Männleins soll nun das Weiblein über den Verlauf der Evolution entscheiden, dieses wählt nun aus, welche Eigenschaften es wert sind, an die nachfolgende Generation weitergegeben zu werden. »Sofern die Weibchen die genetische Entwicklung der Art bestimmen, scheinen sie nicht Kampfgeist, sondern Weisheit zu wählen.« (215) Schön und gut, aber woher weiß ich, welche Gene mit »Weisheit« verbunden sind? Oder gibt es sogar ein »Weisheitsgen«? Weiter heißt es: »Bei den Organismen, deren Fort-

pflanzung soziale Interaktion beinhaltet, ist es wahrscheinlich, daß das Weibchen eine gleiche oder größere Rolle als das Männchen *bei der Bestimmung der Erbgutzusammensetzung der nächsten Generation spielt, indem sie bestimmt, welche Männchen ihre Eier befruchten sollen ... Vielleicht ist aber genetische Veränderung nicht ganz zufällig* — wir wissen nicht, *welche Ordnung Weibchen oder Männchen solch 'zufälligen' Prozessen wie Mutation oder Rekombination der Gene geben werden, weil die Frage nicht gestellt wird*; das herrschende Dogma ist, daß sie unvorhersagbar und chaotisch sind.« (215f.) Aber sicher wurde diese Frage und genau diese Frage schon gestellt: sämtliche Sozialdarwinisten, Rassehygieniker und faschistische Erbguttheoretiker haben hier geforscht und gearbeitet, in Dachau, Auschwitz, Treblinka, den »arischen Züchtungsstätten«! Und ob nun Männer oder Frauen nach je spezifischen Kriterien über die »Erbgutzusammensetzung« der nachfolgenden Generationen bestimmen, finden wir angesichts gerade unserer deutschen Vergangenheit unwesentlich.

Natürlich wissen wir, daß die politischen Zielintentionen von Gross/Averill den faschistischen Vorstellungen geradezu entgegengesetzt sind. Aber genauso eindeutig ist auch, daß mit solchen vorgeblich wissenschaftlichen Fragestellungen (hier einem genetischen Determinismus) einem rechten, faschistischen Diskurs zugearbeitet wird insofern, als diesem über die Gleichartigkeit der Fragestellungen auch der Anschein von Wissenschaftlichkeit verliehen wird. Auch die Andeutungen von Gross/Averill zur Debatte um die Soziobiologie (205, Altruismus) verdeutlichen diesen Sachverhalt noch einmal. Diese Theorie ist mittlerweile ebenfalls in einen rechten Diskurs eingebunden (vgl. Darlington, Dawkins für den genetischen Determinismus der Soziobiologie, dagegen Rose/Kamin/Lewontin; zur »rassistischen Internationale« vgl. Billig), wird aber von Gross/Averill als »passende Kritik« der normalen Evolutionsbiologie rezipiert mit dem Resultat, daß an Stelle der bisherigen männlichen Biologie ein feministischer Sozialdarwinismus angeboten wird. Und dies ist wahrlich keine Hilfe für den Versuch, Alternativen zur bestehenden Wissenschaft auszuarbeiten!

Literaturverzeichnis

- Billig, M., 1981: Die rassistische Internationale. Frankfurt/M.
- Darlington, C.D., 1980: Die Wiederentdeckung der Ungleichheit. Frankfurt/M.
- Dawkins, R., 1978: Das egoistische Gen. Berlin/W., Heidelberg, New York
- Gutmann, W.F., und K. Bonik, 1981: Kritische Evolutionstheorie. Hildesheim
- Maturana, U., 1982: Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig, Wiesbaden
- Rose, St., L.J. Kamin und R.C. Lewontin, 1984: Not in our genes. Harmondsworth
- Roth, G., und H. Schwegler (ed.), 1981: Self-organizing Systems. Frankfurt/M.
- Weingarten, M., 1983: Für eine wissenschaftstheoretisch reflektierte Evolutionstheorie. In: Dialektik 6. 207-213
- Weingarten, M., 1985: Zur Funktion der Evolutionären Erkenntnistheorie im Weltbild der »Neuen Rechten«. In: Dialektik 10 (im Ersch.)
- Weingarten, M., 1985a: Konservative Naturvorstellung im grünen Gewande. Entwicklungsdanken als ideologisches Kampffeld. Unveröff. Msk.

Kongreßberichte

Lebendiger Marxismus — Beiträge zur Überwindung der Krise

Konferenz des Bundesverbandes der Juso-Hochschulgruppen, Frankfurt a.M., 14. bis 16. Juni 1985

»Linke Hegemonie«, »Arbeit der Zuspitzung«, »Analyse des herrschenden Blocks« und »Bündelung« verschiedener Ansätze — die Begriffe (aus der Einladung und dem Programm der Konferenz) sind Verweise auf die Versuche von Peter Glotz, die SPD für linke Intellektuelle attraktiv zu machen und zugleich für einen neuen Diskussionsstil in einigen Teilen der SPD-Linken. Für die SPD diskutierten Peter Glotz und Peter von Oertzen, für die Jusos Gerd Oelsner, Gerd Storm und Ulrich Schöler (auch für die Zeitschrift SPW). Als Referenten und Diskutanten aus »dem Marxismus« waren eingeladen: Pietro Ingrao vom Präsidium der KPI, Elmar Altvater, Christel Neusüss, Joachim Bischoff und Wolfgang und Frigga Haug.

Während Peter Glotz sein Konzept einer erneuerten SPD-Politik für Westeuropa mit den neuen Technologien und einem »modernen Ökologismus« vertrat — ein Vorschlag, der Marxisten nicht zwingend ein-, aber auch nicht direkt ausschließt —, ging es allen übrigen Teilnehmern um den Versuch, die Tragfähigkeit marxistischer Konzepte für eine mögliche Linkspolitik und gegen die neue Rechte zu umstreiten. Die Themen: Otto Bauer und der Austromarxismus, Gramsci und die KPI, allgemeine Marxismusrezeption, strukturelle Hegemonie und pluraler Marxismus, Marxismus-Feminismus.

Für »Außenstehende« war die Diskussion schwierig. Oftmals entstanden unvermittelt tiefe Gräben zwischen den Diskutanten, lange bevor inhaltliche Argumente sie hätten ausheben können. Teils ausgesprochen, teils unterschwellig gab es einen Kampf zwischen den Vertretern einer schon existierenden Marxismusdiskussion in der SPD (z.B. um die Zeitschrift SPW und Detlev Albers, der nicht eingeladen war) und der sich neu und erst anfänglich entwickelnden Marxismusrezeption der einladenden Juso-Gruppen.

Die Konferenz selbst war ein Politikum. Entsprechend waren die Diskussionen von unterschwelliger Explosivität. Während Peter Glotz relativ unumwunden eine Strategie verfocht, die die neuen sozialen Bewegungen ebenso wie moderne Unternehmer unter der Schirmherrschaft der SPD vereinen sollte, versuchte er zugleich implizit den Eindruck zu erwecken, die KPI sei für ein solches Konzept in Westeuropa der angemessene Partner. Pietro Ingrao, der ebenfalls für Westeuropa und für eine offensive Technologiestrategie sprach, versuchte umgekehrt Glotz für die Politik eines atomwaffenfreien Europas zu gewinnen (sein Beitrag erscheint in *Argument* 154). In diesem Spannungsfeld versuchten Altvater und Wolf Haug in seltener Einmütigkeit die SPD zu einer neuen Kulturpolitik aufzurufen, die einen Einschluß von Marxisten überhaupt ermöglichen würde. Die Erinnerung an die unter SPD-Regierung erlassenen Berufsverbote verwiesen zugleich noch einmal darauf, wie weit diese Partei von einem lebendigen Marxismus entfernt ist, als auch darauf, wie sehr die Erfolge der Grünen und die Niederlage der SPD eine Veränderung erzwungen haben, die solche Konferenzen überhaupt möglich machten. Diese Veränderung der politischen Landschaft wurde von den SPD-Diskutanten ganz unterschiedlich aufgenommen. Während Peter von Oertzen die neuen sozialen Bewegungen und insbesondere die Partei der Grünen als positive Herausforderung, als eigenständige Kraft in einem linken Projekt begriff, wollte Glotz mit Stimmungsparolen wie »grünlich-grämlich« die politische Landschaft eher wieder bereinigen.

Am Ende faßte von Oertzen zusammen, daß er einen lebendigen Marxismus innerhalb der SPD für möglich und wünschbar halte. Er vertrat dabei die Auffassung, die SPD müsse einer Avantgarde-Konzeption und einer Stellvertreterpolitik absagen; für eine demokratische Organisation der Produktion sich einsetzen und keinen Staatssozialis-

mus anzielen. Eine Politik zwischen Reformismus und Revolution sei möglich; die neuen sozialen Bewegungen seien als autonome in einem Linksblock einzubeziehen, nicht aufzusaugen. Entsprechend übernahm er den Begriff der »strukturellen Hegemonie« (von Wolf Haug), den Begriff des progressiven Reformismus (von Altvater) und den Vorschlag für einen marxistischen Feminismus, den ich in Diskussion mit Christel Neuss vorgetragen hatte. Die Gruppe Marxismus-Feminismus war im übrigen nicht nur die bestbesuchte in dieser Konferenz; zugleich zeigte sich dort in der Dringlichkeit der zu lösenden theoretischen und politischen Fragen und der solidarischen Form ihrer Bearbeitung, daß von den Frauen in dieser Partei einiges an vorwärtsweisender Einmischung zu erwarten ist.

Frigga Haug (Berlin/West)

Die Zukunft der Hochschule

2. Hochschulpolitischer Ratschlag des Bundes demokratischer Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen (BdWi), Hamburg, 28. bis 29. Juni 1985

Der zweite Hochschulpolitische Ratschlag begann, wo der erste endete: Mit einer Bestandsaufnahme und der Artikulierung der Furcht vor dem, was die konservative Wende im Hochschulwesen anrichten könnte. Die Diskrepanz zwischen dem Wende-Vorbild, dem an Ökonomisierung, Wettbewerb und zunehmender Militarisierung ausgerichteten amerikanischen Hochschulsystem und den Widersprüchen der aktuellen Hochschule des HRG von 1976 einerseits und der konkreten Utopie einer demokratischen und offenen Hochschule andererseits wurde schon in den Eröffnungsreferaten von Helmut Ridder und Hans-Jürgen Krysmanski deutlich.

Durch das Referat von *Ridder* zog sich als roter Faden ein emphatisches Plädoyer für die Wissenschaftsfreiheit, und zwar im Sinne des von W. Hofmann formulierten Widerspruchs, daß die Produktions- und Emanzipationskraft Wissenschaft *Erwartungen in Freiheit* genügen will, Freiheit also mit der Bindung an gesellschaftliche Verantwortung verknüpft. Hierauf stützte sich sowohl Ridders Kritik an der Effizienzorientierung rechter Hochschulpolitik als auch an einer direkten Instrumentalisierung der Wissenschaft etwa für gewerkschaftliche Interessenpolitik sowie an einem allzu »betriebsmäßigen« Verständnis der Mitbestimmung an Hochschulen.

Krysmanski analysierte die hochschulpolitischen Konzeptionen der Industrie (BdI), die Abbau von Administration, Finanzautonomie und Qualität des Studiums fordert, aber Abbau öffentlicher Kontrolle, industriellen Zugriff auf die hochschulinterne Mittelverteilung und Konzentration auf verwertbares Fachwissen und Methodik meint. Die wettbewerbsorientierte amerikanische Hochschullandschaft, Vorbild und Ziel solcher Konzeptionen, sei durch Kommerzialisierung und Militarisierung deformiert und verkommen (»Hochschulen als militärische Organisation«). Die Linke müsse dagegen ihre Hochschulpolitik an den Zielen der Öffnung, der partnerschaftlichen Kooperation mit Gewerkschaften, an demokratischer Berufspraxis, Interdisziplinarität und Chancengleichheit ausrichten. Letztlich gehe es um den Unterschied zwischen a) der Hochschule »der im *ökonomischen* Sinn intensiv erweiterten Lehre und Forschung, mit viel Gerätschaft, wenig Personal, Massenabfertigung und überprivilegierten Lehr- und Forschungsnischen (Diese Hochschule kommt auf uns zu!)« und b) der Hochschule der »im *gesellschaftlichen* Sinne intensiv und extensiv erweiterten Forschung und Lehre«, auch mit viel Gerät, aber auch mit viel Personal, freiem Zugang und bestmöglicher Ausbildung für alle; eine Hochschule, die private Forschung tendenziell überflüssig und öffentliche jedem zugänglich macht.

In den meisten Arbeitsgruppen wurde die Bestandsaufnahme fortgesetzt und der Berichterstatter gewann den Eindruck, daß das, was erst als Folge der hochschulpolitischen Wende noch befürchtet wird, sich allenthalben schon als Realität oder beginnende Realität entpuppt: Die Außensteuerung, Ökonomisierung und Differenzierung der Hoch-

schulen über Drittmittel der Industrie sind längst Alltag! Gentechnologie läßt sich durch die Technologiefolgen-Debatte nicht im geringsten bremsen! Der akademische Arbeitsmarkt, mit Grauzonenbeschäftigung hier und professoralen Erbhöfen dort hat längst diejenige Wettbewerbsverschärfung und Innendifferenzierung verwirklicht, die im Umfeld der HRG-Novellierung nur als Absicht formuliert wird. Wenn dies aber richtig ist, so dient die HRG-Novelle offenbar nur noch dazu, parlamentarisch-rechtlich das festzuschreiben, was an Hierarchisierung, Ökonomisierung usw. ohnehin geschieht, und sie ist nicht nur der Auftakt einer erst noch einzuleitenden Wende.

Aber auch Perspektiven wurden in den AG's entwickelt: einerseits demokratische Kontrolle von Forschung und Drittmitteln, Stärkung der Mitbestimmung und Ausbau der Friedensforschung — auch außerhalb des akademischen Rahmens; andererseits: über die Abwehr der HRG-Novelle hinaus die »Selbsterneuerung der Wissenschaft« betreiben, was in erster Linie mit Überwindung der »Gewaltförmigkeit der wissenschaftlichen Naturbeherrschung« zu tun hat.

Die Zukunftswerkstatt »Unitopia — Campus 2000« sollte den gemeinsamen Einstieg in die konzeptionelle Diskussion bringen. Ungewöhnlich schon die Form: Nicht das Podium (*Fülberth, Junck, Schäfer, Daxner, Briefs, Kuhn*) diskutierte, sondern die Anwesenden im Hörsaal waren aufgerufen, das produktive Nachdenken über die Zukunft der Hochschule selbst zu initiieren. Natürlich kann ein voller Hörsaal nicht als Workshop arbeiten und es blieb auch nur beim allerersten Anfang, wie Robert *Junck* abschließend festhielt. Aber es wurden die Differenzen über Ausgangslage und fernere Zielmarken deutlich. Führt die Ausweitung der Wissenschaften auch zur Vergrößerung ihres immanenten destruktiven Potentials? Sollen Wissenschaftsläden gesellschaftliche Probleme lösen oder sie nur »skandalisieren«? Wie ist ein konzeptioneller Bruch möglich, der es erlaubt, Zukunft nicht nur als Verlängerung der Gegenwart zu begreifen? Erfindung neuer Berufe (*Jungk*)! Andererseits muß an den Problemen hier und jetzt angesetzt werden, an der Akademikerarbeitslosigkeit, den besonderen Problemen weiblicher Wissenschaftler! Gibt es künftig eine Existenzberechtigung für Akademikertum in heutiger Form? Was rechtfertigt die Öffnung der Hochschulen, die ja zu allen Zeiten für die Zwecke der Herrschaft »umgebaut« wurden? Welche Pflichten haben sie gegenüber der Dritten Welt, von deren Ausbeutung auch sie gut leben? Einen Abschluß bildete *Daxners* Prognose/Projektion: Die Hochschule 2000 wird weiterhin privilegiert sein und dabei auch eine eigene Lebenswelt, einen Raum der Selbstverwirklichung darstellen. Sie soll so eine »Basis für ungefragte Intervention«, für »Gegenexpertentum« abgeben (Mathematiker knacken Bundeswehrcodes!). Wissenschaftler als Avantgarde statt als Elite! »Erotik der Begriffsbildung« versus Leistungsprinzip! In gewisser Weise schloß sich hier der Kreis, war eine Verbindung zum anfänglich von *Ridder* aufgegriffenen *Hofmannschen* Postulat hergestellt: Den Erwartungen in Freiheit genügen.

Die anschließende Podiumsdiskussion (»Hochschule, HRG und politische Strategien des Widerstands«, *Rilling* (BdWi), *Rosenbaum* (Landes-Astenkonferenz), *Kuhlwein* (SPD), *Zeitler* (Grüne), *Köhler* (GEW), *Stolper* (VDS)) holte den »Ratschlag« jäh wieder auf den Boden der Wirklichkeit unmittelbar anstehender — vorwiegend auch parteipolitischer — Kämpfe um die nächsten Schritte zurück. Es war einigermaßen ärgerlich zu sehen, wie schnell die Diskussion in partei- und gewerkschaftspolitisches Gezänk mündete. Kleinliches Reklamieren minimaler Erfolge im parlamentarischen Gang der HRG-Novelle und desolidarisierende gegenseitige Versäumnisvorwürfe drängten sich allzusehr in den Vordergrund. Aber immerhin: Letztlich blieb der Eindruck haften, wie notwendig auch das Ringen um geringe Erfolge im alltäglichen politischen Klein-Klein ist.

Hat der Zweite Ratschlag sein Ziel erreicht, eine demokratische Alternative zur Wende-Hochschulpolitik zu erarbeiten? Wohl nicht, aber es wurden Konturen sichtbar: Öff-

nung der Hochschulen, gesellschaftliche Verantwortung und Freiheit der Wissenschaft und Infragestellen des Akademiker-Selbstbildes sind mehr als Schlagworte im defensiven Kampf gegen die HRG-Novelle, sie bilden vielmehr das programmatische Grundgerüst, welches schließlich auch die Kontinuität des BdWi ausmacht. Demokratische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nach der Wende — ratlos? Wohl nicht mehr! Die Debatte wird im Herbst fortgesetzt — mit einem Ratschlag über die Veränderung *in* der Wissenschaft.
Holger Paetow (Hamburg)

Volksuni Berlin, Pfingsten 1985 (2. Teil)

Wir, eine Gruppe von Studentinnen und Studenten der gewerkschaftsnahen Hamburger Hochschule für Wirtschaft und Politik hatten zuvor an einem Seminar zur »Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss teilgenommen. So stieß z.B. die Veranstaltung von C. Fischer-Defoy »Spurensicherung zur 'Ästhetik des Widerstands'« auf entsprechende Resonanz. Darüber hinaus schien uns aber die »sinnliche« Aneignungsweise von Wissen, Kunst und Literatur, die große »Umschau«, aber in einem bestimmten Erkenntnisinteresse in der Form der Volksuni selbst gegeben zu sein. Der »spiralförmige Entwicklungsprozess«, den P. Weiss seine Figuren in der »Ästhetik« durchlaufen läßt, schien uns hier — als Anlage, Möglichkeit — angedeutet zu sein, zum einen durch die Vielfalt der Bereiche, in denen Lernen stattfinden konnte, zum andern aber auch durch die Offenheit der Diskussionen, die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Standpunkten, Praxen, Perspektiven. Überhaupt vermittelte die ganze Atmosphäre einen »Vorschein« davon, wie Lernen, Aneignung sein könnte: lustvoll, intensiv, neugierig, offen für überraschende Wendungen. Es war plötzlich möglich, Verbindungen zu spüren zwischen dem fröhlichen konzentrierten Geigenspiel zweier Frauen in der Pause, dem andächtigen, angerührten Lauschen und den bewegten Diskussionen in der Sonne nach den Veranstaltungen. Dies alles eingehüllt in den Duft von Kebab — eine höchst angenehme Mischung von Leichtigkeit und Anstrengung, Beanspruchung aller fünf Sinne und »Schulung« eines »siebten Sinns« für neue Möglichkeiten des Zusammengehens. Am Montag dann: »Schade, daß es schon zu Ende ist!«

Hier einige Kritikpunkte: Das ständige Stören durch zu spät kommende bzw. zu früh gehende Besucher einer Veranstaltung; die Selbstdarstellungssucht mancher Diskutanten (wir empfehlen Redezeitbeschränkung); das chaotische Verschieben von Veranstaltungsterminen. Vielleicht sollte auch die Äußerung einer Kommilitonin zu denken geben: »Bei den Frauenveranstaltungen finden sich viele zusammen, die aus unterschiedlichen Bereichen kommen, während ich den Eindruck habe, daß Leute z.B. aus dem gewerkschaftlichen Bereich (Männer), selten in anderen Veranstaltungen wiederzufinden sind; bei Themen zu Gesellschaft, Ideologie usw. bleibt man doch eher 'unter sich'.« Sollte der Gedanke der Volksuni etwa von den Frauen besser verstanden werden ...?

Bernd Hennecke und Iris Paluch (Hamburg)

Analyse und Interpretation der Alltagswelt

Lebensweltforschung und ihre Bedeutung für die Geographie. Walberberg, 5. bis 6. März 1985

45 Geographen aus Schule und Universität versuchten, ein für ihr Fach immer noch »obskures Objekt der Begierde« zu problematisieren. Drei Grundfragen bestimmten die Konferenz: die Frage nach dem Begriff des Alltags, die Frage nach den Methoden und die Frage nach der Rolle der Geographie in der Erforschung des Alltags. In der Diskussion traten im wesentlichen drei Gruppen hervor: die szientifisch argumentierenden Hard/Dürr (Osnabrück/München), die sozial engagiert argumentierenden Geipel/Sedlacek (München/Münster) und die der Kritischen Theorie verpflichteten Vertreter aus Oldenburg (Krüger/Hasse). Vertreter einer eher traditionellen Geographie fehlten.

1. Der Beitrag Hards zeigte alltagswissenschaftliche Inhalte in der traditionellen Geographie auf. Seine Hauptthese lautete, daß sich die Geographie schon immer mit Alltag befaßt habe. Geographie sei geradezu synonym für Alltagswissenschaft. Sie habe schon immer gelehrt, »was ein Vater seinen Kindern auf dem Spaziergang zeigt«. Dies zeige auch der hohe Stellenwert der Wahrnehmungsgeographie und des behavioristischen Ansatzes. Aber gerade weil sie zu sehr im Alltag gefangen sei, habe sie Schwierigkeiten, sich ihm wissenschaftlich zu nähern. Dazu müsse sie über ihre Grenzen hinausschauen und bei anderen Fächern lernen. Insgesamt wies er der Geographie mehr eine lehrende als forschende Bedeutung im Rahmen der Alltagswissenschaften zu. Sie könne v.a. in der Schule das Wahrnehmungsvermögen erhöhen und durch kontrastierende Alltagsansichten Konstrukteure sichtbar machen.

2. Der Volkskundler Kaschuba (Tübingen) gab in seinem Vortrag erste Ansätze dafür, was Alltagswissenschaft erforschen kann und mit welchen Methoden dies möglich ist. Hierzu stellte er die Langzeituntersuchung des Dorfes Kiebig vor. Die analytische und sozialwissenschaftliche Volkskunde behandelt hiernach das Wechselspiel der sozialen Bedingungen und sozialen Handlungen. Das Funktionsgefüge des Dorfes ist geprägt von geschichtlichen Ereignissen und Strukturen. Es bilden sich infolgedessen kollektive Sensibilitäten heraus, welche zu räumlichen Beziehungen führen, die nicht durch den ökonomischen cash nexus zu erklären, sondern durch kulturelle und soziale Interaktionsfelder konstituiert seien. Dies habe aber nichts mit traditionellen Kulturräumen zu tun, da diese gerade das Statische betonten, während hier das Prozeßhafte Hauptkategorie der Analyse sei; Methode sei die Mikroanalyse. In der Diskussion wandte sich Kaschuba zunächst gegen die Gleichsetzung mit der Annales-Schule, deren Mentalitätsbegriff er scharf ablehnte. Vielmehr sei die Differenz zur neueren Sozialgeschichte nur noch durch Fächergrenzen gegeben. Während Kaschuba Objektivationen lediglich als »Eselsbrücken« definiert hatte, wollten die meisten anwesenden Geographen Alltag auch objektmäßig festmachen oder doch zumindest einen räumlichen Bereich definieren, in dem sich Alltag abspielt. Ein wichtiges Problem stellte auch die Methode dar. Hatte Kaschubas Gruppe ohne Teilnahme und Beteiligung der Dorfbewohner gearbeitet, so wurde gerade deren Einbeziehung verlangt, ja vielleicht sogar leben im Dorfe.

3. Der Bielefelder Historiker Hey definierte zunächst Alltag in Anlehnung an W. Treue als das, was uns gestern, heute und morgen interessiert, also als alltägliche Bedürfnisse. Hiermit ergibt sich ein neues Publikum, das auch nach einer neuen Sprache verlangt. Da sich dieser Alltag nicht allein mit Hilfe der traditionellen Quellen erforschen läßt, ist eine Erweiterung auf Gegenstände und Feldarbeit notwendig. Eine wichtige Aufgabe sah er in der Spurensuche. Diese materiellen Spuren (also Wege, Gebäude, Arbeitsstätten usw.) seien in der Gegenwart aufzunehmen und in die Vergangenheit zurückzuverfolgen. Weiterhin stellte er eingehend die Arbeit der Geschichtswerkstätten dar. Die Diskussion richtete sich auf die Frage nach den Beziehungen der Geschichtswerkstätten zum universitären Betrieb und auf die Frage, ob auch Geographiestudenten vergleichbare Initiativen aufzuweisen haben. Es stellte sich heraus, daß die meisten dieser Initiativen aus Seminaren entstanden sind und auch, zumindest anonym, von Professoren gefördert werden. Für das geringere Auftreten geographischer Gruppen wurden drei Gründe genannt: Zum einen seien sie viel enger an Institutionen gebunden, da ihr Studium auf diese ausgerichtet sei und sie auch in Praktika Kontakt mit diesen aufnahmen, zum zweiten würden die sozialen Folgen von Planung und Raumordnung im Studium nicht vermittelt, und zum dritten seien Geographiestudenten eher in Bürgerinitiativen und anderen nicht-fachgebundenen Initiativen anzutreffen.

4. Der Bremer Soziologe Meuser unterschied für seine Wissenschaft ein interpretatives und ein normatives Paradigma. Letzteres sieht soziales Handeln als gesteuert durch Regeln und Normen und benutzt deduktive Aussagen, die naturwissenschaftlicher Theorie-

bildung entsprechen. Das interpretative Paradigma sieht in der sozialen Welt die interpretativen Leistungen der Handelnden und fordert hermeneutische Methoden. Die Soziologie des Alltags hat ihre Wurzeln in den 30er Jahren, in der phänomenologischen Forschung und im symbolischen Interaktionismus. Thematisiert wird sie erneut seit Beginn der 70er Jahre. Das Instrumentarium liefert die Ethnomethodologie, durch teilnehmende Beobachtung, Gruppendiskussion und offenes Interview. Selbstverständliches kann z.B. durch Krisenexperimente ermittelt werden. Hier werden Krisensituationen durch nicht-normentsprechendes Verhalten hergestellt. Die Forschungsschwerpunkte liegen bei Ritualen, Randgruppen und vorurteilsgeprägtem Verhalten. Soziologie des Alltags bedeutet allerdings nicht Veralltäglichsung von Wissenschaft überhaupt. Vielmehr wird Typisierung angestrebt und die Verknüpfung von individuellem Alltagswissen mit gesellschaftlichem. Die Diskussion betraf vor allem die Situation des Forschers, der sich sozusagen zu den Beforschten ins Boot setzt und somit Gefahr läuft, den notwendigen Abstand zu verlieren.

5. Der Beitrag des Touristikgeographen Jurczek (Bayreuth) ging auf neuere Tendenzen im Touristikverhalten ein. Interessant war, welche landschaftlichen Elemente und Gliederungen von Touristen bevorzugt werden. So sind bestimmte landschaftliche Elemente wie Wald, Gebirge oder Wasser mit bestimmten Gefühlen synonym, ebenso wie auch Gliederungen, z.B. Tallandschaften. Diese spielen in den Erwartungen der Konsumenten eine wichtige Rolle und werden für die Werbung eingesetzt, während die tatsächliche Wahrnehmung am Urlaubsort von der baulichen Umwelt bestimmt wird. Als Alternative zum traditionellen Urlaub bezeichnete Jurczek den »sanften Urlaub«, d.h. den Urlaub, der sich mit der ansässigen Bevölkerung beschäftigt und über die Erfahrung ihres Alltags auch den eigenen Alltag erfahrbar macht. In der Diskussion wurde denn auch der gravierende Unterschied zwischen Urlaub und Alltag herausgestellt. Während Alltagswissenschaft den Blick auf den Alltag richten will, dient Urlaub ja gerade dazu, diesen zu verdrängen und sich den anstehenden Problemen zu entziehen. Wurde von Hard die Kritik am Urlaubsverhalten wie auch tendenziell die Beschäftigung mit Alltag als Harmoniesuche bezeichnet, so forderten auf der anderen Seite einige Anwesende Untersuchungen zum Verhalten der vom Urlaub Betroffenen und Rückwirkung auf deren Lebensumstände.

6. Der Münchner Geograph Geipel machte in seinem Vortrag darauf aufmerksam, daß Alltag Gegenstand der Forschung sein könne, aber zugleich auch Ausgangspunkt. Dies bedeute, von den Menschen, den Betroffenen, auszugehen, und führe zu einer Geographie vor der Theke. Der Geograph also als Vertreter derjenigen, die sich in einem vorbestimmten Raum zurechtfinden müssen und ihre sozialen und natürlichen Bedürfnisse befriedigen wollen. Hier sind vor allem die sozialen Folgen städteplanerischer Maßnahmen zu nennen. Ermittelt werden diese durch Anwendung sozialwissenschaftlicher Methoden. Hiermit ließen sich auch neue Betätigungsmöglichkeiten erschließen, die allerdings zum jetzigen Zeitpunkt lediglich gesellschaftliche Anerkennung garantierten, jedoch nicht den Lebensunterhalt sichern könnten.

Ein ausführliches Protokoll der Tagung wird voraussichtlich bei der Thomas Morus Akademie in Walberberg erscheinen. Hubert Mücke (Bonn)

Sozialverträgliche Informationstechnik-Gestaltung

Workshop, Hochschule Bremerhaven, 30. bis 31. Mai 1985

Hinter der Losung von der »Sozialverträglichkeit« verbarg sich die Frage nach alternativen Entwicklungs- und Einsatzmöglichkeiten computerbestimmter Informationstechnik. Die Ortswahl verdankte sich dem Umstand, daß die Hochschule Bremerhaven einen Studiengang »Systemanalyse« aufbaut, innerhalb dessen — eine Ausnahme in der BRD — neben den technischen und (software-) konzeptionellen Schwerpunkten die ge-

sellschaftlich-ökonomischen Zusammenhänge der Informationstechnik ein gleichberechtigter Bestandteil der Ausbildung von Systemanalytikern sind. An der Vorbereitung und Durchführung des Workshops hatten Studentinnen und Studenten maßgeblichen Anteil. Die Teilnehmer setzten sich zum größeren Teil aus Informatikern, zum kleineren aus Sozialwissenschaftlern und zu einem geringen, aber doch erwähnenswerten Teil aus ortsansässigen Gewerkschaftern und Betriebsräten zusammen.

Die Beiträge und Diskussionen konzentrierten sich auf vier Schwerpunkte:

1. Haben die bisherigen Untersuchungen über die gesellschaftlichen und betrieblichen Wirkungen automatisierter Arbeit mehr gebracht, als das Schlagwort von der »folgenreichen Folgenforschung« nahelegt (W. Langenheder)? Was gibt die Diskussion über Begrenzungen des Computereinsatzes her (B. Lutterbeck, R. Wilhelm)? Kennzeichnend für die Beiträge war die Abkehr von abstrakter Fundamentalopposition, die Einsicht, daß man sich auf konkrete Entwurfs- und Entwicklungsprobleme einlassen muß, daß eine der fundamentalen Voraussetzungen dafür die Aufhebung der traditionellen Trennung von Sozial- und Ingenieurwissenschaften ist. Eine wichtige Diskussion entspann sich an folgendem Problem: In der herrschenden Rationalisierungspraxis wird Verwaltungsarbeit in Analogie zu Anforderungen der Fertigung automatisiert. Dieses Verfahren findet sich auch in der arbeitsorientierten Kritik, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Es wird nicht versucht, kritische Kraft aus den andersartigen Anforderungen der Verwaltungsarbeit zu schöpfen, z.B. aus strukturellen Ungewißheiten des Verwaltungshandelns, aus beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten bei der Anwendung herkömmlicher Wirtschaftlichkeitsbestimmungen etc. (R. Vahrenkamp). Zu fragen wäre freilich, ob nicht die fortschreitende Automatisierung der Fertigung auch hier Handlungsqualitäten übrigläßt, die sie der Verwaltungsarbeit ähnlich machen.

2. Wie lassen sich neuartige informationstechnische Nutzungskonzepte entwickeln? Bieten neue Entwicklungen von Hardware und Software günstige Möglichkeiten (R. Kimbel, F. Nake)? Die Aufmerksamkeit richtete sich auf den Paradigmenwechsel in den vorherrschenden Orientierungen: auf Leistungsfähigkeit und zentrale Kontrolle von Daten und Benutzern beim traditionellen Computereinsatz; auf eine lernförmige Benutzerschnittstelle und Unabhängigkeit des Benutzers beim Personal Computing; darüber hinaus auf Veränderungen in der Arbeitsweise durch neuartige mächtige Software-Werkzeuge, die für das Personal Computing zur Verfügung stehen. Eine spannende Diskussion schloß sich an die Überlegung an, inwieweit es möglich ist, die Behauptung von Unternehmensleitungen beim Wort zu nehmen, ein geplantes Personalinformationssystem solle lediglich das veraltete und demnächst nicht mehr gewartete System der Lohn- und Gehaltsabrechnung ablösen und einen abgegrenzten, leicht durchschaubaren Lohn- und Gehaltsrechner zu entwickeln und zu installieren (T. Barthel, U. Klotz). Offen blieb freilich die Frage, inwieweit ein solcher Lohn- und Gehaltsrechner gegenüber den historisch überholten Systemen der Mittleren Datentechnik in diesem Aufgabenfeld ausgezeichnet und damit gerechtfertigt werden kann.

3. Wie sollen Schulungskonzepte über Informationstechniken aussehen? Wie läßt sich dem permanenten Beratungsbedarf von Arbeitnehmern und ihren Interessenvertretungen Rechnung tragen? Hier wurde über konkrete Erfahrungen berichtet: über die Entwicklung und Durchführung eines Schulungsprogramms im gewerkschaftlichen Auftrag (J. Friedrich); über Schwerpunkte und Probleme der Beratung im Rahmen einer gewerkschaftlichen Innovations- und Technologieberatungsstelle (U. Klotz). Eine spannende Perspektive eröffnete die Fragestellung, inwieweit die arbeitsorientierten Schulungs- und Beratungskonzepte bislang zu sehr an die betrieblichen Problemvorgaben der Unternehmer anknüpfen. Werden darüber nicht die spezifischen Informationsprobleme der Arbeitnehmer vernachlässigt? Könnten die eigenen betrieblichen und gesellschaftlichen Informationsinteressen zum Gegenstand für Arbeitnehmerschulungen gemacht

werden, in der Perspektive des Aufbaus von Informationssystemen von unten? In diesem Zusammenhang wurde vorgeschlagen, das gewerkschaftliche Konzept der arbeitsorientierten Einzelwirtschaftslehre unter dem Aspekt des betrieblichen Informationstechnik-Einsatzes neu zu diskutieren und weiterzuentwickeln.

4. Bislang reicht die Beteiligung der Betroffenen am Systemgestaltungsprozeß selten über die Herstellung von »Akzeptanz« hinaus. Das ist zuwenig. Ist eine kritische Informatik nicht dennoch gefordert, den traditionellen Konzepten des Software-Engineering und der Software-Ergonomie arbeitsorientierte Alternativen gegenüberzustellen? Es wurde darauf verwiesen, daß die zahlreichen Mensch-Maschine-Modelle innerhalb des in hoher Konjunktur stehenden Forschungsgebiets Software-Ergonomie ohne die Einbeziehung der Benutzer eher schädlich als nützlich sind (E. Nullmeier). Empirische Befunde (W. Wicke, P. Mambrey) verdeutlichten die Verwendungsweisen des Begriffes Partizipation: das Management versteht darunter die »konsentive Zuarbeit«, das Mitarbeiten der Arbeitnehmer im zugemessenen Rahmen zum Zweck der betriebswirtschaftlich effizienten Lösung; demgegenüber beinhaltet Partizipation im Verständnis vieler Arbeitnehmer die Auseinandersetzung mit den abverlangten Leistungen, vor allem um Verschlechterungen zu verhindern. Für Zündstoff sorgte die Frage, welchen Stellenwert die alte Forderung nach partizipativer Systemgestaltung zukünftig einnehmen sollte: Versteht nicht diese Forderung die Konfliktsituation angesichts ins Haus stehender »elektronischer Autobahnen«? Muß die Beteiligung nicht viel stärker auf der politischen Ebene, z.B. bei den Investitionsplänen der Bundespost ansetzen (H. Bonin)?

Der Workshop hat viele Fragen offengelassen: Sollte die künftige Wirkungsforschung das Maschinenmodell der Technik zu einem Netzmodell erweitern und von der Analyse einzelner Wirkungen fortschreiten zu Wirkungskreisläufen, analog zum ökologischen Kreislaufdenken (W. Steinmüller)? Wie kann angesichts der Investitionspläne von Staat und Industrie und der Ruhigstellung großer Bevölkerungsteile durch die Worthülse »internationale Wettbewerbsfähigkeit« ein technologiepolitischer Bürgerdialog in Gang gebracht werden? Sollte nicht gerade ein tragfähiges alternatives Konzept die Begriffe »internationale Konkurrenzfähigkeit« und »Wirtschaftlichkeit und Kosten« aufnehmen und bearbeiten? Schließlich: Wie wollen wir in Zukunft arbeiten und leben? Gibt es so etwas wie eine »Alternative Informationsgesellschaft«; welche Rolle können Informations- und Kommunikationstechniken in Zukunftsentwürfen spielen?

Arno Rolf und Werner van Treeck (Bremerhaven)

Kongreßankündigungen

Arbeitskreis alternative Forschungs- und Technologiepolitik

Im Juni/Juli 1985 ist auf Initiative von Mitgliedern des BdWi und des Arbeitskreises Alternative Wirtschaftspolitik ein Arbeitskreis gegründet worden, der Alternativen zur gegenwärtigen Forschungs- und Technologie-Politik erarbeiten soll. Ergebnisse der Arbeit werden in das nächste »Memorandum« mit eingehen; interessierte Kollegen/innen sind zur Mitarbeit eingeladen.

Kontaktadresse: BdWi-Geschäftsstelle, Gisselberger Straße 2, 3550 Marburg (Tel. 06421/2 13 95).

Gesellschaft und Vernunft

3. Tübinger Bloch Tage, Universität Tübingen, 8. bis 9. November 1985

»In den westlichen Gesellschaften hat sich eine Vielfalt von Politik- und Theorieansätzen herausgebildet. Läßt sich diese Vielfalt noch zu einer einheitlichen Perspektive ver-

binden, ist dies überhaupt sinnvoll? Blochs Überlegungen über 'Ungleichzeitigkeit', 'Differenzierungen im Begriff Fortschritt', die Bedeutung ästhetischer und gesellschaftlicher Utopien und zu einem anderen Mensch-Natur-Verhältnis geben dazu wichtige Orientierungspunkte und sollen für die politische Diskussion fruchtbar gemacht werden.«

Aufruf des Sozialistischen Büros Offenbach, Vorbereitungsgruppe Tübingen. Kontakt: Reinhard, Tel. 07071/4 35 73.

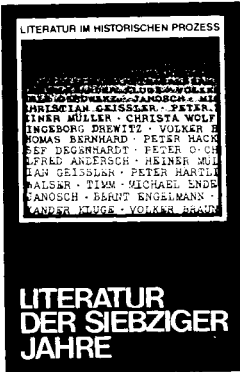
»Nicht ducken — mucken!«

Kritische Sozialarbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

Fachtagung des BdWi an der Universität-Gesamthochschule Duisburg vom 6. bis 8. Dezember 1985

Als Fortsetzung der Lüneburger Fachtagung im Herbst '84 findet an der Universität-Gesamthochschule Duisburg vom 6. bis 8. Dezember 1985 eine Tagung statt, die vom Arbeitskreis Soziale Arbeit und Erziehung des BdWi veranstaltet wird. Angesichts der ständig steigenden Probleme von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, deren Situation durch eine umfassende Perspektivlosigkeit geprägt ist und zu weitreichenden wirtschaftlichen, sozialen und psychischen Problemen führt, ist es notwendig, (im Internationalen Jahr der Jugend 1985) sich besonders diesem Aufgabenbereich von Sozialarbeitern, Sozialpädagogen u.a. zu widmen.

Anmeldungen für die Fachtagung sind zu richten an: Prof. Dieter Oelschlägel, Universität-Gesamthochschule Duisburg.



Literatur der siebziger Jahre
Hrsg. v. G.Mattenklott und G.Pickerodt

Dieser Band zeigt die literarischen siebziger Jahre nicht als die subjektivistische Reaktion auf die politischen Sechziger, sondern als Epoche neuer literarischer Impulse: Das Ende der literarischen Repräsentation, durch den Anschlag auf die Berufsschriftsteller durch die neue Bewegung der Selberschreiber und Alltagsästhetiker, die literarische Eroberung von Arbeitswelt und Frauenleben, Knast und Kinderwelt. Beiträge u.a. über Volker Braun, Michael Ende, Janosch, Christa Wolf, Handke, Kluge, Hacks und Bernhard.

Literatur im historischen Prozeß, AS 108
17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Besprechungen

Philosophie

Böhme, Gernot: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Darmstädter Vorlesungen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1985 (290 S., br., 14,- DM)

In diesem Buch will Böhme die Analysen in »Das Andere der Vernunft« (vgl. die Rezension in *Argument* 151) systematisch unterbauen mit einer Anthropologie, die aber keine Lehre vom »Wesen des Menschen« sein soll, sondern von den »Zuständen des Menschseins« handelt. »In der Lehre von den 'Zuständen' des Menschseins möchte sie vielmehr den einzelnen dazu auffordern, vielgestaltig zu werden und Übergänge zu lernen, zumindest der anderen eingedenk zu bleiben, wenn er die eine wählt.« (9) »Zustände des Menschseins«: dies umfaßt so klassische Bereiche wie »Wissen«, »Bewußtsein«, »Arbeit«, »Technische Zivilisation«, meint aber auch »Geschlechtlichkeit«, »Liebe«, »das Imaginäre«, »Mystik« etc.; die Bedeutung solcher Zustände wird jeweils in einem Kapitel (ursprünglich einer Vorlesung) entfaltet.

Unzweifelhaft sind die einzelnen Kapitel brillant geschrieben, enthalten auch viele bedenkenswerte Einsichten. Aber es fehlt die Vermittlung der einzelnen Fäden zum systematischen Ganzen: wo finden die einzelnen Zustände des Menschseins ihren Zusammenhalt, wie verhält sich z.B. »Wissen« als ein bestimmter Zustand zu so gänzlich anderen wie »Mystik«? In dem Kapitel »Geburt und Tod« deutet Böhme an, daß letztlich das Leben eines Zustandes immer zur Verdrängung anderer führt. Er beschreibt dort die Verdrängung der Hebamme und ihres lebenspraktischen, nicht technisch-apparativen Wissens durch die moderne »wissenschaftliche« Medizin und schlußfolgert: »Wir sehen an dieser Situation etwas, das mir für die anthropologische Grundsituation charakteristisch zu sein scheint. Die Ausdifferenzierung und Kultivierung bestimmter menschlicher Möglichkeiten verdrängt und beherrscht jeweils andere, macht sie diffus und versieht sie mit dem Stempel des Irrationalen. Schlechthin ausgelöscht sind die Möglichkeiten zwar nicht, aber leben kann man sie als Individuum nur im Widerstand.« (51) Damit scheint angezeigt zu sein, daß es nicht möglich ist, Aspekte beider Wissensformen miteinander zu verbinden zu einer neuen umfassenderen, eben menschlicheren Wissensform; es kann offensichtlich immer nur eine über ihren jeweiligen Widerpart dominieren.

Dieses letztlich vermittlungslose »Entweder/Oder« zeigt sich gerade in der letzten Vorlesung, der zusammenfassenden Rekapitulation unter dem Titel »Oblique Anthropologie«. Dort heißt es: »Oblique Anthropologie ist eine Darstellung des Menschseins in der Perspektive seines Anderen: des Bewußtseins unter Berücksichtigung des Unbewußten, des bestimmten Menschseins unter Einbeziehung anderen Menschseins, der Vernunft auf dem Hintergrund des 'Irrationalen', des Wissens in der Differenz zum Sein.« (281) Und weiter: »Schon aus logischen Gründen aber kann man fragen, wie sich dann Menschsein *bestimmen* soll. Bestimmung ist nach Hegel Negation. Die Antwort muß lauten: gegen das Andere, nämlich anderes Menschsein.« (282) Aber in dieser Form vortragen, kann es höchstens um einen Aufruf zur Toleranz anderen Zuständen des Menschseins gegenüber handeln, nicht aber darum, wie die je konträren Zustände von *einer* Person gelebt werden können. Hierfür wäre es nämlich nötig, das die konträren Pole übergreifende Bestimmungsmoment anzugeben — und erst dann wäre auch der Anschluß an Hegels Theorie der Bestimmung gewonnen. Und insofern handelt es sich bei diesem Buch auch nicht um eine *Begründung* der in dem »Anderen der Vernunft« vorgelegten Analysen, sondern um eine Ergänzung und Erweiterung, die — sieht man von den formulierten hohen Ansprüchen ab — gewiß interessant und gewinnbringend zu lesen sind.

Michael Weingarten (Bodenheim)

Steil, Armin: Die imaginäre Revolte. Untersuchungen zur faschistischen Ideologie und ihrer theoretischen Vorbereitung bei Georges Sorel, Carl Schmitt und Ernst Jünger. Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft, Marburg 1984 (188 S., br., 19,80 DM)

Absicht der Arbeit ist es, die Entstehungsursachen der faschistischen Ideologie zu analysieren, um eine »präventive« Strategie zu entfalten, die »die Verhinderung einer faschistischen Massenbewegung« (9) ermöglichen soll. Aufgrund einer »symptomatischen Lektüre« (Althusser) der theoretischen Diskurse Sorels, Schmitts und Jüngers will der Verfasser die widersprüchliche Verschmelzung zweier »'Machtlogiken'« innerhalb dieser Diskurse aufzeigen: die »politische Romantik« und die »politische Technologie«. Diese »Machtlogiken« versuchen, eine Lösung für die Legitimitätskrise der Demokratie zu finden, indem sie eine neue Form der ideellen Vergesellschaftung »von oben« hervorbringen (vgl. 116). Die »politische Romantik« bemüht sich, eine neue »Substanz der Legitimität« zu konstituieren, die die »geschichtlichen und gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten« eliminiert und in »einer ästhetischen Gegenwelt« aufhebt (116). Die »politische Technologie« entspricht einer Herrschaftstechnik im Machiavellistischen Sinne, »die die Legitimität der Macht mit ihrer faktischen Existenz gleichsetzt und offen eine Technologie der Herrschaftssicherung zu entwickeln versucht« (166). Im zweiten Teil wird die faschistische Ideologie und ihre Entstehung aus der Krisenerfahrung dargestellt. Es verblüfft, daß Steil den buchstäblich eklektischen Versuch macht, die Ideologiebegriffe von Althusser, E.P. Thompson und Erich Hahn in Einklang zu bringen.

Ideologien werden einerseits als ideeller Ausdruck von materiellen Interessen (vgl. 15) und zugleich als ideeller Ausdruck von subjektiven Erfahrungen der gesellschaftlichen Totalität begriffen (vgl. 17). Andererseits antworten sie »auf sehr spezifische Bedürfnisse nach Sinnkonstitution« (20) und haben zugleich eine ambivalente Funktion: Als imaginäre Form der Sinnkonstitution »ermöglichen sie subjektiv das Weiterleben in einer Situation der Ohnmacht ..., verschieben damit aber die Bedürfnisse nach Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten in kompensatorische Formen« (20). Als utopische Form der Sinnkonstitution »erhalten sie die Bedürfnisse nach einem sinnvollen Leben mit selbstbestimmten Entfaltungsmöglichkeiten noch in den 'verkehrten' und fiktiven Formen phantastischer Kompensation« (20). Dabei betont Steil besonders den kompensatorischen Charakter der Ideologien. Da das städtische Kleinbürgertum und die Bauern »zur Herausbildung und Artikulation einer autonomen Klassenidentität« (129) unfähig sind, bringen sie es nun zu einer »abstrakten Zugehörigkeit zu einer Klasse« (129). Insofern diese Individuen kein eigenes Klassenbewußtsein hervorbringen können, versuchen sie, ihre Handlungsunfähigkeit durch die Verschiebung ihrer Konflikte auf das imaginäre Terrain zu lösen (vgl. 135). — Es fragt sich, ob der Marxsche Begriff von abstrakten Klassen, der am Beispiel der französischen Parzellenbauern dargestellt wurde, ohne weiteres auf das deutsche Kleinbürgertum ausgedehnt werden kann. Das Entscheidende an diesen »'abstrakten' Klassen« sind ihre abstrakten Bewußtseinsformen, die ihre »abstrakte« Klassenidentität ausmachen. Als abstrakteste Bewußtseinsform tritt der Warenfetischismus auf. Nach dieser Logik nehmen die »'abstrakten' Klassen« die Effekte der Entwicklung des Monopolkapitals als einen »Naturprozeß des Verfalls« wahr, als »Ergebnis anonymer, unbeeinflussbarer Mächte« (135). Unklar bleibt, ob Steil die Ideologie mit Klassenbewußtsein (wie bei Hahn) gleichsetzt, und ob diese abstrakten Bewußtseinsformen einer verschleierte Form des falschen Bewußtseins entsprechen. Der Begriff der »'abstrakten' Klassen« taucht außerdem als ein widersprüchlicher Begriff auf, denn Individuen, die keine Klassenzugehörigkeit und keine hegemoniale Kraft besitzen, werden — nachdem sie sich in einer »'abstrakten' Klasse« konstituiert haben — zu einer hegemonialen Kraft. Wie das zustande kommen soll, wird nicht thematisiert.

Für Steil konstituiert sich die faschistische Ideologie in dem Moment, in dem sie alle

mythischen Bewußtseinsformen von gesellschaftlichen Prozessen, die die Deklassierten aus der Krisenerfahrung hervorgebracht haben, in ihrem Diskurs artikuliert. Die Ideologie nimmt in der faschistischen Massenbewegung einen rein-imaginären und kompensatorischen Charakter an. Somit entstehe die faschistische Ideologie als Antwort auf eine Identitätskrise, die aus der Erfahrung einer ökonomischen, politischen und kulturellen Krise hervorgeht, »die die Individuen der 'abstrakten' Klassen in eine existentiell totale Vereinzelung und Handlungsunfähigkeit treibt, durch die sich eine universelle Angst verbreitet und alle Lebensverhältnisse durchdringt« (158). Der Faschismus ist unfähig, die realen gesellschaftlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und verschiebt diese Befriedigung auf »aggressive Artikulationsformen und ihre imaginäre Erfüllung in symbolischen und ritualisierten Praxen« (159).

Da die Möglichkeit »eines subjektiven Faschisierungsprozesses« (9) sich durch die ökonomische Krise der letzten Jahre und ihrer Erfahrung innerhalb der Arbeiterbewegung und der deklassierten Schichten spürbar gemacht hat, hebt Steil die Notwendigkeit der »Erweiterung des politischen Handlungsraums« (178) als potentielle Gegenstrategie hervor.

Teresa Orozco und Martha Zapata (Berlin/West)

Schmitt, Carl: Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes. Sinn und Fehlschlag eines politischen Symbols. Hrsg. v. Günter Maschke, m. e. Anhang und e. Nachwort des Herausgebers. Hohenheim Verlag, Köln 1982 (244 S., Ln., 34,80 DM)

Carl Schmitt ist im April dieses Jahres gestorben. Er gehörte zu den führenden konservativen Intellektuellen. Er analysierte, stets auf der Höhe der Zeit, in der Weimarer Republik, im Faschismus und in der Bundesrepublik vom Standpunkt der Herrschaft aus ihre jeweiligen Formen, Funktionsweisen und Reproduktionsprobleme. Der Einfluß seines Denkens reicht weit. Die Kategorien und Formeln, die er ausarbeitete (Freund/Feind, Totaler Staat, »Völkerrechtliche Großraumordnung mit Interventionsverbot für raumfremde Mächte«), sind zu tragenden Elementen im Denken konservativer Intellektueller geworden und fanden Eingang in die politischen Konzepte der Herrschenden.

Eine Neuausgabe seines Leviathan-Buches verdient Beachtung: das Werk stammt aus der Zeit des Faschismus (1938); mit ihm soll eine umfassendere Neuedition Schmittscher Schriften eingeleitet werden. Der FAZ-Mitarbeiter Günter Maschke versucht in seinem Nachwort auf 65 Seiten einen Gegensatz zwischen Schmitt und Nationalsozialismus zu konstruieren. Seine (Er-)Läuterungen sind eine nähere Betrachtung wert.

Die Sache gestaltet sich für Maschke nicht einfach. Denn Schmitts politische Biographie und seine Hobbes-Rezeption weisen zahlreiche Verbindungen zum Faschismus auf. Maschkes Rehabilitierung läuft darauf hinaus, daß von einem »Engagement für den Nationalsozialismus« (183) nur für die Anfangsphase bis 1936/37 die Rede sein könne. Nach dem Rücktritt von Goerdeler und Schacht sei »die Hoffnung der 'konservativen Kollaboration' (Fest) auf eine Mäßigung und Selbstreform des Regimes« verfliegen (182). Maschke wirbt um Verständnis für Schmitts Mitwirken bei der Stabilisierung des NS-Regimes in der Aufbauphase. Schmitt hatte ursprünglich zur nationalkonservativen Formation um v. Schleicher gehört und sich vor 1933 für ein Verfassungsverbot von KPD und NSDAP eingesetzt. Die Wendung zum Nationalsozialismus erklärt Maschke damit, daß das Ermächtigungsgesetz eine »neue Legalität« (184) geschaffen habe. In der »Deutschen Juristen-Zeitung« hatte Schmitt die Ermordung der SA-Führung um Röhm gerechtfertigt. Maschke will, daß wir hier die »Erleichterung über das Ende des SA-Terrors« (190) am Werke sehen. Außerdem fordere der gleiche Aufsatz die Bestrafung der Mörder v. Schleichers und v. Bredows, »eine tollkühne Vieldeutigkeit, ganz in der Nähe des Tieres aus der Tiefe formuliert ...« (191).

Als Hauptindiz für die spätere Distanz zum Nationalsozialismus führt Maschke an, daß Ende 1936 in der SS-Zeitung »Das Schwarze Korps« einige Arikel gegen Schmitt

veröffentlicht wurden, in denen seine Beziehungen zu v. Schleicher, jüdischen Freunden und Verbindungen zum Katholizismus angeprangert wurden. Allerdings war es Göring, der schützend die Hand über Schmitt hielt. Ein Ukas von ihm beendet rasch die SS-Kampagne. Maschke zieht insgesamt das Fazit, daß Schmitt 1937 »ein ernsthaft bedrohter Mann« (193) gewesen sei, der zur Selbstschutztechnik der Vieldeutigkeit gezwungen gewesen sei (194, 209). Diese Spekulation mag dahingestellt bleiben — auch wenn sie dazu dient, Rechtfertigungen für den Schmittschen Antisemitismus vorzubereiten. Offensichtlich ist jedoch, daß von einer Widerständigkeit Schmitts nicht die Rede sein kann. Vielmehr wurde seine Karriere in den Rivalitäten und Positionskämpfen der konkurrierenden Machtzentren des NS blockiert. Hierdurch verlor Schmitt seine Parteiämter und die Herausgeberschaft der »Deutschen Juristen-Zeitung«.

Die zweite Argumentationslinie betrifft Schmitts Theorie. Maschkes Hauptargument bezieht sich darauf, daß Schmitt die Staatstheorie von Hobbes interpretiert. Hobbes habe jedoch »keine gute Fama im Reich der braunen Jakobiner« besessen, und Schmitts Etatismus sei für die Nazis nicht zu gebrauchen gewesen. »Schmitts Etatismus war eben latent parteifeindlich, degradierte das Volk für den nationalsozialistischen Populismus zum Objekt der Herrschaft, konnte die Rassenpolitik in sein Konzept nicht einfügen, implizierte die Aufrechterhaltung rechtlicher Minimalgarantien und hätte den Nationalsozialismus zu sehr an traditionelle Diktaturen oder den italienischen Faschismus — den die Nationalsozialisten immer mit gehöriger Distanz betrachteten — angenähert.« (239)

Dem muß widersprochen werden. Zum einen zeigen allein schon die Literaturhinweise bei Schmitt und bei Maschke selbst, daß es im deutschen Faschismus eine beachtliche Hobbes-Rezeption gab. Hervorzuheben sind die Beiträge von Schelsky und Ritterbusch. Die Hobbes-Renaissance setzte etwa 1937 ein, zu einem Zeitpunkt, als im Zuge der Kriegsvorbereitungen die staatlichen Repressionsapparate verstärkt wurden und sich der SS-Staat herausbildete.

Zum anderen greift der Gegensatz zwischen antipopulistischem Etatismus (C. Schmitt) und antietatistischem Populismus des NS (etwa bei Koellreutter), den Maschke konstruieren will, zu kurz. Denn für den faschistischen Populismus ist eine vertikale Struktur entscheidend, das Führerprinzip. Darin zeigte die faschistische Bewegung ihre Anwärtschaft auf die Übernahme und Trägerschaft des Staates. Maschkes Behauptung stützt sich darauf, daß Schmitt sich nicht im faschistischen Volksgemeinschaftsdiskurs artikuliert. Die Hauptinstanzen, die Schmitt theorisiert, sind Staat, Individuum und indirekte Gewalten bzw. Mächte der Gesellschaft (Gewerkschaften, Parteien und Kirche). In der Weimarer Republik bzw. im Liberalismus werde der Staat zur Beute der Gesellschaftsmächte (vgl. 116ff.). Schmitt geht es unter der Formel vom Totalen Staat um eine Transformation dieser Mächte der Gesellschaft in direkte Mächte des Staates. Genau dies ist aber der harte Kern des faschistischen Volksgemeinschaftsprojektes: die Zerschlagung der Arbeiterparteien, die Auflösung der Gewerkschaften und die korporatistische Einbindung der Arbeiter durch die Deutsche Arbeitsfront, das Heranrücken der Kirchen an den Staat. Hierher gehört auch Schmitts Bemühen um eine Rechtsstaatlichkeit des Nationalsozialismus — von Maschke als Versuch eines Dammbaus gewertet —, denn das kapitalistische Privateigentum verlangte bei dieser Ausweitung der staatlichen Macht nach Garantien.

Aufschlußreich ist, wie Maschke versucht, Schmitts Antisemitismus zu rechtfertigen. Schmitt zufolge scheidet das Konzept von Hobbes daran, daß er die Individuen mit einer inneren Sphäre ausstattet, auf die der Staat keinen Zugriff hat. Dieser Innenraum werde zur Keimzelle der Unterscheidung von Staat und individueller Freiheit, an der im Liberalismus der Mythos vom Staat als der Großen Maschine scheitert. Für Schmitt ist es eine systematische Kette jüdischer Interventionen, die diesen Keim zur Entfaltung bringt. »Schon wenige Jahre nach dem Erscheinen des 'Leviathan' fiel der Blick des er-

sten liberalen Juden [Spinoza; d. Verf.] auf die kaum sichtbare Bruchstelle. Er erkannte in ihr sofort die große Einbruchstelle des modernen Liberalismus« (86). Am Ende steht der preußische Staatstheoretiker und Rechtsphilosoph Julius Stahl. »In der folgerichtigen Weiterführung der großen geschichtlichen Linie, die von Spinoza über Moses Mendelsohn in das Jahrhundert des 'Konstitutionalismus' führt, hat er sein Werk als jüdischer Denker jedenfalls getan und, um im Bild zu bleiben, sein Teil dazu mitgewirkt, einen lebenskräftigen Leviathan zu verschneiden.« (109f.) Maschke versucht nicht, den Antisemitismus zu leugnen, vielmehr will er mit der These vom Zwang zur »Selbstschutztechnik« (209) ein möglichst ehrbares Motiv finden; zum anderen will er in historisch-philologischer Kleinarbeit den Antisemitismus von innen her auflösen. »Die antisemitische Komponente ... ist im 'Leviathan' mit beträchtlicher Subtilität aufgehoben, einer Subtilität, die den geschichtlichen Kern der Problematik birgt.« (208). Maschke versucht nachzuweisen, daß Schmitt Spinoza korrekt interpretiert habe (vgl. 210) und daß Schmitts Stellung zu Stahl durchaus widersprüchlich war (vgl. 226). Toldreist wird die Sache allerdings, wenn Maschke hinter der antisemitischen Polemik gegen Moses Mendelsohn eine Kritik an Hitler entziffern will (vgl. 219). Da wird die Philologie endgültig zur Brechstange.

Eine tragfähige Bewertung des Schmittschen Antisemitismus wird m.E. folgendes zu berücksichtigen haben: 1. Schmitt theoretisiert den Faschismus. 2. Er verknüpft seine Hauptgegner, den Liberalismus, den Humanismus und die Aufklärung, mit dem Antisemitismus. 3. Der Antisemitismus ist für seine Theorie allerdings nicht konstitutiv. Schmitt versucht eine Theorie des Faschismus zu entwerfen, die ohne den Antisemitismus auskommen kann. Mag sein, daß es sich bei Schmitts Antisemitismus um eine Verkaufsstrategie für sein Konzept handelt, die die herrschenden Kräfteverhältnisse in ihr Kalkül einbezog, und die nach dem Faschismus gewechselt wird. Aber wäre ein opportunistischer Antisemitismus ein guter Antisemitismus?

Hier wird nicht nur Schmitt-Philologie verhandelt. In der gegenwärtigen krisenhaften Umstrukturierung der Produktionsweise droht das wachstumsorientierte Integrationsmodell zu zerbrechen; die Loyalität zum Staat schwindet. Maschke macht mit Schmitt das Angebot: autoritärer Staat. Das ist in der Bundesrepublik noch nicht die herrschende Formation, aber hier werden schon die Denkräume, Traditionen und Stellungen für den Fall ausgearbeitet, daß die gegenwärtigen Wendeversuche scheitern sollten.

Gerwin Klinger (Berlin/West)

Kondylis, Panajotis: Macht und Entscheidung. Die Herausbildung der Weltbilder und die Wertfrage. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1984 (129 S., Ln., 24,- DM)

Der Autor ist Privatdozent in Athen und Heidelberg, hat im Klett-Cotta Verlag Bücher über Dialektik und Aufklärung veröffentlicht und Beiträge zum Lexikon »Geschichtliche Grundbegriffe« geschrieben. Im vorliegenden Buch stellt er seine eigene Theorie vor, zu deren Kernbegriff er die »Entscheidung (de-cisio)« (14) erklärt. Sich entscheiden sei ein Absonderungsvorgang, der ein Weltbild entstehen lasse, das die zur Selbsterhaltung nötige Orientierungsfähigkeit garantieren könne. Selbsterhaltung wird dabei wie selbstverständlich als Machterhaltung gedacht. Und die läßt sich auf Dauer nur durch »handfeste Machtsteigerung« (34) durchsetzen — wobei diese als biologische Notwendigkeit betrachtet wird. Jedes andere Entscheidungsobjekt wird in dieser Konstruktion — die auf Carl Schmitt zurückgeht — zum existentiellen Feind. Zu dessen Niederringung bedarf es der Einsicht in das Funktionieren von Herrschaftsmechanismen, die der Autor fast in der Art einer Betriebsanleitung darstellt. Herrschaft wird begriffen als Unterwerfung aller, auch des Herrschers, unter eine höhere, jenseitige Instanz, der alle dienen, womit auf dieser Ebene formale Gleichheit hergestellt ist.

Seine eigene Theorie behauptet der Autor als eine wertfreie, da sie »keine Feinde hat

— weil sie m.a.W. auf die aktive Teilnahme am Leben verzichtet« (123). Wie sich dies im Rahmen seiner Theorie mit dem doch so existentiellen Selbsterhaltungstrieb bzw. Machterweiterungsstreben verträgt, verrät der Autor nicht.

Ralf Schlechtweg (Berlin/West)

Taureck, Bernhard: Die Zukunft der Macht. Ein philosophisch-politischer Essay. Verlag Königshausen und Neumann, Würzburg 1983 (77 S., br., 16,80 DM)

Taureck ist vom Ungenügen an den Unterscheidungen zwischen Macht und Gewalt namentlich im Hinblick auf Nietzsches Machtwillenlehre zu einer Unterscheidung innerhalb des Machtbegriffs selbst gelangt, die er für weitreichend genug hält, sie in den weltpolitischen Raum zu projizieren. Er unterscheidet in einem ersten, analytischen Teil zwischen instrumenteller Macht als dem Mittel zweckhafter Handlungen und gesteuerter Handlungszusammenhänge und andererseits einer Macht, die die Einheit von Selbstverfügung, Selbstbeschränkung und Fremdbeschränkung darstelle. In dieser Einheit ist Macht mit der Bedingung interpersoneller Freiheit identisch, ja schon deren Realität. Da Macht in diesem, »essentiell« genannten Sinne als Grundvollzug menschlichen Zusammenlebens immer schon tendenziell realisiert sei, ist sie notwendig auch wirklich, ja der instrumentellen Macht als der nur virtuellen Möglichkeit des Handelns »ethisch vorgeordnet«. Macht ist dieses Verhältnis aber darin, daß es ein sowohl restriktives als auch freisetzendes Verfügen über eigene Willens- und Handlungspotentiale wie auch über die der Mitmenschen beinhaltet. Es enthält in sich aber auch eine Spannung, die Taureck später am zwischenstaatlichen Bereich als weltpolitische Konstellation aufzuweisen sucht: die zwischen »Voluntarismus« (Selbstverfügung als Integration nach innen und Machtpolitik nach außen) und Vernunftgebot oder »Rationalismus« (Selbst- und Fremdbeschränkung als Streben nach einer Weltfriedensordnung, bei den westlichen Staaten einhergehend mit Vernachlässigung der geistig-moralischen Integration bzw. mit geistigem Mandatsverlust).

Anders denn per analogiam ist die am personalen Modell, nämlich bewußtseinsphilosophisch gewonnene Vorstellung »essentieller Macht« natürlich nicht auf Staatsgebilde zu übertragen. In Verfolg dieses Vorhabens zielt Taureck auf eine strukturelle Isomorphie zwischen personaler und staatlich-gesellschaftlicher Identität ab, wobei er den Identitätsbegriff als Einheit der Bewußtseinshandlungen eines Subjekts auslegt; in dieser Bedeutung fällt er mit Selbstverfügung und der »Befähigung, dem Bewußtsein Inhalte zu verschaffen« (45f.) in eins. Von daher versteht sich die Diagnose, die er den westlichen Demokratien stellt: Wenn Selbstverfügung, Identität oder auch »Selbstgegenwart« das sinnbildende Kernstück »essentieller Macht« darstellt, dann stecken die westlichen Demokratien in einem »machtpolitische(n) Dilemma zwischen möglicher Unregierbarkeit und möglicher Gewaltherrschaft« (33), im Kern verursacht durch eine Praxis von Politik als instrumenteller Machtausübung. Warum? Die prinzipienlos betriebene, also pragmatisch-instrumentelle »Selbstverfügung« des Staates über seine »Inhalte«, bei Verlagerung des Schwerpunktes politischen Handelns auf die Außenpolitik, kann schließlich nicht mehr funktionieren, wenn partikulare Gruppen (die mit dem Identitätsverlust nicht einverstanden, aber selbst »orientierungslos« sind) »Machtblockierung« ausüben. Da der Staat aber schließlich existieren muß, kann er dann genötigt sein, zur vollen Ausschöpfung seiner instrumentellen Machtmittel, zum autoritären Regime — z.B. in Form einer Militärdiktatur — überzugehen. Das ist die moderne Version dessen, was Oswald Spengler (von dem unser Autor ansonsten aber wenig hält) »Formlosigkeit« der Macht und »Cäsarismus« als zivilisatorisches Endstadium einer Kultur nennt. Taureck meint es freilich nicht morphologisch: dem Philosophen geht es ja um letztgültige Prinzipien! Der gegenwärtige Zustand läßt erst die Gefahr solcher Extreme erkennen, ist aber bereits durch ein allgemeines »Sinnlosigkeitsbewußtsein« gekennzeichnet, gegen das eben die

Verwirklichung der »essentielle Macht« genannten Triade hülfe. Wie kann es dahin kommen?

»Die Lösung wird dadurch zunächst erschwert, daß die essentielle Macht bereits verwirklicht ist, jedoch nur in jeweils partieller Form: Ein Internationalismus der Selbst- und Fremdbeschränkung einerseits und eine umfassende Selbstverfügung andererseits« (34). Wieso das partiell Essentielle, das denn doch aufs Instrumentelle hinausläuft, dann noch essentiell sein soll, fragt sich der Leser vergeblich. Wie dem auch sei, der Witz, den der Verfasser anzubieten hat, liegt auf der Ebene seiner begriffsanalytischen Strukturbeschreibungen: er postuliert eine Art »Mitte« zwischen den Extremen (35) bzw. die Synthese von (identitätsstiftender) Selbstverfügung und (friedens- und freiheitsgarantierender) Selbst- und Fremdbeschränkung, die damit vom militärischen Prinzip der möglichen Fremdvernichtung abrücken müßte. Die Chance zur Verwirklichung sieht er aufgrund eines logischen Gedankenexperiments gegeben: weil nämlich die Machtgebilde des »Voluntarismus« und des »Rationalismus« sich »beide als ihr entgegengesetztes Prinzip benötigen« (63). Wieso sich das Universelle durchsetzen können muß, formuliert der Autor allen Ernstes so: »Die Chance, daß die essentielle Macht ungeteilt Grundlage der Weltpolitik wird, besteht, weil ein Gegeneinander von Voluntarismus und Rationalismus einen Sinnverlust zur Folge hätte. Die ungeteilte essentielle Macht als gemeinsame politische Welt würde dagegen im Bewußtsein der Völker einen Sinnzuwachs erbringen.« (34) — Die spannende Frage: Wo bleibt die instrumentelle Macht? löst Tauereck mit der formalen Entschlossenheit des Systemtheoretikers, der alles, was sein Begriffsinventar ihm liefert, auch irgendwie unterbringt; er überläßt sie einfach der Wirtschaft, mit deren Kontrolle der Staat nur noch »indirekt« instrumentelle Macht auszuüben hätte ... Und für all das findet er auch schon Symptome eines sich abzeichnenden Wandels.

Dies ist nicht nur ein modernes Fossil philosophischer Reflexion und ein Satyrspiel auf die idealistischen Traditionen der Bewußtseinsphilosophie; als philosophische ist hier Systemtheorie zum Verschiebebahnhof von Begriffsinhalten geworden.

Ansgar Hillach (Frankfurt/M.)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Wodak, Ruth: *Hilflose Nähe?* Mütter und Töchter erzählen. Eine psycho- und soziolinguistische Untersuchung. Franz Deuticke Verlag, Wien 1984 (253 S., br., 64,- DM) Zwischen Müttern und Töchtern besteht häufig eine »hilflose« Nähe, ein Spannungsverhältnis von Symbiose und Individuation, Zirkel von Liebe und Schuld, bedingt durch die Instanz Familie, durch Ideologien von Mutterschaft und Frausein und durch Erziehungsstil und Lebenszufriedenheit der Mutter. Ausgehend davon, daß die Mutter Sozialisationsinstanz, Identitäts- und Spracherwerbsmodell ist, will Wodak am Sprechstil der Töchter feststellen, inwieweit sich daran die Mutter-Tochter-Beziehung ablesen läßt.

Sie ließ 104 Kinder (12/13 Jahre alt) in drei Schulen einen Aufsatz zum Thema »Meine Mutter und ich« schreiben, machte kurze standardisierte Interviews mit den Mädchen sowie Tiefeninterviews und Gießentests (zur Einschätzung der Persönlichkeitsstruktur) mit 30 Müttern. Zunächst stellt sie einen großen Unterschied zwischen den Aufsätzen der Mädchen und den der Jungen fest: letztere produzieren Beschreibungen des Alltags der Mutter, Thema ist ihre Hausfrauentätigkeit, Gefühle drücken sie nonverbal mit gemalten Bildern und verschiedenen Farben aus; die Mädchen wählen dagegen szenische, narrative oder/und reflexive Texte, sie thematisieren die Beziehung zur Mutter. Fazit: die Beziehung zur Mutter bedingt unterschiedliche Texttypen (Wodaks Theorie der Textplanung: alternative Strategien der Weltaneignung schlagen sich sprachlich, inhaltlich und strukturell nieder, 42). Nun wendet sie sich den Mädchenaufsätzen zu und findet

heraus, daß die Konsistenz eines Textes von Thema und Texttyp abhängt, diese wiederum von der Art des Konflikts bzw. der Beziehung. Einfluß darauf haben Erziehungsstil, Familienstruktur und Persönlichkeit der Mutter (Schichtenzugehörigkeit und mütterliche Berufstätigkeit scheinen keine Rolle zu spielen). Viele positive Adjektive im Aufsatz korrelieren mit liberalem Erziehungsstil und positiver Mutter-Beziehung. Partikeln (z.B. »eigentlich«) treten häufig im reflexiven Text auf, bei ambivalenter bis negativer Beziehung zur Mutter bzw. restriktivem Erziehungsstil. (Eine Tochter schreibt: »Meine Mutter behandelt mich eigentlich nicht wie ein Kind.«) Neben Unsicherheit bedeuten Partikeln ambivalente Gefühle. (Eine Mutter im Interview auf die Frage: »Haben Sie Schwierigkeiten mit Ihrer Tochter?« — »Na, eigentlich net.«) Die Argumentation im reflexiven Text ist bei starkem Konflikt widersprüchlich; bei bruchloser konsistenter Argumentation schimmern häufig Schuldgefühle der Tochter durch. Auf der Ausspracheebene wendet Wodak ihre Theorie der sozialpsychologischen Variation an (d.h. der/die Sprecher/in wechselt die Aussprache je nach Aufmerksamkeit, Involviertheit und Inhalt des Gesprächs oder Themas, Sicherheit im Umgang mit der Situation und anderen Faktoren). Die Mütter variieren mehr, benutzen im ganzen häufiger Dialektformen; auf »neutrale« Fragen (nach Alter, Beruf usw.) antworten sie weniger im Dialekt als bei »emotionalen« Themen. Bei stark konflikthafter Mutter-Tochter-Beziehung gibt es auf der Ausspracheebene große Unterschiede, bei positiver Mutter-Tochter-Beziehung sind die Unterschiede — besonders im neutralen Stil — weniger auffällig als bei einer negativen Beziehung. Ein interessantes Einzelergebnis gibt es: während alle anderen Töchter einen formaleren Stil als ihre Mütter sprechen — was sicher auch damit zu tun hat, daß sie in der Institution Schule interviewt werden —, verwenden Töchter der unteren Mittelschicht (UM) in Oppositionshaltung mehr Dialekt als die Mütter. (Nach bisherigen soziolinguistischen Untersuchungen sind es gerade aufstrebende junge Frauen der UM, die am intensivsten versuchen, »Hochdeutsch« zu sprechen!)

Wodaks Anspruch und Forschungsinteresse sind für die Psychologie für die Soziolinguistik innovativ, die Einbeziehung sowohl der gesamten Textebene wie differenzierter außersprachlicher Variablen kann sich in diese Disziplinen nur fruchtbar auswirken. Ihre Durchführung jedoch ist mangelhaft: sie behandelt die Variablen zu oberflächlich und nimmt ihre Ergebnisse auf der Ausspracheebene nicht ernst. Sie übersieht die kontra-implikativen Ergebnisse der Variablenuntersuchung. Entweder deuten sie auf einen gar nicht spontanen Sprachgebrauch der Mütter hin, auf eine falsche Konstruktion von Wodaks Variablenregel oder aber auf die Notwendigkeit, die lautliche und Wortschatzumgebung mit zu analysieren. — Sie übersieht inhaltliche Klischees und Stereotype in den Aufsätzen der Jungen, denen sie unterstellt, sie enthielten keine. (»Danach gehe ich noch mit meinem Freund in den Park. Meine Mutter liest oder näht etwas. ... nach dem Fernsehen gehe ich schlafen. Meine Mütter wäscht danach das Geschirr ab und dann geht sie auch schlafen.« Woher weiß der Junge, was die Mutter in seiner Abwesenheit tut? Wodak aber schreibt: »Klischees tauchen nicht auf.« (90) Mit den Fragestellungen »Wie wird mit der Mutter-Kind-Beziehung umgegangen?« und: »Werden Konflikte ausgetragen?« hätte sie auch Jungenaufsätze anders miteinbeziehen können.

Wodak untersucht ihr reichhaltiges faszinierendes Material nicht offen genug; sie nutzt Teile daraus, um ihre Thesen zu illustrieren. Claudia Gdaniec (Berlin/West)

Sollmann, Kurt: Literarische Intelligenz vor 1900. Studien zu ihrer Ideologie und Geschichte. Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1982 (307 S., br., 35,- DM)

Zur Analyse der historischen Bedingungen und der spezifischen ideologischen Formen des Übertritts bürgerlicher Intellektueller in die Organisationswelt der Arbeiterbewegung und der Widersprüche, die aus diesem komplizierten Integrationsprozeß resultieren, sind erst in wenigen Untersuchungen Ansätze entwickelt worden, die sich aber vor allem

auf den Zeitraum der Weimarer Republik beziehen. Das vorliegende Buch zur Soziologie und Ideologiegeschichte der deutschen Schriftsteller aus dem Umkreis des Naturalismus soll zugleich die »Ursachen und Bedingungen der Anlehnung der literarischen Intelligenz an die Sozialdemokratie« aufdecken und die Qualität sozialdemokratischer intellektuellenpolitik, ihre »Einschätzung und Bewertung der ideologischen Muster der Literaten« (6) hinterfragen, um schließlich »Ansätze einer Sozialpsychologie der literarischen Intelligenz in einer konkreten historischen Situation politisch-ideologischer Veränderungen« (26) zu entwickeln.

Die Revolte der naturalistischen Schriftsteller gegen die Saturiertheit ihrer Ursprungsklasse bildet ein zutiefst ambivalentes Phänomen: das individualistisch-anarchistische Selbstbewußtsein dieser Intellektuellengruppe orientiert sich einerseits an der Arbeiterbewegung und gerät andererseits aber in einen unlösbaren Konflikt mit der Organisationsform und der »realpolitischen« Praxis der sozialdemokratischen Partei. In der Opposition der »Jungen« in der SPD artikuliert sich dieser Konflikt, der die Literaten entweder zum revisionistischen Flügel der Partei führt oder zum endgültigen Bruch mit der Arbeiterbewegung und vielfach zu nationalistischen, völkischen und präfaschistischen Positionen treibt. — Kurt Sollmann analysiert die Erscheinungsformen und Entstehungsur-sachen dieser zwiespältigen Revolte sehr überzeugend. In einer äußerst materialreichen Darstellung arbeitet er das Grundmotiv der intellektuellen Opposition heraus: Mit dem Auftreten des freien Schriftstellers und seiner Trennung vom Publikum, seiner Unterwerfung unter die Marktgesetze und die Kriterien effektiver Verwertbarkeit gerät die literarische Intelligenz in Konfrontation zu dem Publikumsgeschmack eines saturierten Bürgertums, das sich vor allem zu trivialen Genres hingezogen fühlt. Ihre Identifikation mit dem Proletariat wird nun dadurch motiviert, daß die Literaten ihre eigene Unterdrückung durch den Verleger — als die Instanz der Marktgesetze — analogisch auf die Ausbeutung der Arbeiterklasse im kapitalistischen Produktionsprozeß übertragen, wobei der »bürgerschreckende Reiz des Illegalen« (93) die Anti-Bürgerlichkeit der Literaten mit dem Antikapitalismus der (bis 1890 verbotenen) SPD verbindet. Die Aufhebung der eigenen Funktions- und Bedeutungslosigkeit bildet dabei das zentrale Motiv der sozialdemokratischen Orientierung bei den naturalistischen Schriftstellern.

Die Gründe für den schließlichen Bruch zwischen der Partei und den Intellektuellen analysiert Sollmann wiederum überzeugend; er zeigt, daß sie sowohl in der Widersprüchlichkeit einer Revolte zu suchen sind, die mit der Aufhebung intellektueller Marginalität zugleich den Führungsanspruch der Intelligenz innerhalb der politischen Organisation durchzusetzen versucht, als auch in der politischen Praxis einer zunehmend parlamentsfixierten SPD.

So überzeugend aber Sollmanns ideologiegeschichtliche Analyse auch ist, so abstrakt und schematisch bleibt die Verbindung dieses Gegenstandsbereichs zu der Darstellung der literarischen Praxis der Naturalisten und der Formmerkmale ihrer Dichtung. Seine ideologiekritische Interpretation des literarischen Materials präsentiert die Werke — ohne präzisere Textinterpretationen — stets nur als »Ausdruck« einer ideologisch-weltanschaulichen Position. Dieser Teil der sonst sehr lebendig geschriebenen Arbeit ermüdet den Leser durch die ständige Wiederholung des Immer-Gleichen: »Subjektivismus«, »Objektivismus«, »Individualismus«, »Halbherzigkeit« werden immer wieder an — nur kurz vorgestellten — Werken identifiziert und aufgezeigt.

Die Basis dieses literaturwissenschaftlichen Abstraktionismus ist schon in der ideologietheoretischen Grundkategorie des Autors angelegt: Die Kategorie des »Warenfetischismus« ist in einer *historischen* Untersuchung ideologischer Formen zu abstrakt, um die konkrete Übersetzung historisch-gesellschaftlicher Prozesse in ihre ideellen Formen zu begreifen. Sie ist verführerisch als »dues ex machina« des Forschungsprozesses, der immer dann eingreift, wenn die Ursachen und Mechanismen *imaginärer* Lösungen ge-

sellschaftlicher Widersprüche sich der direkten Zurückführung auf ihre materiellen Bedingungen verschließen. Doch der Rückgriff auf die immer gleiche Struktur des Bewußtseins, wie sie der Warenfetischismus für die kapitalistische Produktionsweise *allgemein* begrifflich fixiert, kann die konkrete Analyse der Bedingungskonstellation, aus der heraus sich die historisch spezifischen ideologischen Formen entwickeln, ebenso wenig ersetzen wie die konkrete Analyse des spezifischen Gegenstands einer literaturgeschichtlichen Untersuchung, der ästhetischen Form der Werke. Armin Steil (Marburg)

Sieß, Jürgen (Hrsg.): Widerstand, Flucht, Kollaboration. Literarische Intelligenz und Politik in Frankreich. Campus Verlag, Frankfurt/M. und New York 1984 (220 S., br., 38,- DM)

Die Titelbegriffe sind »nicht historisch« gemeint, sondern sollen »Grundhaltungen der Intellektuellen« (8) bezeichnen; über die Literaturverhältnisse in Frankreich zwischen 1933 und 1945 erfährt man daher nur wenig. Ausnahmen sind der informative Abriss von *Richard* zur Entwicklung der liberalen Literaturzeitschrift »Nouvelle Revue Française« zwischen 1925 und 1940 (90ff.) und die Untersuchung des Deutschlandbilds in der französischen Literatur der Jahre 1900-1934 von *Zimmermann* (124ff.). Die meisten Beiträge konzentrieren sich auf einzelne Schriftsteller (Istrati, Malraux, Nizan, Brassillach, Céline, Sartre); die Zielsetzung des Bandes formuliert der Herausgeber mit dem Anspruch, gegen schematische politische Einordnungen die »Spannungen, Brüche und Widersprüche« (9) bei den einzelnen Autoren herauszuarbeiten.

Zwei Beiträge setzen sich mit den »revolutionären Romanen« der 30er Jahre auseinander. *Flügge* will gegen die verbreitete Vorstellung von Malraux als dem Prototyp des »engagierten Schriftstellers« nachweisen, daß die Triebkraft seiner vielfältigen Aktivitäten im »Ästhetizismus« (48), im »(Macht-)Rausch am eigenen Wort« (51) zu finden sei. Dies gelte auch für seine politischen Romane, bei denen es sich um »politisch drapierten Eskapismus« (56) handele. Hinter den politischen Themen machte Flügge einen »todesüchtigen und ultrapessimistischen Kern« (56) aus, der freilich nicht nur punktuell an den Romanen nachgewiesen, sondern vor allem mit Hilfe von Zitaten aus zeitlich früheren bzw. späteren Texten belegt wird — ausgehend von der (unbefragt vorausgesetzten) Annahme, bei Malraux sei zeitlebens die gleiche Haltung vorherrschend gewesen. Das Imaginäre, Phantastische in Malraux' Romanen wird dem »wirklichen Handeln« (57), der »wirklichen Erfahrung« (59) gegenübergestellt — als wäre Literatur nur in biographischer Form legitim. Malraux erscheint in dieser Perspektive als Urheber einer »Farce von gigantischem Ausmaß« (61), verwunderlich bleibt Flügge die damalige wie heutige Wirkung seiner Romane. — *Sieß* konzentriert seinen Beitrag auf Nizans Roman »Le cheval de Troie«, den er auf die Darstellung des Verhältnisses von Arbeitern und Intellektuellen hin untersucht. Als wesentliches Strukturmerkmal hebt er hervor, daß der »lehrerhafte Duktus« (76, 81) des positiven Helden (des kommunistischen Intellektuellen Bloyé) vom Erzähler nicht relativiert wird — Held und Erzähler stützen sich wechselseitig mit revolutionären Sätzen, die den Nachweis liefern sollen, »das Proletariat sei auf die Intellektuellen angewiesen« (85). Die bei Nizan (wie bei Malraux) zu beobachtende Verbindung von »revolutionären« mit »existentialistischen« Motiven (82f.) scheint eines der zentralen Artikulationsmuster der Literatur dieser Zeit zu sein, dessen (ideologische?) Wirkungen zu untersuchen bleiben.

Zwei weitere herausragende Romanciers dieser Zeit, Céline und Sartre, werden vor allem als Ideologen vorgestellt. *Morand-Deviller* untersucht die antisemitischen Pamphlete Célines aus den Jahren 1936-40 und beschreibt seine Perspektive eines »populistischen Sozialismus« (150). Gegen ihre Gegenüberstellung von bedeutendem Romancier und fragwürdigem Ideologen (163) wendet sich *Richard* in einem Anhang, um gegen diese bis heute vorherrschende Rezeption (165ff.) die These zu vertreten, Célines faschi-

stische Tendenzen seien auch für seine Romane konstitutiv (168f.). — *Durand* skizziert die verschiedenen Etappen des Sartreschen Engagements vom Spanischen Bürgerkrieg bis zur Studentenbewegung, um die Veränderung seiner Vorstellung von den Aufgaben des Intellektuellen herauszuarbeiten. Im Gegensatz zur politischen Entwicklung bleibt die Veränderung von Sartres Philosophie unklar, da die Darstellung in einer Vielzahl von schillernden Kategorien versinkt (190ff.). Deutlicher wird Sartres Konzeption im abschließenden Aufsatz von *Harth*, der verschiedene Theorien über die soziale Funktion der Intelligenz vergleicht. Sartre und Gramsci werden hier als marxistische Theoretiker der Wissenssoziologie (Mannheim, Julien Benda) und der Systemtheorie (Parsons, Gehlen) gegenübergestellt. Sartre gilt als derjenige, der den »Universalitätsanspruch der Intellektuellen« als letzter selbst repräsentierte und als erster nach dem Mai 1968 selbst in Frage stellte (213f.). Der damit angedeutete Funktionswandel der Intellektuellen wird mit Verweisen auf Foucault, die »Nouveaux Philosophes« und Pasolini illustriert, aber noch nicht theoretisch verarbeitet — hier läge Stoff für einen Folgeband zur »aktuellen Diskussion über den Statuswandel der Intellektuellen« (7). Der Nutzen dieses Bandes liegt eher darin, daß wichtige — bei uns weithin unbekannte — Autoren mit ihren Vorstellungen zum Verhältnis von Literatur und Politik einführend vorgestellt werden.

Eckhard Volker (Berlin/West)

Tristan, Flora: Meine Reise nach Peru. Hrsg. und übersetzt von Friedrich Wolfzettel. Societätsverlag, Frankfurt/M. 1983 (381 S., Ln., 32,- DM)

Bemerkenswert ist diese Ausgabe nicht nur, weil sie endlich eine der interessantesten (und am meisten verdrängten) Autorinnen des französischen 19. Jahrhunderts auf deutsch zugänglich macht, sondern auch, weil Wolfzettels Edition ausführlicher ist als selbst die (wenigen) Nachdrucke in der Originalsprache. Flora Tristan, 1803 geboren (Mutter Französin, Vater aus spanisch-peruanischem Adel), durch biographische Verwicklungen die Großmutter Gaugins, ist zusammen mit George Sand die entscheidende frühsozialistisch orientierte Autorin einer literarisch-politischen Avantgarde. 1833 reist sie, völlig mittellos, nach Peru im (durch Intrigen jämmerlich scheiternden) Versuch, bei ihrem Onkel einen Teil des väterlichen Erbes einzutreiben. »Pérégrinations d'une paria« heißt ihr fünf Jahre später erschienener Reisebericht, »Pilgerfahrten einer Ausgestoßenen«: begrüßt von der ländlichen Gastfreundschaft und von Flößen, von einer sklavenhaltenden Männergesellschaft nicht akzeptiert, aber das Land durchreitend und, kurz nach seiner Unabhängigkeit, es aus einer nicht-naturwissenschaftlichen (wie sonst) Perspektive beschreibend. — Die kluge Einleitung und die Anmerkungen Wolfzettels situieren Flora Tristan ausführlich im Kontext der französischen Entwicklung, berücksichtigen jedoch nicht ihren eminenten Einfluß in Lateinamerika, der entscheidend zur Verbreitung französisch-frühsozialistischer Ideen beiträgt: bedauerlicher Mangel einer ansonsten rundum begrüßenswerten Editionsinitiative. Thomas Bremer (Gießen/Paris)

Bollenbeck, Georg: Oskar Maria Graf in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1985 (158 S., br., 9,80 DM)

Nicht nur Graf selbst, einst ein berühmter Autor, wegen seines langen Exils ziemlich verschollen, ist in den letzten Jahren wieder sehr im Kommen. Auch die Forschung nimmt sich immer mehr des Autors an, der früher als zu einfach, schlechthin kunstlos galt (für viele Germanistische Seminare ist er das heute noch), dessen Werk aber nicht weniger Probleme aufgibt als das von Horváth, Fleisser, Seghers oder Jung. An Kritikern und Befürwortern hat es Graf nie gefehlt. Pfanner verzeichnet in seiner Bibliographie bis 1975 über zweitausend Rezensionen und Artikel. Die wissenschaftlichen Untersuchungen stammten bisher überwiegend aus der DDR und den USA; das scheint sich zu ändern. Allein an der FU Berlin sind mindestens acht Untersuchungen über Grafs Werke

in Arbeit, fünf oder mehr in den letzten zwei Jahren fertig geworden. Anscheinend ist er doch mehr als ein Unterhaltungs- oder »Provinzschriststeller«. Aber selbst die Alltäglichkeit seiner Geschichten, seine Provinzialität, sein Plädoyer für den Provinzialismus verdienen gründliche Analysen. Sie haben es in sich.

Zusammenfassend über Leben und Werk dieses gründlich literarisierten, nur wenig amerikanisierten bayrischen Bauernburschen gab es bisher nur Recknagels Buch, 1974 erschienen, inzwischen in 3. »verbesserte« (minimal verbesserte) Auflage. Recknagel, Bibliothekswissenschaftler in Leipzig und durch sein vorangegangenes bahnbrechendes Traven-Buch bekanntgeworden, hat akribisch geforscht und kombiniert. Seine Informationen sind mit wenigen Ausnahmen zuverlässig. Sie ergeben ein anschauliches, gut ausgewogenes Bild von der biographisch verworrenen und doch politisch ziemlich klaren Entwicklung Grafs. Das Problem sind Recknagels Wertungen. Der Anarchist und eigenwillige Schriftsteller wird zerlegt in einen Anteil von »richtigen«, d.h. dem realen Sozialismus entgegenkommenden Urteilen, Gestaltungen und Perspektiven und einen Rest, den man z.T. eben noch erklären und ihm verzeihen kann.

Hier setzt Bollenbeck an und macht es besser. An die von Recknagel eruierten Fakten hält er sich weitgehend, schätzt auch Grafs Fortschrittlichkeit und seinen politischen Verstand in der Auseinandersetzung mit der finsternen deutschen Geschichte ziemlich ähnlich ein und kommt dabei mit einem Drittel von Recknagels Buchseiten aus. Ein paar wichtige Lebenszeugnisse (z.B. den Krankenbericht aus der Irrenanstalt Haar) und weitere Stimmen von Wegegefährten hat er ausfindig gemacht. Die Bilder sind dem Graf-Kenner zumeist nicht neu, doch sind in Bildform manche witzige Kommentare in den durchgängig ernsten Text eingebaut. Bollenbeck will aber über die einzelnen Fakten und Stationen von Grafs Leben hinauskommen, will einen Begriff von der Einheit dieses widerspruchsvollen Lebens und Lebenswerks gewinnen. Er sucht den roten Faden nicht in Grafs Reaktionen auf die miterlebten sozialen Zustände und politischen Zuspitzungen, sondern in seiner produktiven Verarbeitung des »Erfahrungsfonds«, den er als Junge vom Lande und geprügelter Bäckerlehrling, als Ausreißer und Bohémien, als Soldat, Kriegsdienstverweigerer, Selfmadeliterat mit einem Ideal vom Dichterdasein im Kopf mitgebracht und sein Leben lang bewahrt hat. Die Art der Verarbeitung, die gekonnte behagliche (manchmal auch äußerst unbehagliche) Ausgestaltung einer überschaubaren epischen Totalität, sieht er vor allem darauf gegründet, daß Graf etwas zu erzählen hatte und daß er von einem großen Wahrheitswillen angetrieben wurde, auch wenn er damit sich und anderen weh tat. Bollenbeck sieht hier sein Muster des volkstümlichen, nicht idyllischen, sondern kritischen Erzählens erreicht, einen praktischen Protest gegen die Zerspaltung der Literatur in ernste und nur unterhaltende. Er kritisiert dann manche Werke, vor allem »Das Leben meiner Mutter«, doch wieder mit den Maßstäben der »hohen« Kunst und etikettiert die Machart der von ihm hochgelobten Werke nach meiner Einschätzung zu rasch als »altmodisch«. Vielleicht wird man doch noch länger und geduldiger über Graf schreiben müssen. Aber an dem zupackenden, konzisen, genau analysierenden und reflektierenden kleinen Werk von Bollenbeck kommt man dabei nicht vorbei.

Gerhard Bauer (Berlin/West)

Riemann, Wolfgang: Das Deutschlandbild in der modernen türkischen Literatur. Verlag Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1983 (X, 133 S., br., 48,- DM)

Gegenstand der Untersuchungen sind literarische Texte, die im Zeitraum von ca. 1890-1980 entstanden sind. Berücksichtigt werden Reiseberichte und belletristische Texte (Romane, Erzählungen, Gedichte, Theatertexte), allerdings keine Kinder- und Jugendbücher. Riemanns Vorhaben ist, »alle Aspekte des Deutschlandbildes und seine Veränderungen im Laufe der Jahrzehnte zu beleuchten« (IX). Kriterien für die zeitliche und sachliche Gegenstandsabgrenzung werden jedoch nicht genannt. Daher bleibt es unklar,

ob es bereits vor 1890 literarische Zeugnisse zum Thema »Deutschlandbild« gab. Riemanns Vorgehen ist deskriptiv-inhaltsanalytisch orientiert, wobei die Werke ausführlich in Form von Inhaltsangaben, durchsetzt mit zum Teil längeren zweisprachigen Zitaten, vorgestellt werden. In den ersten drei Kapiteln untersucht er Literatur, die »Deutschlanderfahrungen« türkischer Autoren vermittelt, aber thematisch nicht auf die Arbeitsmigration eingeht; die weiteren fünf Kapitel bearbeiten die in der Türkei sogenannte »Deutschlandliteratur«, wobei Riemann den Begriff übernimmt, ohne ihn auf seine Brauchbarkeit für den Untersuchungsgegenstand zu prüfen (vgl. 40). Er unterscheidet begrifflich nicht zwischen Werken, die aus der Sicht der Türkei, und solchen, die aus dem unmittelbaren Erfahrungszusammenhang in der BRD entstanden sind, wie es z.B. in einem von ihm zitierten Aufsatz Pazarkayas geschieht. Das hat zur Folge, daß in der BRD geschriebene Texte, die häufig nur in der Übersetzung erschienen sind, nicht untersucht werden (vgl. 43, Anm.).

Das Verharren auf einer deskriptiven Ebene der Darstellung hat weitere Konsequenzen: 1. Die Auswahl der im Block »Deutschlandliteratur« gesondert porträtierten Autoren ist willkürlich, da eine Reihe anderer ebenfalls hätten aufgenommen werden können, etwa Füruzan, die ein umfängliches Buch von dieser Thematik verfaßt hat, oder auch F.H. Daglarca (vgl. den o.g. Aufsatz von Pazarkaya). 2. In der Zusammenfassung seiner Ergebnisse stellt Riemann fest, daß es »kein einheitliches Deutschlandbild« in der türkischen Literatur gibt (117). Kurz zuvor jedoch resümiert er, alle Autoren meinten, »daß die Deutschen Militaristen sind« (115). Hier zeigt sich, daß Riemanns Untersuchungen da ihre Schwächen haben, wo verallgemeinernde Aussagen getroffen werden. Denn es erscheint recht fraglich, daß ein Autor wie Pazarkaya, der als einer der aktivsten Vermittler zwischen deutscher und türkischer Kultur gilt, umstandslos alle Deutschen als Militaristen ansieht. — Im übrigen beinhaltet das von Riemann in der türkischen Literatur ermittelte Deutschlandbild vornehmlich Darstellungen von Verhaltensweisen der Deutschen, wobei häufig der Kontrast Ausländer/Deutsche als Folie dient (113). Im Vordergrund stehen Eigenschaften wie Arbeitswut, Pflichtbewußtsein, Ordnungsliebe und Pünktlichkeit (112). Wurden diese Eigenschaften vor Beginn der Arbeitsmigration noch positiv gesehen, so fanden sie in Werken der »Deutschlandliteratur« eine kritische bis negative Darstellung (vgl. die Kapitel über Yildiz und Üstün). Riemann meint, daß viele Darstellungen auf Vorurteilen der Autoren beruhen, die kritische Wirklichkeitsaneignung also ihre Barriere im unreflektierten Anderssein hat (vgl. z.B. die Kritik an Yildiz, 76). Gesellschaftskritische Literatur, die auch Vorurteile hinterfragt, ist seltener. Als positive Beispiele werden die Texte von Soysal und Dayioğlu genannt.

Sieht man von den methodischen und theoretischen Mängeln des Buches ab, so hat es gerade für die in der Ausländerarbeit als Kulturvermittler Tätigen aufgrund der langen Zitate und Inhaltsangaben einen praktischen Wert: man erhält einen Überblick, wie die türkischen Literaten das Land sehen, in dem die größte Anzahl Türken außerhalb der Türkei wohnt. Da Riemanns Buch die erste größere Abhandlung zu diesem Thema ist, dürfte es trotz des hohen Preises für diese Zielgruppe von großem Interesse sein.

Hans-Dieter Grünefeld (Oldenburg)

Schierloh, Heimke: Das alles für ein Stück Brot. Migrantenliteratur als Objektivierung des »Gastarbeiterdaseins«. Mit einer Textsammlung. Verlag Peter D. Lang, Frankfurt/M., Bern und New York 1984 (133 S., br., 32,- sFr)

Das Buch enthält neben einer zweiteiligen Einleitung von 40 Seiten eine unkommentierte Sammlung von Prosa- und Lyriktexten vor allem italienischer Autoren. Letztere kann als repräsentativer Querschnitt angesehen werden. Befremdend ist allerdings, daß einmal die Textauswahl nicht begründet wird, zum anderen, daß alle Texte in bereits erschienenen Anthologien oder Eigenwerken der Autoren zugänglich sind.

Die Erwartung des Lesers, hier eine ausführlichere literaturwissenschaftliche Untersuchung vorzufinden, wie sie der Titel des Buches verspricht, wird enttäuscht. Im ersten Teil der Einleitung versucht Schierloh, aus den Folgen der Arbeitsmigration die Bedingungen für die Literaturproduktion abzuleiten. Die Perspektive der langfristigen Niederlassung in der BRD hat dazu geführt, daß die Migranten den zunächst ihr Leben bestimmenden Kulturschock überwinden (12). Eines der fruchtbarsten Ergebnisse dieser Bemühungen sind literarische Texte über das Thema Arbeitsmigration. Diese, meistens in Kleinverlagen veröffentlichten Texte, vermitteln ein Bild vom Leben im »kulturellen Niemandsland«, sind damit Ausdruck eines Selbstfindungs- und Orientierungsprozesses, der gegen die Diskriminierung im Aufnahmeland gerichtet ist (16ff.). Diese Aussagen Schierlohs stützen sich vor allem auf die Publikationen der Reihe »Südwind gastarbeiterdeutsch«. Andere »Strömungen«, etwa die türkischen Produktionen, werden nicht erwähnt. Als Themen der Migrantenliteratur werden u.a. genannt: »Gehen/Bleiben«, »Heimat/Fremde«, das Problem sprachlicher Kommunikation (36, u.ö.). Schierloh stellt fest, daß der unsichere Migrantenstatus (nicht mehr dort/nach nicht hier) häufig in solchen Gegensätzen literarisch wiedergespiegelt wird. Darüber hinaus wird die Textanalyse im zweiten Teil der Einführung jedoch nicht viel weiter getrieben. Sie dient streckenweise eher der Illustration sozialer Fakten.

Die Einleitung vermittelt daher einen nur sehr unvollständigen Überblick eines umfassenderen Literaturprozesses. Da Einleitung und Textsammlung unverbunden nebeneinander stehen, bleibt auch unklar, ob sie eine zusammenhängende Erkenntnisfunktion erfüllen sollen. Insofern bietet das Buch nur einen sehr unzureichenden Einstieg in ein noch weitgehend vernachlässigtes Gebiet der Literaturwissenschaft. Letztlich stehen auch Preis/Umfang in keinem akzeptablen Verhältnis zum literaturwissenschaftlichen Substrat.

Hans-Dieter Grünefeld (Oldenburg)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Reisbeck, Günter: Massenmedien und soziale Probleme. Eine Studie zur Beziehung zwischen psychischen Störungen, psychosozialer Versorgung und der Öffentlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland. Profil Verlag, München 1985 (360 S., br., 35,- DM.)

Wir haben in den letzten Jahren psychische Störungen in einem transaktionalen Rahmen sehen gelernt. Was an psychischen Störungen das störende Element bildet, ist Gegenstand von »Verhandlungen« zwischen dem Subjekt und seiner Umwelt, in die unterschiedliche Interessen (Wünsche, Hoffnungen, Normalitätserwartungen, Ordnungsvorstellungen, Angst) eingehen. Diese Verhandlungen haben ihre Öffentlichkeit, meist eine Mikroöffentlichkeit der an einer Lebenswelt beteiligten Personen, die aber auf Bilder und Definitionen zurückgreifen, die in einer größeren Öffentlichkeit als anerkannte Maßstäbe gelten. Psychische Störungen werden aber zum Teil auch explizit als Gefährdungen der öffentlichen Ordnung und Sicherheit betrachtet und behandelt. Wir haben auch sehen gelernt, daß psychisches Leid nicht einer inneren Entwicklungslogik folgt, sondern wesentlich von den Reaktionen, Deutungen und Aktivitäten geprägt wird, die es in einem gesellschaftlichen System mobilisiert. Das Wissen und die Bilder, die wir von einem Problembereich haben, werden immer zentraler über die vorhandenen gesellschaftlichen Medien verbreiten. Die Medien verbreiten Modelle, wie eine Angelegenheit zu sehen und zu behandeln ist. Gesellschaftliche Interessengruppen kämpfen darum, ihre Modelle über die Medien verbindlich zu machen. Eine Form abweichenden Handelns wie psychische Störungen wird deshalb auch wesentlich durch die Perspektive geformt, die von den Massenmedien angeboten wird.

Auf dem Hintergrund einer solchen allgemeinen Sichtweise des Zusammenhangs von

Massenmedien und abweichendem Verhalten beschäftigt sich Reisbeck seit mehreren Jahren mit der Frage, wie sich dieser Zusammenhang empirisch herstellt und wie wir ihn theoretisch verstehen können. Mit der jetzt abgeschlossenen Untersuchung liegt der wohl erste umfassende deutschsprachige Versuch vor, den Zusammenhang von Massenmedien und abweichendem Verhalten unter Berücksichtigung sozialpsychologischer, klinisch-psychologischer und medientheoretischer Aspekte theoretisch und empirisch aufzuspüren.

Das umfangliche 1. Kapitel gibt einen systematischen Überblick über die sozialwissenschaftliche Diskussion psychischer Störungen. Es expliziert »eine Sichtweise der psychischen Störung, nach der psychische Abweichung aus sozialstruktureller Benachteiligung her abgeleitet werden kann, sowohl was ihren genetischen wie was ihren Prozeßaspekt betrifft« (11). Damit schließt sich Reisbeck einer integrationstheoretischen Position an, die zwischen einer strukturellen und prozessualen Erklärung zu vermitteln versucht. Bezogen auf den ätiologischen Aspekt (der sogenannten »primären Abweichung«) faßt der Autor die wichtigsten Befunde der Sozialepidemiologie ebenso zusammen wie jene aus dem in den letzten Jahren entstandenen Feld der »industriellen Psychopathologie«. Schließlich werden auch der Ansatz und die wichtigsten Ergebnisse der »Life-event-Forschung« vorgestellt. Im Sinne seiner programmatischen Ausgangsformulierung entwickelt Günter Reisbeck dann auch den prozessualen Aspekt unter Berücksichtigung sozialstruktureller Rahmenbedingungen. Das beinhaltet ein theoretisches Modell, das über die klassischen Formulierungen der Labeling-Perspektive hinausgeht.

Zunächst werden die Grundbausteine des klassischen Labeling-Ansatzes noch einmal beschrieben und diskutiert. Reisbeck sieht sein wesentliches Element in der Akzentuierung der gesellschaftlichen Reaktion auf primäre Devianz. Faktisch ist diese Reaktionskomponente vom mainstream der Labeling-Forschung auf die Kontrollreaktionen von Institutionen reduziert worden. Demgegenüber hält er eine Ausdifferenzierung nach folgenden Reaktionsebenen für notwendig: Das Alltagshandeln von Laien, die Praxis von Kontrollagenten, soziale Reaktionssysteme (wie Justizsystem oder psychosoziales Versorgungssystem), die Wissenschaften und die Ebene der Gesamtgesellschaft. Im weiteren differenziert Reisbeck vor allem die Ebene der Kontrollsysteme bezogen auf psychische Devianz. Hier unterscheidet er überzeugend vier Teilsysteme, die teilweise nebeneinander und in Konkurrenz zueinander entstanden sind und stehen: Anstaltspsychiatrie, Gemeindepsychologie/Beratungsbereich, Bereich »alternativer« Institutionen, privatwirtschaftlicher Dienstleistungssektor. Die Reaktionsmodi dieser Teilsysteme der psychosozialen Versorgung führen für Menschen mit psychischen Problemen zu jeweils unterschiedlichen Krankheitskarrieren. Es gelingt dem Autor gerade in diesem Teil ein konzeptuelles Netzwerk zu entwerfen, das den Bereich der psychosozialen Versorgung, der oft als »Dschungel« beschrieben worden ist, als gegliedertes System unterschiedlicher Reaktionsmuster transparent macht. Der gesamtgesellschaftlichen Logik sozialer Kontrolle geht Reisbeck durch eine Analyse der sozialpolitischen Konfiguration nach, die hinter spezifischen institutionellen Organisationsformen steht und die erfaßt werden muß, wenn man Organisationswandel und das Entstehen neuer Institutionen verstehen will. Hier gelingt es dem Psychologen, die entscheidenden sozialpolitischen Prozesse herauszuarbeiten und in ihrer Relevanz für die Reaktionsmuster auf psychische Devianz verständlich zu vermitteln.

Im medientheoretischen Kapitel begründet Reisbeck eingangs (unter Bezug u.a. auf Holzer, Habermas, Drögel und Negt/Kluge) seine Entscheidung für eine kritisch-theoretische Medienanalyse (134ff.), die in erster Linie nach dem gesamtgesellschaftlichen Funktionsrahmen für massenmediale Kommunikation fragt. Da der Begriff der »Massenkommunikation« die Möglichkeit von echter Kommunikation nahelegt, plädiert er für den Begriff der »Öffentlichkeit« und bringt dann eine sehr nützliche Unterscheidung

verschiedener Öffentlichkeiten (138ff.): Bürgerliche, repräsentative, literarische, industrielle Produktionsöffentlichkeit, proletarische, Gegenöffentlichkeit, alternative Öffentlichkeit. Zur zentralen Untersuchungskategorie wird die der »hergestellten Produktionsöffentlichkeit«.

Im 3. Kapitel wird der Zusammenhang von Massenmedien und abweichendem Verhalten konzeptuell entwickelt und dabei auf vorhandenen empirischen Befunden aufgebaut. In einem weit angelegten Literaturüberblick werden empirische Studien zu verschiedenen Formen abweichenden Verhaltens in ihrem spezifischen Bezug auf Massenmedien vorgestellt (zu Drogenkonsum, Homosexualität, Kriminalität, Behinderte). Es folgt dann eine Übersicht über die Untersuchungen zur massenmedialen Behandlung psychischen Leidens. Auf der Basis dieser empirischen Befunde formuliert Reisbeck seine zentralen theoretischen Thesen. Er zeigt, daß für die Institutionen sozialer Kontrolle die Öffentlichkeit zu einem immer wichtiger werdenden intermediären System wird: »Dieses Eindringen der Öffentlichkeit in die Interaktionen zwischen abweichenden Individuen und Gruppen und den dafür existierenden sozialen Reaktions- und Kontrollsystemen vermindert die Bedeutung letzterer bei der Kontrolle des abweichenden Verhaltens zugunsten der öffentlichen Kommunikation, also vor allem zugunsten der Massenmedien« (237). Häufig in institutionenkritischer Wendung gegen repressive Institutionen hat sich in den Medien ein Kontrolltypus durchgesetzt, der subjektive Problemlagen verständnisvoll aufgreift, aber in der Haupttendenz einen Umgang mit Problemen vorführt, die ihre strukturellen Ursachen weitgehend ausklammert. »So besteht die Hauptleistung massenmedialer Verarbeitung von abweichendem Verhalten in der Trennung von Ursache und Wirkung und in der Konstitution individueller Problemfälle, deren Lösung ebenso einzelfallorientiert vorgenommen wird« (241). Wie auch für die modernisierten Institutionen der psychosozialen Versorgung gilt für die Medien das Prinzip der »Integration durch Anpassung« (94; 241f.). Der zentrale Herstellungsmechanismus dieses Prinzips ist der der »Psychologisierung«. Er bezeichnet eine individualisierende Behandlung von Konflikten und Problemstellungen und wird zunehmend zu einer verallgemeinerten Perspektive, zu einer Grundfolie, die zur Basis für die Aufschlüsselung der unterschiedlichsten Wirklichkeitsbereiche wird.

Von dieser konzeptuellen Position ausgehend unternahm Reisbeck eine qualitative Inhaltsanalyse der größten bundesdeutschen Illustrierten. Verglichen mit seiner eigenen, früheren Inhaltsanalyse von Tageszeitungen (»Das Bild des psychisch Gestörten in der Presse«. In: Mitteilungen der Gesellschaft zur Förderung der Verhaltenstherapie, 8[3], 1976, 267-280) kann er zunächst feststellen, daß das klassische »Irren«-Stereotyp entscheidend an Boden verloren hat. Wenn über psychische Probleme von Menschen berichtet wird, dann hat sich auf breiter Basis eine psychologische gegenüber moralisierenden oder medizinischen Sichtweisen durchgesetzt. Das konnte man erwarten. Überraschend — auch für den Autor — ist ein anderer Befund: »Neben der Berichterstattung über die psychische Störung und die soziale Reaktion auf diese findet sich eine 'psychologische' Perspektive auch in der Berichterstattung über zahlreiche andere Themen, die nicht primär aus dem psychosozialen Bereich stammen.« (322) Das gilt etwa für ein so wichtiges Problem wie die Massenarbeitslosigkeit. Hier wird psychologische Sensitivität für den betroffenen Arbeitslosen aufgeboten, aber die gesellschaftspolitische Basis bleibt weitgehend ausgeklammert. Es herrschen Individualisierung und Entpolitisierung sozialer Probleme vor, als Lösungen werden therapeutisierende Wege gewiesen und für die Zuständigkeit professioneller Experten geworben. »Die Medienperspektive (fixiert) ihr Publikum auf eine Psychologie, die einerseits zur intensiveren Befriedigung exhibitionistisch-voyeuristischer Bedürfnisse und andererseits zur individuellen Lebensberatung und Lebenshilfe taugt« (325). Besonders viel Mühe hat sich der Autor mit didaktischen Hilfsmitteln gegeben. Er hat eine Reihe hilfreicher Grafiken entworfen, die solche Zu-

sammenhänge visualisieren, die im Text diskursiv entwickelt wurden. Insgesamt hat Reisbeck ein Buch vorgelegt, das zum gewählten Thema entscheidende neue Impulse zu geben vermag und das es verdient, im psychosozialen und im Medienbereich aufmerksam gelesen zu werden.

Heiner Keupp (München)

Betz, Klaus, und Horst Holzer (Hrsg.): Totale Bildschirmherrschaft? Staat, Kapital und »Neue Medien«. Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1983 (187 S., br., 14,80 DM)

Der vorgelegte Band enthält fünf Fallstudien, die sich mit dem »Profitprojekt 'Neue Kommunikationstechniken'« (31ff.), der Entwicklung »Vom Kabelfernsehen zur Zweifweg-Kabelkommunikation« (44ff., beide H. Ebinger), dem »Bildschirmtext« (Betz, 59ff.), dem »Satellitendirektfernsehen mit TV-SAT« (Holzer, 85ff.) und »Video« (Radevagen/Zielinski, 124ff.) befassen. Eingeleitet werden sie durch eine Skizze zum »historischen Verhältnis von Medienentwicklung und Gesellschaftsfortschritt« (11ff.). Sie versucht am Beispiel der Sozialgeschichte der Massenmedien die »'kapitalismus-historische' Einordnung der aktuellen Entwicklungen« (Vorwort, 9). Im Schlußkapitel (157ff.) sollen gewerkschaftliche Gegenpositionen zu einer einseitig an Interessen von Kapital und Staat orientierten Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechniken identifiziert werden.

Der Band bringt wenig neue Informationen, leistet jedoch — was positiv zu werten ist — einen zusammenfassenden Überblick über Stand, Entwicklung und Durchsetzung von Kabel- und Satellitenfernsehen, Bildschirmtext und Video. Daß diese Techniken lediglich an Kapitalinteressen ausgerichtet sind, die ohne Abstriche die Unterstützung staatlicher Politik erhalten, wird deutlich.

Die Beschreibungen der Entwicklung der einzelnen Techniken zeigen, daß eine an den Interessen der Lohnabhängigen orientierte Technik erst entworfen werden muß. Eine nur einfach andere Anwendung dieser Techniken oder technischen Systeme ist nicht möglich, sind sie doch immer schon nach konkreten ökonomischen und politischen Interessen durchkonstruiert (42). Alternativen sind politisch und gesellschaftlich erst durchzusetzen. Eine gewisse Ausnahme bildet in dieser Hinsicht Video, dessen Unterschiede zu den anderen Techniken klar beschrieben werden. Im Gegensatz zu Btx z.B. kann Video ein vielfältig nützliches produktives Medium sein, etwa als Mittel des audiovisuellen Eingreifens in politische und kulturelle Prozesse — gegen die Konservenkultur aus den Vertriebsstätten Hollywoods und ihren kleineren westeuropäischen Konkurrenten und gegen die andere noch vorherrschende Funktion des Videorekorders, nämlich Maschine für isolierte asoziale Restzeit-Gestaltung zu sein. Diese abstrakte Möglichkeit setzt allerdings voraus, daß sie von sozialen Bewegungen, insbesondere aber durch die Entwicklung einer gewerkschaftlichen Gegenkultur in Gang gesetzt wird (154).

Daß es gerade im gewerkschaftlichen Bereich in dieser Hinsicht hapert, wird im abschließenden Beitrag eher verdeckt als offengelegt. Der Beitrag beschreibt zwar Positionen und Strategien der DGB-Gewerkschaften auch in ihrer historischen Entwicklung. An verabschiedeten Anträgen z.B. von Gewerkschaftstagen, die eine Einflußnahme auf die neuen Techniken oder ihre Verhinderung fordern, fehlt es nicht. Insofern stimmt auch die Aussage, die Gewerkschaften seien zumindest ansatzweise über das Stadium widersprüchlicher, vor allem von Einzelinteressen geprägten Positionen hinausgelangt (181f.). Problematisch ist jedoch der Schluß hieraus, daß die Rückbesinnung auf die eigenen Kräfte augenfällig sei (183): er suggeriert eine entsprechende *praktische* Politik. Diese Folgerung kann aber aufgrund der Beschränkung der Analyse auf die gewerkschaftliche »Beschlüßlage« so nicht gezogen werden. Am deutlichsten wird dies immer dann, wenn über die Frage der Beteiligung der Gewerkschaften an Btx diskutiert und gefordert wird, daß sie sich zum einen nicht daran beteiligen und zum anderen ihre Mitglieder auffordern sollen, praktische Politik gegen Btx z.B. in Form des Boykotts zu betreiben.

Der Einleitungsbeitrag versucht eine »kapitalismus-historische Einordnung« der aktuellen Entwicklungen« (9). Dieser Versuch ist mißlungen. Der Autor will zwar exemplarisch untersuchen, »wie sich der allgemeine Fortschritt sozusagen hinten herum durchsetzt, betrieben durch verschiedene sich widerstreitende Einzelinteressen, denen zunächst gar nicht bewußt ist, welches Gesamtwerk sie in Gang halten« (13). Die damit versprochene Skizze der Einbettung der »neuen Medien« in die polit-ökonomischen Verhältnisse und ihre Entwicklung gerade durch diese Verhältnisse findet dann aber nicht statt. Der technische Fortschritt in seiner aktuellen Gestalt erscheint nur noch als Ergebnis des Vorantreibens massenfeindlicher Extrainteressen, der reaktionären und konservativen herrschenden Kreise (25). Die dem Kapitalismus innewohnende destruktive Gewalt gegenüber seinen eigenen Voraussetzungen wird zum »Wahnsinn eines Systems« gemacht, zur »Unvernunft, die da in Gang gesetzt wird« (28). Zum einen ist es bei diesem Vernunftbegriff dann allerdings nur konsequent, daß behauptet wird, die modernen Informations- und Kommunikationstechniken würden nur noch »dysfunktional benutzt«: »um Wirklichkeitserkenntnis zu verzerren und menschliche Verständigung ... zu hintertreiben« (25). Zum anderen führt eine derartige Reduktion der »Vernunft« zu der Behauptung des Autors, der technische Fortschritt habe vorrangig dem sozialen Rückschritt gedient. Abgesehen davon, daß der Begriff des »sozialen Rückschritts« eine berechnete moralische Empörung ausdrückt, trägt er nicht zur klaren Benennung dessen bei, was da gesellschaftlich geschieht, was technischer Fortschritt als Produktivkraft für das Kapital unter der Herrschaft kapitalistischer Produktionsverhältnisse grundsätzlich und aktuell bedeutet. Indem der Begriff des technischen Fortschritts von seinem gesellschaftlichen Inhalt entkoppelt wird, kann nicht mehr erfaßt werden, daß mit diesem »Rückschritt« durchaus ein Fortschritt der kapitalistischen Gesellschaft verbunden ist, ein Fortschritt für das Kapital als gesellschaftliches Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital.

Insgesamt ist der Band da recht informativ, wo er Entwicklungen konkret zu fassen sucht. »Bildschirmherrschaft« und mögliche Gegenstrategien werden ansatzweise deutlich. Die Mängel liegen in der Analyse des Verhältnisses von Staat, Kapital und Neue Medien, was schon der Titel »Totale Bildschirmherrschaft« andeutet. Ansatzweise auf seine sozialen Beine gestellt, wäre allerdings ein Untertitel für ein Buch daraus geworden: »Totale Herrschaft mit dem Mittel der Bildschirme«.

Peter Dippoldsmann (Köln)

Leitner, Olaf: Rockszene DDR. Aspekte einer Massenkultur im Sozialismus. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1983 (504 S., br., 19,80 DM)

Dies Taschenbuch ist die einzige ernst zu nehmende Studie, die bisher zum Thema »DDR-Rock« in Ost oder West vorgelegt worden ist. Schon deshalb sei die Lektüre allen empfohlen, die sich für Rock und/oder die DDR interessieren. Die Menge des verarbeiteten Materials ist imponierend. Der Verfasser stellt den DDR-Rock in den Gesamtzusammenhang der ostdeutschen Kultur und begreift ihn dementsprechend als Ausschnitt der dortigen Unterhaltungskunst. Typischer DDR-Rock ist Leitner zufolge kraftvoll, im Tempo gebremst und liedhaft. Es gibt zudem Punkrock, Jazzrock, Rock mit Folk- und Blueselementen u.v.a. Stile, die sämtlich in vielen Details beschrieben werden. Besonders instruktiv ist das Kapitel über Rocktexte. Von regelrechter Rocklyrik ist hier die Rede; kenntnisreich wird politische Zensur geschildert — bis in ganz einfache Bereiche. So wurde beim Titel »Inge Pawelczyk« der Gruppe »Pankow« aus der Zeile »... und hatten dieses Leben satt« in einer zweiten Version »... und hatten diesen Abend satt« (vgl. 120). Das DDR-spezifische Reisetrauma wird daran nachgewiesen, daß im DDR-Rock über Gebühr viel geflogen, gesegelt oder getaucht wird, daß es in mythische Fernen, Weiten, Tiefen, gar bis zum Mittelpunkt der Erde oder zur Sonne geht.

Nachwuchsförderung und Amateurröck sind genauso Gegenstand der Untersuchung

wie Werkstattwochen, Bluesmessen, Rockgeschichte oder Ost-West-Wanderungen. Für westdeutsche Leserinnen und Leser könnte besonders auffallend sein, daß mit bei uns wohlbekannten Begriffen wie »Rundfunk« oder »Diskothek« in der DDR andere Verhältnisse gemeint sind. In der Bundesrepublik wird Rock von den Beschäftigten der Plattenindustrie produziert, im Rundfunk geht es meist um Marketing. In der DDR ist es eher umgekehrt, denn der Rundfunk ist dort erste Anlaufstelle für Aufzeichnungswünsche (vgl. 173ff.). »Diskothek« heißt in der DDR oft mehr eine Veranstaltungsform als ein fest installiertes Unternehmen (vgl. 224ff.)

In einem aktuellen Resümee wird — wie schon vorher häufig — das Unbehagen vieler Rockmusiker an der Kulturbürokratie aufgegriffen. Resignation und Lethargie werden als vorherrschende Stimmungen am Anfang der achtziger Jahre diagnostiziert. »Inspiriert von außen, beflügelt von unten, dirigiert von oben« (418) — das ist die Quintessenz des dickleibigen Bandes. Dem folgen ein nützliches Lexikon zu Rockgruppen, Interpreten und Textern, eine Bibliographie sowie eine Diskographie. Schließlich sollten die zahlreichen Illustrationen nicht vergessen werden, die etwa abgelehnte Plattencover enthalten, beliebte Rundfunkmoderatoren in der Uniform der SED-Betriebskampfgruppen und weitere Ergebnisse gründlicher Recherchen zeigen.

Ein rundum gelungenes Buch also? Gemach. Angesichts des Umfanges von mehr als 500 Seiten und des gesalzenen Preises könnten sich nicht nur jugendliche Leser über sprachliche Füllsel ärgern, die den Text weiter aufblähen. Nicht immer stimmen alle Einzelheiten. Die »Auflösung der Puhdys« mag für 1984 geplant gewesen sein (vgl. 450) — tatsächlich behauptet die beliebte Band in ihrem Erfolgstitel von 1984: »Es ist keine Ente / Wir spielen bis zur Rockerrente«. Und genau diese Prognose war schon vor einiger Zeit in einem DDR-Buch über die Puhdys zu lesen. Die »strikt verwandte deutsche Sprache« (103) im DDRock ist eine schlichte Schimäre.

Jedoch sind solche und andere Mängel bei einem Buch dieser Art nicht so gewichtig wie methodische Zweifel. In der DDR-Zeitschrift »Unterhaltungskunst« (5/1984) hielt Peter Wicke dem Autor nicht ganz grundlos vor, daß er erst behaupte, DDRock sei nicht recht Rockmusik, dann aber meine, er sei zwar Rockmusik, aber nicht mehr DDR-spezifisch. Und in der Tat finden sich einander ausschließende Wertungen, schwankt der Verfasser zwischen Anti-Antikommunismus, Faszination durch seinen Gegenstand und herber Kritik an der Kulturadministration. Insofern dürfte ihm Wickes Kritik nützlicher sein als die Lobeshymne in der bundesrepublikanischen DDR-Fachzeitschrift »Deutschland Archiv« (5/1984).

Andere Einwände sind noch bedenklicher: Die kulturtheoretische Einführung ist oberflächlich. Es wird zwar auf die Beziehung von Kultur und Lebensweise in der DDR-Kulturtheorie verwiesen, aber gleichwohl festgestellt, »Kultur ist Ideologie mit anderen Mitteln« (20). Diese Reduzierung von Kultur auf Ideologie (ähnlich Leitners verengtem Poesiebegriff, vgl. 117) zwingt dazu, jene DDR-Diskussion zu vernachlässigen, in der es darum geht, ob in der DDR eine »sozialistische Lebensweise« existiere oder ob es nicht in Wirklichkeit eine Mischung verschiedenster Lebensweisen gebe. Ihre Berücksichtigung hätte es dem Autor ermöglicht, kulturelle Konflikte komplexer zu analysieren, statt ein dichotomisches Bild von Kunst und Politik zu zeichnen. Auch ein Bezug auf die neuere westliche marxistische Diskurstheorie hätte die Arbeit verbessern können. DDRock wäre dann als ein Beziehungssystem zwischen Objekten erschienen, das ihre Begriffe in Sinnbeziehungen verknüpft. Damit hätte das Buch vermutlich an innerer Kohärenz gewonnen, ohne seine Qualität als Informationssammlung und Nachschlagewerk einzubüßen.

Volker Gransow (Berlin/West, Bielefeld)

Henze, Hans Werner: Musik und Politik. Schriften und Gespräche 1955-1984. Erweiterte Neuausgabe, m. e. Vorwort hrsg. v. Jens Brockmeier. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1984 (398 S., br., 14,80 DM)

Der Band trägt seinen Titel zu Recht: Musik und Politik ist das Thema nicht nur der insgesamt 13 Gespräche, deren spontaner Verlauf wohl leicht einmal fremdes Terrain einbeziehen wird, sondern ist der zentrale, wenngleich manchmal latente Inhalt aller dieser rund 80 Texte, seien diese nun auf einzelne Werke Henzes selbst, auf das Schaffen und Denken anderer Künstler (Nono, Mahler, Beethoven, Vespignani, Dessau, Hartmann, Bach) oder auf die Praxis des kulturellen und künstlerischen Lebens im allgemeinen bezogen. Musik und Politik können sich nicht gegenseitig fremdes Terrain sein — so Henze in dem Text »Musik ist nolens volens politisch« — ebensowenig wie das vermeintliche Privatissime frei von öffentlicher Relevanz ist.

Die Texte wurden keiner Zensur unterworfen; auch nicht der Selbstzensur. Henze pflegt einen recht schonungslosen Umgang mit sich selbst, er beläßt sich widersprüchlich, er hält sich verletzlich, der Leser erfährt wirklich etwas über ihn. Welcher Autor nimmt schon frühe Texte in eine Sammlung hinein und benennt zugleich deren zu »glatte Sprachpolitik« und ihr »geheucheltes Selbstvertrauen«? Auf der anderen Seite ist Henze aber offensiv und selbstbewußt, wohltuend parteilich, ein kämpferischer Sozialist. Wenngleich den Texten keine widerspruchsfreie Kunsttheorie abzugewinnen ist, so doch ein deutlicher Standpunkt: »Es scheint mir sehr wichtig, daß man auf dem Wege zum Sozialismus 'die Kultur' in ihrer ganz verfeinerten Form aufnimmt. (...) Sozialismus bedeutet nicht Vergrößerung, sondern Verfeinerung, Vermenschlichung, im Sinne der im Menschen angelegten Möglichkeiten.«

Etliche Texte gelten der praktischen politischen und pädagogischen Arbeit Henzes. Lehnt er es schon ab, mit seiner musikalischen Sprache in eine tödliche Abstraktion abzuheben, weshalb Henze von seiner Kunst als einer »musica impura« spricht, so meidet er auch die sterilen Kunstzirkel der Festivals und der »Schulen«. Henze reist statt dessen nach Kuba, engagiert sich in der CPI, veranstaltet Kunstwerkstätten mit Laien und Kindern.

Das Buch vereinigt Texte, die schon anderswo veröffentlicht waren, aber nur sehr schwer erhältlich sind. Es nimmt die »Essays« von 1964 und den dtv-Band von 1976 in sich auf. Nicht enthalten sind Henzes Beiträge aus den Bänden »Neue Aspekte der musikalischen Ästhetik« (S. Fischer), die von ihm herausgegeben werden. Erwähnt sei noch das Vorwort von Jens Brockmeier, das auf elf Seiten eine konzentrierte Darstellung der Gedankenwelt des Hans Werner Henze enthält. Peter Petersen (Hamburg)

Kaiser, Joachim: Mein Name ist Sarastro. Die Gestalten in Mozarts Meisteropern von Alfonso bis Zerlina. Piper Verlag, München und Zürich 1984 (299 S. mit Abb., Ln., 36,-DM)

Ausgehend davon, daß in Mozarts Opern, vollends erst mit dem »Idomeneo«, die Figuren mehr sind als nur Vertreter eines starren Typus', unternimmt Kaiser, Professor an der Stuttgarter Musikhochschule und Feuilletonredakteur der »Süddeutschen Zeitung«, den Versuch, in seinem »Who is who«-Katalog der Opern »Idomeneo« bis »La clemenza di Tito« die Gestalten als lebendige, d.h. differenziert reagierende und handelnde Menschen zu charakterisieren. Dabei will er »souverän verfügendes Definieren und Bereden« (13) der einzelnen Operntotalitäten vermeiden und nur die Figuren der Opern anhand von »Text, Handlungsführung, Regieanweisung, Komposition und dramatische(m) Kontext« (14) begreifen.

Wenn Kaisers Argumentation auf all ihren Prämissen beruht, ist sie, wie im Artikel »Don Ottavio« (aus »Don Giovanni«), überzeugend und anregend, die Musik und damit auch die Person neu zu hören und zu verstehen. Hier wird deutlich, daß dieser Adlige nicht der bloß blasse, vernünftelnde Edelmann ist, als der er gern gesehen wird,

sondern von geradezu aufgeklärter Rationalität und zudem von tiefen Gefühlen beseelt ist (193ff.). Trifft der Autor Aussagen, ohne sie auch aus der Musik zu entwickeln, bleibt es naturgemäß stärker dem Belieben des Lesers überlassen, ihm zu folgen. Unterhaltsam und gut lesbar, nicht nur für Kenner und Liebhaber von Mozarts Opern, ist das Buch allemal, da Kaiser einen individuellen Zugang zu jeder Gestalt sucht und so ein phantasieloses Verfolgen der Figur durch die Handlung vermeidet.

Wie Textdichter und Komponist die Figuren im Kosmos der jeweiligen Oper gemeint haben könnten, und daß es möglich ist, sie als lebendige Individuen zu sehen und zu hören, hat Kaiser gut lesbar dargestellt. Zweifelhaft bleibt, ob Kaisers Zugriff Mozarts Intentionen und die Inhalte seiner Musik in ihrer ganzen Vielschichtigkeit erfassen kann. Mozart war die so ausgesprochen differenzierte Psychologisierung wohl kaum Selbstzweck; das Agieren der Figuren hat in seinem oft durchaus privaten Antrieb auch immer eine politische Dimension, der Mozart sich wohl bewußt war. — Ein gut brauchbares Inhaltsverzeichnis (Personen alphabetisch und nach Opern geordnet) und Inhaltsangaben der Opern von Karin Heindl-Lau im Anhang sowie 32 Abbildungen mit Opernfiguren runden den leider etwas teuren Band ab.

Olaf Hasselblatt (Hamburg)

Soziologie

Arbeitskreis Frauenfrage des IMSF (Hrsg.): Emanzipation in der Krise? Materialien zur Lebenslage der Frauen. Informationsbericht Nr. 43. Institut für marxistische Studien und Forschungen, Frankfurt/M. 1985 (281 S., br., 18,- DM)

Wer Frauenpolitik strategisch begründen will, wer wissenschaftlich arbeitet über Frauenunterdrückung und Befreiung, dem nützt dieses Buch. In knapper Form werden in den meisten Beiträgen Daten zur Lage der Frauen und ihre Veränderung in den letzten 20 bis 30 Jahren vorgestellt. Zumeist gestützt auf staatlich-offizielle Quellen (Statistische Jahrbücher, Bundesanstalt für Arbeit, Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung u.a.) informieren uns Tabellen über die Entwicklung der weiblichen Erwerbstätigkeit und ihre Struktur: Frauenerwerbsarbeit nahm von 1966-1983 stetig zu, stieg von 34 auf fast 39%; dabei verschob sich vor allem der Anteil »mithelfender Familienangehöriger« von 32 im Jahre 1950 auf nur 7,5% im Jahre 1981, während im gleichen Zeitraum der Anteil der Angestellten von 19 auf fast 53% stieg (41ff.) — Frauen wurden zu Lohnabhängigen (Steinberg); wir erfahren, daß das Erwerbsverhalten im Verhältnis zum Ausbildungsverhalten sich radikal veränderte: Die Erwerbsquote der 15- bis 20jährigen fiel zwischen 1961 und 1982 von 72,7 auf 39,2%; im gleichen Zeitraum stieg die Zahl der abgeschlossenen Berufsausbildung in dieser Altersgruppe: 60% haben heute eine Berufsausbildung, 50% einen mittleren oder höheren Bildungsabschluß (45ff.).

Genaue Unterlagen werden für weibliche Arbeitslosigkeit vorgestellt und diskutiert. Dem allgemeinen Nachweis, daß der Anteil der Frauen an den Arbeitslosen höher ist (1983: 43%) als ihr Anteil an den Erwerbstätigen (1983: 38,9%), folgen sorgfältige Belege über Arbeitslosigkeit bei Angestellten und Arbeiterinnen und in den sieben Hauptbereichen weiblicher Erwerbsarbeit: Büroberufe (hier Frauenanteil an den Arbeitslosen 77%), Warenkaufleute (72,5%), Montier- und Metallberufe (53%), Warenprüfer, Versandfertigmacher (71,9%), Reinigungsberufe (77,9%), Sozial- und Erziehungsberufe (70,4%). Textil- und Bekleidung (86,6%). Die Autorin dieses Kapitels (S. Schurtner-Kleemann) prüft die traditionelle These, daß Frauenarbeitslosigkeit auch mit deren fehlenden Qualifikationen zusammenhänge und kommt zu dem Schluß, daß eine solche Begründung zwar für die Hälfte der Fälle zutreffend sein könne, die andere Hälfte jedoch trotz gestiegener Qualifikation und vorhandener Abschlüsse erheblich mehr von Arbeitslosigkeit allgemein und auch von längerfristiger Erwerbslosigkeit betroffen sei als

die Männer. Frauendiskriminierung sei also ein strukturelles Merkmal dieser Gesellschaft, welche nicht zuletzt mit der durch Werte unterstützten und subjektiv gelebten Zuordnung der Frauen zum privaten Reproduktionsbereich begründet werden müsse.

Ganz beiläufig erfahren wir in einem weiteren Kapitel (Birgit Veyel), daß die so heftig diskutierten Tele-Heimarbeitsplätze in der Bundesrepublik bisher 50 bis 100 Frauen betreffen, die in Modellversuchen arbeiten; immerhin prognostiziert das Deutsche Institut für Urbanistik (nach: Frankfurter Rundschau v. 8.12.84) einen Anteil von elektronischen Heimarbeitsplätzen an der Gesamtzahl der Erwerbstätigen von 4% (98f.).

Überzeugend ist A. Sörgels Kapitel zum »informellen Sektor«, in dem das aktuelle Thema einer dualen Ökonomie ernst genommen wird und konkrete »Selbsthilfeprojekte« unter dem Gesichtspunkt diskutiert werden, wie sehr sie die »Selbstausschöpfung« von Frauen zur Voraussetzung haben, sobald sie mit den Zwangsgesetzen kapitalistischer Ökonomie konkurrieren müssen.

Informativ sind die Kapitel über die 1,5 Millionen Ausländerinnen in der BRD (Gürkan, Szablewski), über Frauenlohndiskriminierung (Steinberg) und die Abschnitte über Bildung und Ausbildung (Braun, Schurtner-Kleemann, Jakubowski, Zipfel). Diese mehr materialorientierten Kapitel werden ergänzt durch Überlegungen zur Frauenunterdrückung im allgemeinen (Hund und Steinberg), zu Veränderungen im Sozialbereich (Fleißner, Knake-Werner, Lürs, Sörgel) und zu Ehe und Familie (Siebel, Stuckmann, Theuer). Die letzten Kapitel gelten Fragen von Frauenpolitik und -bewegung, von Rechtsregierung und Staat (Gercke, Wollenberg, Fleißner, Knake-Werner, Hervé, Nöding und Jansen).

Als Handbuch zur Lage der Frauen scheint mir dieses Buch auf jeden Fall geglückt. Eine strengere Herausgeberschaft hätte eine Reihe von Doppelungen vermeiden können — so kommen fast alle Daten zur Erwerbstätigkeit, zur Arbeitslosigkeit, zur Bildung wenigstens zweimal vor. Zum Teil wurden arg veraltete Texte zum Beleg von Thesen herangezogen — so etwa die alte Angerstudie (1960) zum Beweis, daß Professoren frauenfeindlich seien (167). Teilweise Widersprüche in der Behandlung des Gegenstandes durch unterschiedliche Autorinnen finde ich wenig problematisch: so etwa, wenn J. Hund mit den Argumenten des Projektes Automation und Qualifikation für die neue Technik streitet (ohne es zu nennen, 119ff.), während W. Thal ganz umgekehrt nichts als Elend im Büro heraufkommen sieht (128ff.).

Soweit über die Vorstellung der Daten hinaus zu theoretischen Überlegungen geschritten wird, sind die neuen Argumentationen nachdenklicher und weniger der Gleichung Kapital = Frauenunterdrückung gewidmet, als wir es noch vor wenigen Jahre aus dem IMSF gewohnt waren. Die Bedeutung der Ideologie wird ebenso betont wie die dynamische neue Rechtspolitik in ihrer relativen Eigenständigkeit herausgearbeitet wird.

Nachbemerkung: Zu meiner Überraschung fand ich insbesondere im Beitrag von M. Jansen eine Reihe von Positionen, für deren wortgleiche Behauptung ich selbst vor fünf Jahren der schlimmsten Verbürgerlichung geziehen wurde: da ist die Rede von den männlichen Nutznießern von Frauenunterdrückung, von der Unmöglichkeit, diese direkt aus dem Kapitalverhältnis abzuleiten, vielmehr handele es sich um »Verknüpfungen«; von der Notwendigkeit »eigenständiger Organisation«, vom Ineinander von Selbstveränderung und Gesellschaftsveränderung und schließlich von der patriarchalischen Arbeiterbewegung sowie den speziellen Versäumnissen von Marxisten und marxistischen Organisationen. Am überraschendsten aber fand ich die Arbeitsweise von J. Hund, mit der ich die Arbeitsbereiche ebenso wie das Arbeitszimmer an der Universität teile. Für ihre Argumentation, daß Frauen ihr eigenes Verhalten kritisch sehen und persönliche und gesellschaftliche Veränderung zugleich erkämpfen müßten (36f.), verweist sie nicht auf meinen im IMSF umstrittenen »Opfer-Täter-Beitrag«, in dem eben dieses begründet wird — ein Umstand, der ja an und für sich nicht bemerkenswert wäre —,

sondern ausgerechnet auf die Kritik an allen meinen Positionen durch U. Holzkamp-Osterkamp, während meine damaligen Argumente selbst im gesamten Buch durchweg belegt und ausgesprochen werden. Sollte das Zitiergebot tatsächlich so nachhaltig und unkorrigierbar sein oder ginge es auch hier darum, daß die einzelnen die Verhältnisse mit reproduzieren?
Frigga Haug (Berlin/West)

Spender, Dale (Ed.): Feminist Theorists. Three Centuries of Women's Intellectual Traditions. The Women's Press, London 1983 (402 S., br., 6,96 £)

In Zeiten zunehmender Vereinzelung und Hoffnungslosigkeit ist es sicher wichtig, ein Geschichtsbewußtsein und damit einen langen Atem herzustellen. Ziel dieser Anthologie ist es, dem Feminismus Kontinuität zu geben. Feministische Autorinnen schreiben über längst vergessene andere Frauen, deren Beitrag zum Feminismus sie ins Zentrum rücken. Das Vorgehen ist beispielhaft und nützlich. Einer biographischen Skizze folgt eine knappe Darstellung der theoretischen Eingriffe der jeweiligen Autorinnen, meist verknüpft mit der allgemeinen politischen Situation und der linken Kultur der Zeit und des Ortes.

Die Lebensläufe der Frauen sind ungewöhnlich gewöhnlich. Verzweifelte Versuche, aus dem für sie vorgesehenen Schicksal einer Ehefrau und Mutter auszubrechen oder darin auszuharren um den Preis von Depression und Selbstmordversuchen, führen wieder und wieder vor, daß die für Frauen vorgesehene Welt keine ist, in der wir zu Hause sein können. Die Erfahrungen der Fesseln bestimmen die theoretischen Ausbruchversuche und die Richtung der Kämpfe. Vieles ist da zu lernen und für die heutigen Auseinandersetzungen zu gebrauchen; vieles, das wir heute neu zu erfinden glauben, wurde vor vielen Jahrzehnten schon leidenschaftlich vertreten. Nehmen wir z.B. Charlotte Perkins Gilman (1860-1935), die unter dem Titel »Das Persönliche ist politisch« von Ann J. Lane, Professorin für Geschichte und Leiterin der Women's Studies an der Colgate University, vorgestellt wurde. Schwierigkeiten, sich in weiblicher Bestimmung einzufinden, beginnen schon vor ihrer Geburt. Ihre Mutter, die ein »gesellschaftlicher Erfolg« war, brach eine Verlobung nach der anderen, heiratete schließlich ihren in eine andere Frau unglücklich verliebten Vetter, dem sie in drei Jahren drei Kinder gebar. Dann verließ er sie. »Eine Frau, deren einziger Ort das Zuhause war, fand sich plötzlich ohne eignes Heim, schmerzlich in den Häusern der anderen lebend als arme Verwandte« (204), ohne eigenen Lebensunterhalt. Konsequenterzog sie ihre Tochter ohne Liebe und ohne jede Zärtlichkeit, um sie vor solchem Schicksal zu bewahren. Die Alternative zum traditionellen Hausfrau- und Mutter-Schicksal, ein Leben unter der ersten Generation von Akademikerinnen in Amerika war der Tochter Charlotte weitgehend verschlossen wegen ihrer Armut und ihrer mangelnden Ausbildung. Sie versuchte, einen Weg im öffentlichen Leben zu finden — sie schrieb Kurzgeschichten und lernte, gab aber schließlich dem Drängen eines jungen Künstlers nach und heiratete im Alter von 22 Jahren. Nach der Geburt ihrer Tochter, ein Jahr später, verfiel sie in immer schwerere Depressionen, die sie schließlich zwangen, einen Nervenarzt aufzusuchen. Die folgende Geschichte ist wie aus einem Lehrbuch. Die Therapie des Arztes bestand in der Verordnung von Weiblichkeit. Er gebot ihr, im ganzen Leben niemals mehr einen Bleistift anzurühren, dagegen ständig ihr Kind um sich zu haben und so häuslich zu leben wie möglich. Die Therapie führte zum Wahnsinn, dem sie schließlich entkam, indem sie Mann und Tochter entflo. — Sie überließ das Kind der zweiten Frau ihres Mannes, mit der sie bis zum ihrem Tode befreundet war, und widmete sich schriftstellerischem und politischem Leben. Sie schrieb 28 Bücher: über Frauen und Ökonomie (1898); Kinder (1900); Das Heim: seine Arbeit, sein Einfluß (1903); Menschliche Arbeit (1904); Kein Kapital, außer geistiges (1909); Männerwelt (1911); Seine Religion und ihre — Eine Studie über den Glauben unserer Väter und die Arbeit unserer Mütter (1923) u.a. Ihr Hauptanliegen war es, die

Frauenbewegung mit der sozialistischen Bewegung zu verbinden. Sie entwarf eine menschliche Welt, die auf den weiblichen »Werten«, Leben zu geben und zu nähren, beruhen sollte. Zugleich war sie der Auffassung, daß den Frauen die wesentlichen menschlichen Züge vorenthalten würden. »Was wir männliche Züge nennen, sind einfach menschliche, die den Frauen verweigert wurden und von daher als männlich angenommen werden: wie Mut, Stärke, Schöpfertum, Großzügigkeit und Integrität. Eine tugendhafte Frau braucht nur eine Tugend — Keuschheit« (213). Sie hielt den weiblichen Teil der Menschheit für unentwickelt. Zugleich kämpfte sie gegen den damals gerade in Mode gekommenen Sozialdarwinismus. Sie stritt für eine Politik, die nicht die Unterschiede, sondern die Gleichheit (etwa Mensch zu sein) ins Zentrum rücken sollte. In dieser Weise konnte sie auch Männer als deformiert wahrnehmen und demnach auf ihr Interesse an der Autonomie der Frauen setzen.

Wie ein rückwärtiges Echo erkennen wir in ihren Diskussionen und Kämpfen die Auseinandersetzungen unserer Zeit. Sie war u.a. der Auffassung, daß Frauen in ihre eigene Unterdrückung einwilligten und daß eben dies der Grund sei, der sie in die Lage versetze, die Welt menschlich zu verändern. Von daher war ihr Kampf in erster Linie ein ideologischer um die Köpfe und Herzen der Frauen (214). Da Frauen ihr Leben nicht primär in Auseinandersetzung mit der Natur verdienten, sondern vermittelt über Männer, seien sie »über-geschlechtlich«. Sie vergleicht Ehe mit Prostitution. »Der ökonomische Profit der Frauen kommt durch die Macht sexueller Anziehung.« (215)

In ihren Kurzgeschichten und in einigen Romanen entwirft sie Visionen einer menschlicheren Welt. In ihr ist die Kindererziehung gesellschaftlich; die Gesellschaft selbst nach der Art des ursprünglichen Gemeinwesens geregelt. Ökonomische Unabhängigkeit und Erwerbsarbeit für alle ist die Regel. Auch Kinder arbeiten. Die Hausarbeit ist öffentliche Angelegenheit und kann als Erwerbsarbeit gewählt werden. Zwischen Frauen- und Männerarbeit gibt es keinen Unterschied, ja die Kategorie der Frauenarbeit verschwindet ganz. All ihre Arbeiten durchzieht als ein roter Faden eine Art Haß auf die erzwungene Passivität der Frauen zu Hause; in der Kurzgeschichte »Die gelbe Tapete« wird dies verdichtet im Bericht über die Zeit ihres eigenen Wahnsinns.

Das Buch gehört zu den wichtigen Texten, die in Frauenseminaren studiert werden sollten. Die politische Handlungsfähigkeit und die eigene Phantasie würden gewinnen, wenn das Studium vergangener Kämpfe zu unseren täglichen Gewohnheiten gehörte. Abschließend noch die Liste der übrigen feministischen Theoretikerinnen, in Klammern die Bearbeiterinnen: Aphra Behn, 1640-1689 (Angeline Goreau); Mary Astell, 1668-1731 (Joan K. Kinnaird); Mary Wollstonecraft, 1759-1797 (Miriam Brody); Harriet Martineau, 1802-1876 (Gaby Weiner); Margaret Fuller, 1810-1850 (Marie Mitchell Olesen Urbanski); Barbara Bodichon, 1827-1891 (Jacquie Matthews); Lucy Stone, 1818-1893 (Leslie Wheeler); Matilda Joslyn Gage, 1826-1898 (Lynne Spender); Josephine Butler, 1828-1906 (Jenny Uglow); Hedwig Dohm, 1833-1906 (Renate Duelli-Klein); Millicent Garrett Fawcett, 1847-1929 (Ann Oakley); Emma Goldman, 1868-1940 (Alix Kate Shulman); Olive Schreiner, 1855-1940 (Liz Stanley); Vida Goldstein, 1869-1958 (Gaby Weiner); Christabel Pankhurst, 1880-1958 (Elizabeth Sarah); Alice Paul, 1885-1977 (Jean L. Willis); Virginia Woolf, 1882-1941 (Naomi Black); Vera Brittain, 1896-1970 (Muriel Mellnow); Mary Ritter Beard, 1876-1958 (Ann J. Lane); Simone de Beauvoir, 1908 (Mary Evans).
Frigga Haug (Berlin/West)

Meulenbelt, Anja: Wie Schalen einer Zwiebel. Oder: Wie wir zu Frauen und Männern gemacht werden. Aus dem Niederländischen von Silke Lange. Verlag Frauenoffensive, München 1985 (266 S., br., 24,80 DM)

Die ersten Motive feministischer Forschung waren widerständig: Objektivität und Allgemeingültigkeit der herrschenden Wissenschaften sollten entselbstverständlich und als

männliche Konstruktionen demontiert werden. Mit dieser Respektlosigkeit begründeten sich »eingeschlechtliche« Untersuchungen, die von Frauen für Frauen den Anspruch der kritischen Theorie, die Subjektivität des Forschers miteinzubeziehen und zu reflektieren, radikalisierten, indem sie die geschlechtsbestimmten Dimensionen der Erfahrungen ins Zentrum rückten. Welche *besonderen* Weisen der Weltaneignung Mädchen und Frauen erwerben, welche Erfahrungen sie in Privatheit und Öffentlichkeit machen, wie sie den Ausschluß aus Machtinstanzen leben, wurden so zu einigen untersuchungsleitenden Fragen. Seit einiger Zeit ist ein Umbruch zu vermerken: trotzig-wütend begann er mit einem Schlag: »Neue Männer braucht das Land« (Ina Deter) und setzte sich fort z.B. in der Erziehungsliteratur, die neue Väter fordert. Das von Frauen aus »andere Geschlecht« wird zum notwendigen Untersuchungsgegenstand erklärt. Wie kann und sollte es sich ändern, damit es besser zu den Frauen paßt und manchmal auch zu einer sich ändernden Welt? Die denk-logische Figur solcher Forderungen ist eine a-priori-Gleichheit der Geschlechter und eine Differenz, die — als ausschließlich sozial konstruierte — abgeschafft werden kann. Unklar ist noch, ob dieser Zugriff auf das Ganze eher einem Voluntarismus geschuldet ist oder einer Arbeitsteilung, bei der die Frauen die Selbstveränderung im Zentrum hatten, die sie jetzt angesichts der bedrohlichen Weltlage als anmaßende Überforderung begreifen.

Meulenbelt hat sich mit ihrem Buch in dieser Problemanordnung niedergelassen. Schon im Titel macht dies das versöhnte »wir« deutlich, das durch die (sozialen) Schalen in Feindschaft gebracht und in zwei Hälften geteilt wurde. Meulenbelt unternimmt mit den Leser/innen eine schnelle, lange Wanderung durch verschiedene Wissenschaften, die sie — ohne längere Aufenthalte — mit einfachen Worten, in schwarz-weiß gemalt wie eine Impression, nahezubringen versucht. Ihr Anspruch, für Studienanfängerinnen oder Nicht-Studentinnen zu schreiben, zerstört die notwendige Haltung des ruhigen Zergliederns und Ableitens, die das Begreifen oder die »Transparentarbeit« gerade für solche Leserinnen dringend braucht. Eilig und wissend wird uns beigebracht, daß *die* Sozialbiologen von der kleinen Hirnmasse bei Frauen ausgehen. Das ist leicht mit dem Affenbeispiel zurückzuweisen: ein großes Hirn verrät nichts über Intelligenz. Bis auf den kleinen unwesentlichen Unterschied sind nach diesem »Naturwissenschaftskapitel« die Geschlechter völlig gleich. Von der Natur eilen wir in den abgesteckten Bereich »Gesellschaft«, deren »Innenseite« (17), d.h. die psychischen Auswirkungen, für Meulenbelt von Interesse sind (die »Außenseite« habe sie in »Marxismus-Feminismus« abgehandelt). Die Regenten dieses Teils sind Vernunft- und Edukationismuskurse. Die von der Autorin angestrebte Vernunft trifft auf Unvernunft, die tief sitzende Geschlechtsidentität, die sich dem Erkennen und Umdenken verschließt, da sie überwiegend unbewußt sei. Das Irrationale und den Menschen auszeichnende sei eben diese Geschlechtsidentität, die in frühen Jahren gewonnen wurde und das weitere Leben bestimme. Aus dieser Polarisation will sie ein besseres »Gemisch« für die Zukunft entwickelt sehen, erreicht durch eine »bessere« Erziehung. Bevor geklärt ist, was Rationalität, was Gefühl sei, oder mit welchen Bestimmungen beide faßbar würden, ist ersteres schon abklassifiziert und letzteres — gerade von Männern — anzustreben. Während Frauen durchgängig als Opfer von Schlägern, Vergewaltigern, von Strukturen, die verhindern, vorkommen, zugleich aber als Bewahrerinnen von Einfühlungsvermögen und Zärtlichkeit, bleibt die Veränderung von Welt und eigener Psyche bei den Männern. Vor allem sollen sie gefühlvoller werden. Männer sollten »weibliche Werte« in ihre Leben ... integrieren: weniger arbeiten, stärkere Beachtung der(den) Gefühl(n)« (238) zuwenden. In diesem Mehr-Weniger Modell ist eine ungesellschaftliche Aussöhnung der Geschlechter angestrebt.

Mir scheint diese überruhige Haltung und Selbstbemessung am anderen Geschlecht schwächend für feministische Forschungs-Politik. Wenn man — wie Meulenbelt — das

Ganze ändern will, braucht es wohl das Wissen über das Verhältnis der Teile zueinander, hier der Geschlechter-Verhältnisse. Sich die Probleme in Verhältnissen zurechtzulegen, ermöglichte es, aus den »Gut-Böse«-, »Richtig-Falsch«-Rastern auszusteigen; selbst wenn Frauen nicht so »gewalttätig, kriegerisch, zerstörerisch« wie Männer seien, hieße das jedoch noch nicht, daß sie schon einen positiven Gesellschaftsentwurf in der Tasche hätten.

Kornelia Hauser (Hamburg)

Sayers, Janet: Biological Politics. Feminist and Anti-feminist Perspectives. Tavistock Publications, London and New York 1982 (235 S., br., 5,25 £)

Die untergeordnete gesellschaftliche Stellung von Frauen biologisch zu rechtfertigen, war lange Zeit ein Argumentationsmuster, das ausschließlich konservativer Wissenschaft und Politik zugeschrieben wurde. Dies hatte u.a. zur Folge, daß Feministinnen der Biologie größere Bedeutung für die Herrschaftsverhältnisse zwischen den Geschlechtern absprachen und selbst kultur- oder sozialkritisch argumentierten. Janet Sayers betont das relative historische Recht dieses Vorgehens, sieht darin jedoch auch einen Mangel. Sie hält eine Analyse des Zusammenhanges von Biologie und »Frauenschiedsakt« notwendig für Befreiungsstrategien und warnt davor, dieses Feld allein den Konservativen zu überlassen. Im vorliegenden Buch erarbeitet sie die Geschichte der biologischen und soziologischen Argumentationen zum Geschlechterunterschied.

Im ersten Teil konzentriert sie sich auf »anti-feminist perspectives«, d.h. auf konservative theoretische Positionen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. So berichtet sie, daß um 1847, als Frauen verstärkt für gleiche Bildungschancen kämpften, die These vertreten wurde, daß das Lernen und Studieren ihnen die Kräfte für ihre eigentliche Funktion, das Gebären, entziehe. Dieser Gedanke habe auf einer Theorie des menschlichen Energiehaushaltes beruht, derzufolge die Kraft, die ein Organ abzieht, für andere Organe weniger vorhanden sei. Auf dem Hintergrund sozialdarwinistischer Ansichten seien die Befreiungsversuche von Frauen als Disharmonie gegen die Natur bekämpft worden. Den Frauen sei entgegengehalten worden, daß das herrschende Geschlechterverhältnis, da gebildet in Anlehnung an den biologischen Unterschied, zugleich die beste soziale Ordnung darstelle (vgl. 41). Auf dem theoretischen Hintergrund der Soziobiologie fanden sich Begründungen für die Einsperrung der Frau in der Ehe und die gleichzeitige Polygamie des Mannes. Beide Geschlechter versuchten so, möglichst viel des eigenen Genmaterials durchzusetzen: die Frau durch Schwangerschaft, Geburt und Erziehung der Kinder, der Mann durch häufiges Schwängern verschiedener Frauen. Wieder andere Konzepte biologisierten die Dominanz des Mannes mit der größeren männlichen Stärke, Aggressivität und schließlich damit, daß Männer ein größeres Gehirn hätten (vgl. 84).

Sayers referiert jeweils die Entstehung des theoretischen Hintergrundes als auch die verschiedenen politischen und wissenschaftlichen Anknüpfungen. Dabei belegt sie im einzelnen, wie biologische Argumente im Zusammenhang mit sexistischen, klassenmäßigen und rassistischen Vorurteilen aufkommen und an Bedeutung gewinnen. Die Reduzierung der Frau auf die Aufgabe des Gebärens ging z.B. einher mit einer Angst vor der Überfremdung Amerikas. Im zweiten Teil setzt Sayers sich mit feministischen Analysen zum Zusammenhang von Frauenunterdrückung und Biologie auseinander. Der Maßstab, an dem sie die unterschiedlichen Konzepte mißt, ist die in ihnen enthaltene Strategie für Befreiung. Unter der Überschrift »The social construction of female biology« (107) referiert sie feministische Konzepte, die nicht im biologischen Unterschied zwischen den Geschlechtern selbst die Ursache für Herrschaft sehen, sondern in der Weise, wie die weibliche Biologie sozial konstruiert sei. Aufgrund ihrer Gebärfähigkeit würde die Frau als enger an die Natur gebunden behauptet, während gleichzeitig gesamtgesellschaftlich das Denkmuster Kultur als das Menschliche und Natur als der Kultur Unter-

geordnetes vorherrsche. Bei der Suche nach Befreiungsmöglichkeiten kommt Sayers zu der Kritik, daß der biologische Determinismus der Konservativen durch einen sozialen bzw. kulturellen ersetzt werde. Eingezwängt in den Dualismus Natur-Kultur bleibe unklar, wie Frauen diese Anordnung durchbrechen und zu kämpfenden Subjekten werden könnten.

Ähnlich argumentierten Ansätze, die sich den spezifischen Bedeutungen um die weibliche Menstruation in verschiedenen Kulturen zuwandten. Gegen das patriarchale Tabu hätten besonders feministische Künstlerinnen wie Judy Chicago oder Isabel Welsh versucht, Blut und Mensis aufzuwerten. Zugleich sei versucht worden, über den weiblichen Körper eine weltweite »sisterhood« unter Frauen herzustellen. Zumindest eine verallgemeinerbare Befreiungsperspektive vermag Sayers hierin nicht zu sehen, weil beispielsweise Klassegegensätze vollkommen unberücksichtigt blieben. Während weiße Mittelklassefrauen daran arbeiten, die Menstruation aus dem Krankheits- und Schwächediskurs zu ziehen, stelle sich das Problem für Industriearbeiterinnen anders, die neuen feministischen Stärkediskurse könnten gegen sie gewendet werden als Argumente gegen Ruhepausen auf der Arbeit während der Mensis.

In zwei weiteren Kapiteln werden die unterschiedlichen feministischen Anknüpfungs-, Kritik- und Erweiterungsversuche an Freud vorgestellt. Sayers vertritt hier die Position, daß Freud selbst in seiner Theorie keineswegs eine eindeutig biologisch determinierte Sichtweise auf das Leben von Frauen vorgeschlagen habe. Im Kapitel »Biology and mothering« stellt sie neuere Positionen zur geschlechtlichen Sozialisation vor, darunter auch Ansätze, die versuchen, das Weibliche aufzuwerten und darin das Bessere und Menschlichere zu sehen. Die gegenwärtige Rechtspolitik in der BRD um Nachbarschaftshilfe, die Aufwertung von Hausarbeit u.ä. unterstützt Sayers Einschätzung, daß solche Positionen eine Politik gegen Frauen wird, indem sie Begründungen dafür liefern, weshalb Frauen — besonders in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit — zu Hause am besten aufgehoben seien.

In einem abschließenden Kapitel stellt Sayers liberale, marxistische, radikal-feministische und sozialistisch-feministische Ansätze zum Geschlechterunterschied vor, die sowohl Biologie als auch Soziales zu berücksichtigen versuchen. Mit der Vorstellung der verschiedenen Richtungen zeigt Sayers, daß es *den* Feminismus als einheitliche Sichtweise nicht gibt, sondern verschiedene Zugänge zu einem Problem.

Sayers entwickelt am Schluß selbst keinen neuen Vorschlag zum Problem. Die Stärke des Buches liegt in der Bereitstellung eines Überblicks über verschiedene theoretische Richtungen zur Problematik des Mann-Frau-Verhältnisses, zur Herstellung von sozialem Geschlecht. Mir ist kein deutschsprachiges Buch bekannt, das dieses auf ähnlich kurze und informative Weise leistet.

Sünne Andresen (Hamburg)

Riese, Katharina: In wessen Garten wächst die Leibesfrucht? Das Abtreibungsverbot und andere Bevormundungen. Gedanken über die Widersprüche im Zeugungsgeschäft. Wiener Frauenverlag, Wien 1983 (149 S., br., 12,80 DM)

Das vorliegende Buch ist aus der Dissertation der Autorin: »Die Abtreibung in der Volksmedizin mit besonderer Berücksichtigung der innerpatriarchalischen Widersprüche« entstanden. In beiden Arbeiten verweigert sie sich der akademischen Entfremdung und wendet sich mit Liebe und Sorgfalt den Frauen zu. Es gelingt ihr, die ökonomischen Hintergründe zur strafrechtlichen Verfolgung von Abtreiberinnen deren pathetischer Verkleidung zu berauben. Im ersten Teil des Buches zitiert Riese ausführlich Berichte von Abtreibungsprozessen aus Wien im Ersten Weltkrieg und rettet so vier Frauen aus der Masse der in den Gerichtsprotokollen bis zur Unkenntlichkeit beschriebenen Opfer vor dem Verschwinden in der Namenlosigkeit. Ihre Anteilnahme kapituliert dabei nicht vor der Selbstverständlichkeit der Unterdrückung, sondern macht uns die Dokumente durchscheinend für die von der kollektiven Erinnerung häufig unterschlagene Wider-

standskraft der Frauen. — Das in diesem Teil gesammelte historische Material wird zum Ausgangspunkt für Überlegungen, die sich — ohne Rücksicht auf Denkverbote und Sexualtabus, das Private und das Öffentliche verknüpfend — zu wichtigen und neuen Aussagen verdichten, die in die aktuellen Diskussionen in der Frauenbewegung eingreifen und sie weiterführen können. Von der Frauenforschung bereits thematisiert ist die Geschichte der Hexenverfolgung, detailreich belegt ist auch die Vertreibung der Frauen aus der Frauenheilkunde. Katharina Riese warnt davor, die Unmenschlichkeit, wie im Fall des »Dritten Reiches«, in eine ferne Vergangenheit zurückzubewältigen. Die »göttliche Ordnung« werde heute durch die »Stimme der Natur« ersetzt, deren Raunen nach Belieben interpretierbar sei. So werde die außergerichtliche Verurteilung ganz im Sinne der Inquisition gesprochen, indem organische Idyllen von Leibesfrüchten, Fortpflanzungen, Nachwüchsen und keimendem Leben entworfen würden, die sprachlich und damit bewußtseinsmäßig Unfähigkeit erzeugten, eine Frau von einer Pflanze zu unterscheiden und sie so der modernen »Naturbeherrschung« ohne weiteren Aggressionsstau zur Verfügung stellten.

Noch und gerade in der scheinbar undurchdringlichen sexistischen Hermetik der Gynäkologensprache entdeckt Riese Hinweise auf ritualisierte Kämpfe, für die die Körper der Frauen nur das Schlachtfeld darstellten. Zum Beispiel heiße es in einem einschlägigen Lehrbuch, daß der Arzt der Patientin wegen der »bekanntesten Delikatesse eines Frauenzimmers«, also wegen ihrer Schamhaftigkeit, »mit dem größten Anstand« begegnen müsse. Im Umgang mit den nicht-zahlen-könnenden, den öffentlichen Patientinnen bremste diese Höflichkeit den Forscherdrang nicht mehr. Daraus folgert Riese: Es ist also die Kaufkraft des Ehemannes, des Besitzers des Frauenzimmers, der sich der Gynäkologe zu unterwerfen genötigt sieht. Das Revier des Rivalen gelte es, mit Feingefühl zu schonen.

Die Rolle der Frau in diesem Zusammenhang bestehe allein darin, die angedichteten Gefühle zu verkörpern, als wären es ihre eigenen, von der kitzligen Arzt-Ehemann-Situation abzulenken und einen Puffer abzugeben zwischen den verschiedenen Fraktionen des Patriarchats.

Riese ortet ähnliche Dreiecksverhältnisse, Dreifaltigkeiten im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang: Die Widersprüche zwischen familiärem, staatskirchlichem und nationalem Patriarchat würden zum geschichtsmächtigen Konflikt der diversen Väterlichkeiten untereinander: »In der Dialektik zwischen privat und öffentlich, zwischen Familie und Staat spaltet sich das Patriarchat, um sich in verschiedenen Kompromissen zur Funktionalisierung der Frauen wieder zu vereinen. Dieser Prozeß der Konsensfindung macht deutlich, daß die Vaterschaft keine zeitlos-biologische, sondern eine historisch-entwickelte politische Form der Verwandtschaft ist« (123). Auf diesem Hintergrund behauptet Riese, daß die Abtreibung in erster Linie ein Delikt gegen die durch vaterschaftliche Erbfolge innerhalb der Familie hergestellte Kontinuität des Privatbesitzes sei, dessen Organisation der profane Gesamt-Vater Staat in die Hand nehme. Als Gegenleistung garantiere er dem leiblichen Vater die private Nutzung der Frau, wobei sich zwischen diesen Interessen sowie denen des Heiligen Vaters ein Gleichgewicht herstelle, das seinen je historischen Ausdruck in der immer neuen Modellierung des »Wesens des Weibes« finde. Die reale Verfügungsgewalt werde durch die definitorische und imaginatorische unterstützt.

Riese führt den Begriff der »weiblichen Doppelrolle« mit wenigen Sätzen ad absurdum: »Zwei einander widersprechende innere Kolonisierungsziele heben sich in ihrer Logik auf. Die für den Industriekapitalismus benötigte frei bewegliche Arbeitskraft zerstört die an die patriarchalische Erbfolge gebundene und damit unbewegliche Fortpflanze und umgekehrt. Die Disziplin als Selbstbeherrschung drängt die Arbeitnehmerin zur Kinderlosigkeit und die Mutter zur Arbeitslosigkeit. Durch den ins innere Geschehen der

Frauen verlegten Disziplin-Konflikt wird die Selbstbeherrschung in ihr zur unfreiwilligen Rebellin ihrer selbst. Die erfolgreiche Arbeitskraft und die gute Mutter werden zu zwei Unmöglichkeiten, die weder mit dem Begriff Doppelrolle noch mit dem schon besseren Begriff Doppelbelastung auch nur annähernd zu beschreiben sind, da von doppelt nicht die Rede sein kann, auch nicht von der Hälfte, sondern von einem Sich-selbst-ein-Leben-lang-im-Weg-stehen.« (16f.) Nach wie vor quälen sich die einzelnen Frauen in schuldbehaftetem Eifer, diesen Widerspruch durch ihre individuelle Lebensplanung aufzulösen, als wäre dieser durch das Frau-sein selbst entstanden und nicht das Ergebnis einer unaufhebbaren Gleichzeitigkeit zweier ungleichzeitiger gesellschaftlicher Strukturen, beide bereits einzeln frauenunterdrückend. Auch wenn die Frauen die Familien loswürden, das Reich der Freiheit wäre nicht erreicht: »Die christliche Liebe ... dient in ihrer Perversion zur positiven Familienideologie noch immer zur monokausalen Erklärung der gesellschaftlichen Ohnmacht der Frauen und erklärt doch nichts anderes als das allgemeine Interesse am Verzicht auf eine Erklärung.« (140)

Es ist die Sprache der Autorin, die Mut macht. Die Schatten fallen auf die, die im Lichte stehen. Es ist die Verschiebung der Perspektiven, die es uns möglich macht, die Selbstverständlichkeiten der Inszenierung des Patriarchats einmal gründlich mißzuverstehen. Ihre Lust am Bloßlegen, die befreiende Kraft ihrer Assoziationen sind es, die einladen, ihrem Beispiel zu folgen, neue Verknüpfungen auszuprobieren, sich der Angst vor der Einsicht in die Realität der Gewaltverhältnisse zu stellen.

Gertrude Czipke (Wien)

Trallori, Lisbeth: Vom Lieben und vom Töten. Zur Geschichte patriarchaler Fortpflanzungskontrolle. Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1983 (217 S., br., 23,80 DM)

Kinder als zufälliges Produkt der Liebe oder als Resultat von Planung? — In diese Frage greift das Buch von Lisbeth Trallori ein. Als Anliegen ihrer Arbeit bestimmt sie die Absteckung des politischen Rahmens »für die Entfaltung reproduktionsbeschränkender Maßnahmen, das Entscheidungsprimat darüber sowie deren Verfügbarkeit« (2). Dabei geht es ihr in erster Linie darum, »Fortpflanzungskontrolle im Zusammenhang mit der jeweils dominierenden Wirtschafts- und Gesellschaftsformation« (2) herauszuarbeiten. Sie liefert mit ihrer Untersuchung Argument um Argument wider die These der Naturhaftigkeit der menschlichen Fortpflanzung, die immer wieder propagiert werde, wenn es darum gehe, die Menschenproduktion anzuheizen. In ihrer Argumentation stützt sie sich auf vielfach bekannte Sekundärliteratur (Engels, Imhof u.a.), aber auch auf historisches Quellenmaterial (Gesetzestexte aus der Antike u.ä.). Im chronologischen Verlauf zeichnet sie die Entmachtung der Mütter durch die Väter, dann die der Väter durch den Staat nach.

Bereits in den matristischen Gesellschaften der Frühzeit hätten Frauen die Zahl der Kinder mit Hilfe sanfter Verhütungsmethoden und der Beobachtung des weiblichen Zyklus auf die Nahrungs- und Lebensbedingungen ihrer Gemeinschaft abgestimmt, überließen die Kinderzahl also nicht dem Zufall. Als dann mit der Entdeckung des Privateigentums die Frage nach den Erben des Besitzes auftauchte und die Männer die Macht über Eigentum und Frauen ergriffen, sei den Frauen auch die Entscheidungskompetenz über den Nachwuchs entzogen worden. Patriarchale Frauenunterdrückung, die Entstehung von Klassen und die Ausbeutung der menschlichen Fortpflanzungsfähigkeit stellt Trallori so in einen unmittelbaren zeitlichen und inhaltlichen Zusammenhang. Die entsprechende theoretische Untermauerung dieser Politik hätten je nach Zeitalter antike Philosophen (Aristoteles und Platon entdeckt Trallori in deren Staatsutopien als geistige Väter der Eugenik), die Kirche und Bevölkerungswissenschaftler mit dem politischen Überbau, dem Staat, geliefert.

Das staatliche Interesse an einem Bevölkerungswachstum oder einer Stabilität habe

geschwankt je nach Produktionsverhältnissen. Das bevölkerungspolitische Instrumentarium (Eheverbote und -anreize, finanzielle Vergünstigungen, rechtlicher und moralischer Druck) hätte sich vor allem in Verbindung mit dem Monopol über Verhütungswissen als wirksam erwiesen. Diese Verknüpfung sei mit der Ermordung der heilkundigen Frauen im Mittelalter, der Gleichsetzung von Geburt und Krankheit und der Institutionalisierung des Ärztestandes als Kontrollinstanz über Geburt und Kinderaufzucht hergestellt worden. Allgemein zeige sich, je mehr die individuellen und staatlichen Interessen divergierten, desto mehr bedürfe es zusätzlich zur direkten Bevölkerungspolitik sozialstaatlicher Maßnahmen, besonders habe sich dies im menschenverschleißenden Frühkapitalismus herausgestellt.

Trallori schließt sehr abrupt mit dem kurzen Hinweis auf anfängliche Nachlässigkeit der Sozialisten in bevölkerungs- und frauenpolitischen Fragen und verweist auf die Instabilität heutiger Errungenschaften an der »generativen Front« (177). Ungeklärt bleibt, weshalb ihre Analyse Weimar, den Faschismus und die heutigen Regelungen weitgehend ausspart. Ist ein »tausendjähriges Reich« und seine Nachfolger zu unbedeutend angesichts von Jahrtausenden? Oder liegt es daran, daß das Europa der Neuzeit ein zu facettenreiches und ambivalentes Bild für ihren recht weitzahnigen Theoriekamm bietet?

Für die übrige Zeit gibt Trallori jedoch einen guten Überblick, in dem der Versuch unternommen wird, frauenspezifische Probleme mit der Fortpflanzungskontrolle neben der Kapitalismuskritik nicht zu kurz kommen zu lassen. In seinen Thesen ähnelt dies Buch dem von Heinsohn/Knieper/Steiger: *Menschenproduktion* (1979), das die Autorin auch an einigen Stellen zitiert. Mit jenen gemeinsam hat Trallori die hohe Bewertung der gesellschaftlichen und ökonomischen Bedeutung von Bevölkerungspolitik und die Vernachlässigung der nicht wirtschaftlichen Interessen der Eltern an der Kinderzahl.

Was für einen theoretischen Überblick noch fehlt, ist die Darstellung wissenschaftlicher Gegenpositionen zu Malthus sowie die Rezeption der Diskussion in der Frauenforschung.

Petra Kirchberger (München)

Erziehungswissenschaft

Bohnsack, Fritz (Hrsg.): Sinnlosigkeit und Sinnperspektive. Die Bedeutung gewandelter Lebens- und Sinnstrukturen für die Schulkrise. Diesterweg Verlag, Frankfurt/M. 1984 (208 S., br., 34,- DM)

Die vorliegenden Beiträge zu einer Essener Ringvorlesung fragen nach gesellschaftlichen Ursachen für die wachsende »Schulmüdigkeit« bei Schülern wie Lehrern.

Zwei Beiträge untersuchen das Verhältnis zwischen Schulabschlüssen und beruflichen Perspektiven und seine Veränderung durch die Bildungsexpansion seit den 60er Jahren. *Furtner-Kallmünzer/Herrelmann* kommen bei ihrer Auswertung von Interviews zu dem Ergebnis, daß Schüler den »Sinn der Schule« vor allem in Schulabschlüssen sehen, die den Weg zu angestrebten Berufen öffnen. Diese Sinngebung der Schule als »Statusverteiler« gerät mit der Auflösung der traditionellen Zuordnung von Schulabschlüssen zu spezifischen Berufsfeldern in eine Krise. *Baethge* arbeitet heraus, daß die Bildungsexpansion entgegen den Intentionen der Bildungsreformer nicht zu mehr Chancengleichheit geführt hat, sondern vor dem Hintergrund schrumpfender Beschäftigungsmöglichkeiten eine »scharfe negative Auslese« bewirkt und »die soziale Differenzierung eher verstärkt« (38) habe. Haupt- und Sonderschüler werden aus ihren traditionellen Berufen verdrängt, da Abitur und Realschulabschluß zu Eingangsvoraussetzungen für die meisten Ausbildungsgänge in der beruflichen Bildung werden (45ff.). Das Abitur verliert seine Bedeutung als Garantie für eine akademische Karriere, es gewinnt andererseits an Bedeutung, da es zu einem zentralen Kriterium für die Auswahl von Bewerbern in den Betrieben wird.

Auch *Buddrus* sieht die »Sinnkrise« bei den Jugendlichen darin begründet, daß angesichts der »Verknappung der Erwerbsarbeit« (51) die Perspektive des Einstiegs in eine gesellschaftliche Karriere fraglich wird, die bisher als »zentraler Integrationsfaktor« (56) wirkte. *Stubenrauch* sieht einen großen Teil der Jugend auf der kollektiven Suche nach neuen Lebensformen (49ff.); seine These vom »Kulturbruch« wird von *Rech* aufgenommen, der das ästhetische Verhalten der jugendlichen Subkulturen (Kleidung, Graffiti) im Anschluß an Baudrillard als »Ver-wahrung gegen jede Bedeutung« (83) begreift und als Symptom einer gesellschaftlichen Sinnkrise deutet. Alle drei Autoren lassen sich durch den ebenso umfassenden wie unbestimmten Begriff der »Sinnkrise« zu pauschalen Analogien zwischen »dem« Gesellschaftszustand und »den« Reaktionen »der« Jugend verleiten. Ein methodisch differenzierter Zugang findet sich bei *Nipkow*, der die »Affinitäten zwischen den Entwicklungslagen und Erfahrungen von Jugendlichen« und den Formen der »neuen Religiosität« (100) untersucht. Nipkow bestimmt die Erfahrung von »Sinnlosigkeit« im Anschluß an Döbert als eine »lebensbereichs- und zeitübergreifende allgemeine Sinnkrise« (101), die erst im Entwicklungsstadium der Adoleszenz auftreten kann. Mit Blick auf die Ergebnisse der empirischen Jugendforschung (Shell-Studie) betont Nipkow, daß nur ein Teil der Adoleszenten diese Erfahrung tatsächlich macht (110) und daß die Reaktionen auf eine solche »Sinnkrise« nicht homogen, sondern gegensätzlich ausfallen. Die Attraktivität der Jugendreligionen in ihren unterschiedlichen Ausprägungen wird vor diesem Hintergrund verstehbar als Prozeß der Aufnahme und Umformung der verschiedenen Reaktionen auf die Erfahrung der »Sinnkrise«.

Einen ertragreichen Ansatz zum Verständnis der »Schulkrise« liefert *Ziehe* mit seiner Untersuchung des Zusammenhangs von schulischen und kulturellen Veränderungsprozessen. Ziehe geht davon aus, daß die Schule heute von Schülern wie Lehrern in höherem Maße als anstrengend erfahren wird als vor der Schulreformwelle (118). Im Rückblick auf die eigene Gymnasialzeit erinnert er daran, daß bis in die 60er Jahre die »erlebte Alltagsrealität von Schule«, ihre »Rituale, Regeln und Praxisformen«, von Autoritätsverhältnissen geprägt waren (119f.). Das Gymnasium profitierte damals vom kulturellen Klima der Mittelschicht: von der unbefragten Geltung des Bildungskanons, von der positiven Bewertung der »Selbstdisziplinierung« und von der Stellung der Schule als einzigem Vermittlungsglied zwischen Jugend- und Erwachsenenwelt (122ff.). Die autoritäre Schule geriet in die Krise, als diese kulturellen Selbstverständlichkeiten »epochalen Entwertungsschüben« (125) ausgesetzt waren. Da keine ähnlich wirksame Neudefinition von Schule an die Stelle der alten trat, entstand ein »Vakuum an Sinnmöglichkeiten und Motivangeboten« (125), auf das die Schulverwaltungen mit »Verapparatur und Verrechtlichung« (126) reagierten. Die Lehrer müssen nun zwei zusätzliche Funktionen übernehmen, wenn sie produktive Lernsituationen schaffen wollen: sie müssen »Beziehungsarbeiter« werden, die das »Vakuum an kulturell präsenten Sinnmöglichkeiten« durch gute persönliche Beziehungen zu ersetzen haben, deren Selbstwertgefühl damit von den Reaktionen ihrer Schüler abhängig wird (126); und sie müssen »Kulturarbeiter« werden, die sich nicht auf einen vorhandenen Kanon stützen können, sondern aus eigener Kraft »Möglichkeiten für Sinn- und Motivproduktion erst einmal erlebbar« (127) machen müssen. Während die traditionelle Schule mit ihrer Ausrichtung auf Selbstdisziplin bei den Schülern auch »positive Verdichtungen im Selbsterleben und Ausbilden von eigenen Motiven« (124) ermöglichte, hat die Zunahme der »kulturellen Ambivalenzen« Lehrern und Schülern zwar einen Gewinn an Autonomie verschafft, zugleich aber alle Handlungen und Motive einem ständigen Legitimationsdruck ausgesetzt.

Am Schluß des Bandes finden sich zwei Beispiele projektorientierten Lernens: *Zacharias* stellt ein Modell außerschulischer Jugendarbeit vor, das sich zum Ziel gesetzt hat, die Lebensumwelt der Kinder (den Stadtteil) als »Lernumwelt« nutzbar zu machen (139ff.); *Scheufele/Heller* berichten von ihren Versuchen, die Aktivitäten von Haupt-

schülern durch Projekte (Verbesserung des Freizeitangebots, Gestaltung der Jugendseite der Lokalzeitung) zu fördern (157ff.). Auch in den theoretischen Beiträgen wird das schülerzentrierte Lernen propagiert, etwa in der Forderung des Herausgebers Bohnsack, die Schule müsse die »historische Grundstruktur der Belehrung ... einbetten oder doch variieren mit Formen (relativ) autonomer Arbeits- und Lernprozesse« (199). Mit einer solchen Schulreform wären die analysierten gesellschaftlichen Einflüsse nicht aufgehoben; die veränderten Arbeitsformen könnten aber die Möglichkeit eröffnen, ihre Auswirkungen auf Schüler wie Lehrer gemeinsam zu bearbeiten.

Eckhard Volker (Berlin/West)

Rössner, Lutz: Reflexionen zur pädagogischen Relevanz der praktischen Philosophie

John Stuart Mills. Philosophische Studien zur Geschichte der empirischen Pädagogik I. Verlag Peter D. Lang, Bern und Frankfurt/M. 1983 (418 S., br., 80,- sFr)

Eine Begründung der Pädagogik als empirischer Erziehungswissenschaft ist bloßes Programm geblieben: Die gegenwärtige Rückwendung der Pädagogik auf ihre traditionellen Fragestellungen, auf die Problematik der Konstruktion pädagogischer Theorien, deutet an, daß andere Begründungsversuche in den Vordergrund der Diskussion treten. Rössners Buch über Mill wirkt vor diesem Hintergrund wie der Versuch, den Begründungsanspruch einer empiristischen Pädagogik historisch zu stützen. Das zentrale Anliegen des Buches: der Nachweis, daß Mill ein Klassiker der (empirisch-analytischen bzw. technologisch orientierten) Erziehungswissenschaft sei (12, 95), soll über eine (unter diesem Gesichtspunkt selektierende) Rekonstruktion eingelöst werden. Daß diese Rekonstruktion von der für die empiristische Pädagogik typischen Trennung von Erziehungswissenschaft und normativer Erziehungsphilosophie ausgeht (so die beiden Hauptteile des Buches), deutet an, daß der Rahmen der Rekonstruktion durch die aktuelle Perspektive empirischer Erziehungswissenschaft vorgegeben ist. Allerdings fördert die Rezeption Mills eine Akzentverschiebung: Es steht hier nicht die methodologische Absicherung empirisch zu gewinnender Erkenntnisse im Vordergrund, sondern die Begründung des Technologiekonzeptes. Die These, daß Mills gesamte Philosophie als eine praktische Philosophie gelesen werden muß (56ff.), deren Ziel in der Ermöglichung einer rationalen Praxis, d.h. einer über eine wissenschaftliche Methodenlehre (45ff.) und pedantische Überprüfung wissenschaftlicher Ergebnisse (23ff.) abgestützten Erziehungs-Technologie, liegt, rückt die Umformulierung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse/Gesetzesaussagen in handlungsorientierende Technologien in den Vordergrund.

Daß das Theorie-Praxis-Verhältnis in der Pädagogik (wie in anderen Wissenschaften) nach dem Modell »Erforschung von Gesetzen — technologische Umsetzung« gedacht werden muß, diese zentrale Voraussetzung wird nicht diskutiert, sondern axiomatisch gesetzt: »Wir gehen hier, ohne dieses Axiom zu reflektieren, davon aus, daß alles menschliche Handeln unter dem Gesichtspunkt der Effektivitätssicherheit realisiert wird, da alles Handeln der Lebenssicherung dient bzw. dienen soll« (171). Wer diese Voraussetzung und damit die Unterstellung, daß pädagogische Ziele »moralisch«, pädagogische Mittel aber »wissenschaftlich« zu begründen seien, nicht teilt, wofür gute Gründe sprechen, die u.a. in der Qualifizierungsproblematik von Handlungen als »pädagogisch« liegen, der wird auch die Explikation der technologischen Theorie nicht akzeptieren können.

Rössner unterscheidet im Anschluß an Mill zwischen (Erziehungs-)Wissenschaft und (Erziehungs-)Kunst (115ff.), wobei er Kunst gleich Technologie setzt — gemäß der obigen Voraussetzung. Aufgabe der Wissenschaft ist es, Gesetzeswissen zu liefern als Begründung einer rationalen Praxis. Wie in der Alltagspraxis wird dieses Wissen für Mill auch in der Wissenschaft induktiv gewonnen: Auch wenn man induktiv nicht zu absoluten Sicherheiten gelangen kann, so hat das induktive Vorgehen doch darin seine Berech-

tigung, daß es Mill nicht primär um Wahrheit, sondern um die Nützlichkeit für eine rationale Praxis geht, für die nur ein »Maximum an Gewißheit« (141) erforderlich ist. Eine »Pragmatisch Verwendbare Pädagogische Theorie« verlangt jedoch mehr als eine solche »Kerntheorie«, die als »Informationskern« (126) einen Gesetzeszusammenhang über den relevanten Gegenstand wiedergibt. Gefordert sind zudem: »Theorien zur Herstellung von Situationen für die Anwendung der Kerntheorie« (158) sowie eine raum-zeitliche Relativierung der technologischen Theorie (179), die Berücksichtigung der konkreten Umstände, in die man technologisch eingreifen möchte. Mögliche Erziehungsziele kommen nur insoweit in Betracht, als es möglich sein muß, die Verträglichkeit und Präferenz unterschiedlicher Teilziele zu beurteilen (der »deontologische Aspekt technologischer Theorien«, 184ff.). Die letzte Konkretisierung der »Pragmatisch Verwendbaren Technologischen Theorie« obliegt dem Praktiker, der damit auch deren technologisch definierte Geltung überprüft.

Erziehung, technologisch definiert, baut auf Verfügungswissen: »Erziehen = df. Durch eine Person P1 (= Erzieher) realisiertes interagierendes, absichtsvolles und geplantes Zuführen von Impulsen in bezug auf eine Person P2 (= Educand) mit dem Ziel, das Lernen von P2 so zu beeinflussen, daß P2 Dispositionen aufbaut oder bewahrt oder verstärkt oder ändert, die P2-Verhalten begünstigen, das die Verhaltenserwartungen (Soll-Zustände) von P1 (und/oder ihrem Auftraggeber, gegebenenfalls P2) erfüllt.« (199f.) Daß Rössner Mills Konzeption einer intentionalen Erziehung mit dieser Definition für kompatibel hält, bedeutet zunächst nichts anderes, als daß sich diese Kompatibilität allgemein darauf bezieht, daß pädagogisches Handeln mit Wirkintentionen arbeitet. Eine Stützung erfährt diese Kompatibilitätsthese durch die Rezeption der Mill'schen Moraltheorie, des Utilitarismus, den Rössner als »Ethik der realen Praxis« (284) bezeichnet. Eine technologische Interpretation von Praxis hat nun allerdings den Vorteil, daß sie zentrale Probleme des utilitaristischen Moralprinzips, daß mit einer Handlung das Wohl aller von dieser Betroffenen optimal gefördert werden soll, lösbar erscheinen läßt. Wenn es keine objektiven Kriterien für eine Kalkulation der Kosten oder des Nutzens einer Handlung für die Betroffenen gibt, wenn das Leid Einzelner durch das Glück der Mehrzahl aufgewogen wird, worüber der Handelnde wiederum verfügen kann, so läßt sich die damit gegebene (in der Utilitarismus-Diskussion häufig aufgezeigte) Legitimationsproblematik dadurch neutralisieren, daß man den Handelnden als (aufgrund technologischer Theorie) Kompetenten unterstellt, der sein technologisches Wissen zum Wohle aller anwendet. Das Verhältnis von Technologen und den von diesen abhängigen Adressaten bedeutet allerdings zugleich eine empirische Wendung des utilitaristischen Moralprinzips, das nun nicht mehr primär unter dem Aspekt der moralischen Beurteilung jeder menschlichen Handlung relevant wird, sondern gleichsam von sich aus auf das Verhältnis von technologisch kompetenter Elite und der Masse der Betroffenen verweist. Rössner nimmt daher auch den Gedanken einer Elitebildung auf, die er zugleich als »Erzieher der Erzieher« begreift (352ff.), und postuliert eine entsprechende Reform der Universitätsausbildung: Universitätserziehung soll Elitebildung sein, während die berufsspezifische Fachausbildung Sache neu zu konzipierender Fachhochschulen sein soll (367ff.). Wenn menschliche Praxis nicht anders als technologisch vorstellbar ist und ihre Rationalisierung demnach auch nicht als anders möglich vorgestellt werden kann — dann (und nur dann) ist diese Perspektive begründungsfähig. Wenn auch axiomatische Setzungen nicht nach Diskussion verlangen mögen, so bleibt doch nach der Pointe des Buches die alte philosophische Streitfrage offen, was zunächst gegeben sein muß: die Henne oder das Ei. Treibt der Konservatismus eines Autors diesen zum Empirismus oder wird der empiristische Theoretiker notwendig zum Konservativen?

Alfred Schäfer (Köln)

Rössner, Lutz: Die Pädagogik der empiristisch-utilitaristischen Philosophie Englands im 19. Jahrhundert. Philosophische Studien zur Geschichte der empirischen Pädagogik II. Verlag Peter D. Lang, Bern und Frankfurt/M. 1984 (466 S., br., 80,- sFr)

Den zweiten Teil der »philosophischen Studien zur Geschichte der empirischen Pädagogik« Rössners bildet die Kontextierung der Mill'schen Philosophie innerhalb der utilitaristischen Tradition, als deren Hauptvertreter J. Bentham, James und John Stuart Mill, G. Grote und A. Bain vorgestellt werden. Auch in dieser Abhandlung wird weder die Gleichsetzung von pädagogischen Wirkintentionen mit Technologien noch das utilitaristische Moralprinzip und seine internen Legitimationsprobleme diskutiert: Daß Pädagogik als Begründung rationaler Praxis nur als empiristisch-utilitaristische möglich sei, wird immer schon vorausgesetzt, womit sich die geschichtliche Rekonstruktion allenfalls auf den Formwandel erstrecken kann, in dem diese »Wahrheit« historisch aufscheint.

Daß der Benthamschen Philosophie, die sich auf das (von dem italienischen Rechtsgelehrten Beccaria übernommene) utilitaristische Moralprinzip sowie auf die (auf Helvetius zurückgehende) Annahme einer Allmacht der Erziehung stützt, die Intention auf eine pädagogische Relevanz als fokussierendes Element zugesprochen wird (67), von dem her sich sowohl die Perspektive auf Erziehung wie auch auf das politische Gemeinwesen greifen lassen, bedeutet die Wiedergabe der erklärten Absicht dieser Philosophie. Daß allerdings eine solche Intention vor dem Hintergrund der Tradition praktischer Philosophie zu begründen ist, bleibt in der Darstellung Rössners ausgespart: Der axiomatisch gesetzten Prämisse, daß vernünftige Praxis allein technologisch konzipierte Praxis sein kann, entspricht durchaus ein Verständnis von Pädagogik und Politik im Sinne einer Theorie der Verfügung über andere, innerhalb derer sich die Verfügenden allein über ihre verfügbaren Handlungen Rechenschaft abgeben können. Diese Verfügung über andere wird um so rationaler, je vollkommener sie möglich ist. Dieser empiristisch-utilitaristischen Konsequenz war sich Bentham durchaus bewußt, wie seine Konzipierung des Panoptikons zeigt.

Rössner stellt dar, daß das Konzept Benthams durch James und John Stuart Mill eine stärkere pädagogische Ausrichtung erhält. So macht James Mill die Assoziationspsychologie durchaus noch im Sinne Benthams zu einer Voraussetzung empiristisch-utilitaristisch begründeten Eingreifens, klärt sie doch den Gegenstand und damit die mögliche Effektivität von Einwirkungen (175). John Stuart Mill übernimmt die Erweiterung der Bentham'schen Konzeption durch seinen Vater (229), kritisiert aber die einseitige Gewichtung äußerer Determination (237), die fehlende Berücksichtigung der Selbsterziehung des Subjekts sowie seiner individuellen Glücksvorstellungen. Diese Problematik kann nun zumindest zweifach verstanden werden: zum einen als ein technisches Problem des Verfügenden, der diese individuellen Glücksvorstellungen aufeinander zu beziehen und zu vergleichen hat — als Grundlage legitimer Verfügung über andere; zum zweiten aber als Legitimationsproblem einer Theorie des Verfügens über andere selbst. Während Mill sich mit seiner Perspektive auf die Lösung des ersten Problems beruhigt, die auf der als objektiv geltend unterstellten Hierarchisierung von individuellen Glücksvorstellungen beruht (247), ist es sein Biograph Alexander Bain, den vor allem die zweite Problematik beschäftigt (375). Daß Bain auf die Frage nach dem Endzweck der Erziehung keine Antwort zu geben vermag, da letztlich jeder für sich selbst entscheiden muß, was sein »größtes Glück« darstellt (374), kann man — was Rössner nicht tut — als Frage nach den Grenzen des utilitaristischen Moralprinzips in Anbetracht der relativen Autonomie des individuellen Subjekts begreifen, als Frage nach der ethischen Legitimität des panoptischen Blicks selbst.

Die These Rössners, daß »jedes rekonstruierte System ... eine Funktion der Sichtweise des Rekonstruktors (ist)« (419), bezeichnet eine alte hermeneutische Einsicht. Zu dieser Einsicht gehörte jedoch immer auch — und dies bezeichnet gerade den Erkenntnisan-

spruch der Hermeneutik —, daß die inhaltliche Position des Rekonstruierenden sich in der Auseinandersetzung mit dem historischen Objekt entwickelnd zu bewähren hat: Gemeint war damit gerade nicht, Geschichte als Steinbruch zur unkritischen Bestätigung eigener Positionen qua Ahnenbildung zu benutzen. Alfred Schäfer (Köln)

Nahrstedt, Wolfgang, Bernd Hey und Hans-Christian Florek (Hrsg.): Freizeitdidaktik. Vom lehrerzentrierten Unterricht zum selbstorganisierten Lern-Environment. Teil 1: Theoretische Grundlagen der Freizeitdidaktik. Teil 2: Freizeitdidaktik einzelner Problembereiche und Handlungsfelder. Pfeffersche Buchhandlung, Bielefeld 1984 (zus. 335 S., br., 28,80 DM und 32,80 DM)

Müller-Wichmann, Christiane: Zeitnot. Untersuchungen zum Freizeitproblem und seiner pädagogischen Zugänglichkeit. Beltz Verlag, Weinheim und Basel 1984 (284 S., br., 51,- DM)

Mit der Diskussion um Arbeitszeitverkürzung, mit der gegenwärtigen ökonomischen Krise und mit dem »beschleunigten Übergang« in eine stärker durch »Freizeit« geprägte »postindustrielle« Phase, in der sich »die Bezüge des Menschen zur Welt zunehmend in den Freizeitbereich« verlagern, wird »Freizeitdidaktik« zu einem Thema, das »eine aktuelle weltpolitische Fragestellung erziehungswissenschaftlich« aufgreift. — So jedenfalls lautet die Diagnose, die *Nahrstedt u.a.* (1ff.) ihren beiden Sammelbänden voranstellen. »Die Herausgeber gehen von der Annahme aus, daß das bisher von 'der' Menschheit entwickelte Wissen und Können gefährdet ist, wenn es nicht gelingt, den Zugang zu ihm auch über die Freizeit offen zu halten oder überhaupt erst wieder zu öffnen.« (2)

Der Begriff »Freizeitdidaktik«, der im Mittelpunkt der theoretischen Erörterungen des ersten Bandes steht, bezieht sich sowohl auf die Lernsituation als auch auf den Lerngegenstand; er meint eine Didaktik »in erster Linie für Vermittlungsprozesse im Freizeitbereich ..., in zweiter Linie auch Vermittlungsprozesse von Freizeitverhalten in der Schule« (1 und 10) und soll einen »Paradigma-Wechsel« (10) in der didaktischen Diskussion einleiten. Während sich die Didaktik bislang de facto im wesentlichen auf schulisches Lernen bezog, plädieren Nahrstedt u.a. für eine Erweiterung des Didaktikbegriffs und möchten auf diese Weise die Frage nach einer allgemeinen Didaktik neu gestellt sehen. Denn mit Freizeit — so die These — entstehe »eine neue Form des Lernens und Lehrens« (10), die *Nahrstedt* in seinem ersten Beitrag vor allem durch die Abgrenzung von schulischem Lernen näher zu charakterisieren versucht. Lernen in der Freizeit wird dabei — vor jeder näheren Analyse von »Freizeit« und einzelnen Freizeitsituationen — zu einem Hort von Unmittelbarkeit, Selbsttätigkeit, Kreativität usw. hochstilisiert, wo die »Dinge selbst (der See, die Berge, der Wald, die Stadt) ... locken« (26) und »ein neues Weltverständnis sichtbar« (29) wird. »Nicht mehr der Welt verändernde und Welt verachtende homo faber, sondern der (wieder) die Welt durchstreifende und beschauende homo touristicus steht im Vordergrund einer Freizeitdidaktik« (12). Wie allerdings Spazierengehen Lernen durch »Um-Gang«, wie Anfassen »Be-Greifen« und herumfahren »Er-Fahrung« ermöglichen soll (26), wird mir weder durch die Wortspiele noch die entsprechenden Ausführungen deutlich, und daß eine Freizeitdidaktik, die dem nomadisierenden »Freizeiter« Hinweisschilder in den Weg stellt, »nicht auf die totale Verfügbarkeit von 'Welt' und ihre grenzenlose Verarbeitbarkeit in 'Waren'- und 'Lern'-'Produkte'« (29) setzt, bleibt bloße Behauptung.

Sieht man von den knappen problemorientierten Thesen von *Klafki* ab, wird auch in den übrigen Beiträgen des ersten Bandes die Frage nach der Funktion der Freizeit und dem tatsächlichen Freizeitverhalten kaum konkret gestellt. Die Auseinandersetzung mit »materialistischen Alltagstheorien« (*Sünker*) könnte hier allenfalls *einen* Ansatzpunkt bieten, sofern die Brüche und Widersprüche im Alltag, die als »Ausgangs- und Ansatz-

punkte für alternative Bildungs- und Erfahrungsprozesse« (77) dienen sollen, noch genauer bestimmt werden. In *Nahrstedts* zweitem Beitrag, der die Ziele der Freizeitdidaktik zu präzisieren sucht, begegnet uns eine seltsame Mischung aus kulturkritischem Raisonnement (»man läßt tanzen und spielen und tanzt selber immer weniger«, »man[?] läßt arbeiten, die Haushaltsmaschinen, die ausländischen Arbeitnehmer[!]*«* (97) und übertriebenen Hoffnungen auf den »Freizeiter« als »noch kaum abschätzbares Potential gesellschaftlicher Veränderung« (100) und die Freizeitdidaktik als Allheilmittel für nahezu sämtliche weltpolitischen Probleme. Außerdem will mir nicht ganz einleuchten, warum z.B. der politische Kampf um das eigene Überleben oder um bessere Lebensbedingungen (in Friedens- oder Umweltinitiativen) als Freizeitbeschäftigung eingestuft wird, nur weil es nicht innerhalb der Arbeitszeit stattfinden darf.

Der zweite Band versammelt eine Reihe von Erörterungen sehr verschiedenartiger pädagogischer Probleme, die nur durch den Umstand verbunden sind, daß sie entweder Situationen und Aktivitäten außerhalb von Schule und Betrieb als Lerngegenstand thematisieren (»Freizeitdidaktik einzelner Fach- und Problembereiche«) oder außerhalb von Schule und Betrieb stattfinden (»Freizeitdidaktik einzelner Handlungsfelder«). So finden sich u.a. Beiträge zur Geschichts-, Musik-, Mathematik- und Physikdidaktik für den Freizeitbereich, zur Haushaltslehre, zur Kulturarbeit mit Ausländern, im Stadtteil, im Gewerkschaftsbereich, zur Friedensarbeit, zum »Lernort Aktivspielplatz« (*Fromme*) und zur Erwachsenen- und außerschulischen Bildung. Hervorheben kann ich hier nur die Überlegungen zur stadtteilbezogenen Kulturarbeit: *Kramer* stellt hier die hochfliegenden Erwartungen an Freizeitdidaktik in einen realistischeren politischen Kontext; *Zacharias* diskutiert die Probleme, die durch eine vorgängige Festsetzung weitreichender Zielsetzungen im didaktischen Handeln entstehen und macht deutlich, daß das Primat der Intentionalität nicht aufgegeben werden muß, wenn didaktische Entscheidungen in die jeweiligen situativen Gegebenheiten und die Handlungsformen des Alltags eingebunden werden und das pädagogische Handeln auf einen »Ausgleich des Anspruchs der Kinder und Jugendlichen auf eine aktuelle, befriedigende Gegenwart und ... den Anspruch auf die zukunftsorientierte, antizipatorisch angelegte Ausbildung von Kompetenzen« (276) bedacht ist.

Die Frage nach der »freien Zeit«, die in den beiden Sammelbänden nur am Rande angesprochen und lediglich in dem Beitrag von *Todtenberg* (»Freizeitpolitik und Kulturarbeit im Gewerkschaftsbereich«) kritisch gestellt wird, steht im Mittelpunkt der erfrischend nüchternen Untersuchung von *Müller-Wichmann*. Sie bestreitet die Grundvoraussetzungen der verbreitetsten freizeitpädagogischen Ansätze: daß Arbeitszeitverkürzung — bislang zumindest — überhaupt zur Vermehrung disponibler Zeit in der allgemein unterstellten Form beigetragen hat und daß ein »Freizeit-Problem« überhaupt in nennenswertem Umfang existiert. Den einschlägigen freizeitpädagogischen Problem-diagnosen — Müller-Wichmann bezieht sich vor allem auf *Nahrstedt* und *Opaschowski* — wirft sie den »Ersatz von Analysen durch Bewertung« und »Mißachtung bzw. die voluntaristische Mißinterpretation der in den realen Tätigkeiten von Menschen zum Ausdruck kommenden sozialen und materiellen Beschränkungen« (191) vor, die vor allem in der völligen Vernachlässigung oder Fehlinterpretation »von Arbeit außerhalb von beruflicher, gegen Kontrakteinkommen geleisteter Erwerbsarbeit« und »einer Mißachtung des sozialen Zusammenhangs von Zeit und Sinn« (9) deutlich werden. Das vielfach — nicht nur von Pädagogen — inkriminierte Freizeitverhalten, das als durch Privatismus, Isoliertheit, Passivität, Langeweile, Dauermedienkonsum und ähnliches mehr geprägt beschrieben wird, deutet weniger auf die behauptete »Unfähigkeit zur Freizeit«, sondern eher auf einen Mangel an tatsächlich frei disponibler Zeit.

Diese These wird zunächst durch eine quantitative Analyse der tatsächlichen Zeitverwendung plausibel gemacht. Müller-Wichmann greift hier — mangels entsprechender

Alternativen — auf Mitte der sechziger Jahre erhobene bundesdeutsche Daten des »Multinational Comparative Time-Budget Research Project« zurück und findet »eine weitgehende alltägliche Auslastung der städtischen Aktivbevölkerung bei ganz undramatischen Zeitresten« (108). Berücksichtigt man überdies systematisch den »enormen täglichen Aufwand an Reproduktionsarbeit« (109), der zumeist — ebenso wie »(Aus-)Bildung und Partizipation jeder Art (politisch, religiös, bürgerschaftlich etc.)« (104) einfach der »Freizeit« zugeschlagen wird, so muß der ausgewiesene Freizeitumfang weiter drastisch nach unten korrigiert werden: vor allem bei (berufstätigen) Frauen und Personen der unteren Sozialschichten mit geringem Einkommen.

Erhärtet wird dieser Befund durch eine Analyse des Umfangs und der Verteilung von Reproduktionsarbeit im sozialen Wandel. Die Arbeitszeitverkürzungen der letzten hundert Jahre bedeuteten demnach zwar zweifellos »eine dramatische Verbesserung der Lebensbedingungen der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung« (111), keineswegs aber schon Freizeitverlängerung. Denn der Umfang der notwendigen Reproduktionsarbeit nahm im gleichen Zeitraum drastisch zu. Die Erhöhung des Reproduktionsniveaus (vielfältigere Ernährung, veränderte hygienische Ansprüche, bessere Wohnungen usw.) und die Bürokratisierung, Verrechtlichung und Verwissenschaftlichung des Alltags brachten insgesamt einen Zuwachs an Anforderungen und Aufgaben, der durch öffentliche Infrastrukturverbesserungen und private Technisierung der Haushalte keineswegs ausgeglichen werden konnte, zumal im bürgerlichen und kleinbürgerlichen Milieu noch der Verlust häuslicher Dienstboten kompensiert werden mußte. Ein beträchtlicher Anteil der als »frei« bezeichneten Zeit »ist in Wirklichkeit Planung, Organisation, Entscheidungsfindung, Eigenproduktion, Bürokratie und Kontaktpflege im Zusammenhang mit sozio-ökonomischen Notwendigkeiten« (105). Auch der alltägliche Medienkonsum besteht z.T. aus notwendiger Informationsaneignung für alltägliche Entscheidungen (Gesundheitstips, Sonderangebote usw.) oder ist Begleitaktivität für andere notwendige Einrichtungen. Selbst die häusliche Eigenproduktion hat im Zeitalter der industriellen Massenfertigung keineswegs nur abgenommen. In manchen Bereichen (häusliche Reparaturen) gibt es sogar gegenläufige Entwicklungen. »Heimwerken« ist — so gesehen — keine bloße Freizeitbeschäftigung. »Von etwas nichts zu verstehen, ist auch im außerberuflichen Bereich ein teurer Luxus.« (Joerges, zit. 125)

Schließlich muß auch der sozial ungleiche Zugriff auf Zeit berücksichtigt werden. Aktive Freizeitgestaltung setzt zumindest eine begrenzte Zeitautonomie voraus, die ihrerseits von den gesellschaftlichen Zeitordnungen (Erwerbsarbeitszeiten, Öffnungszeiten, Fahrplänen usw.) abhängt. Erst der Kontext macht Zeit zum nutzbaren Gut. Zeit zur falschen Zeit ist wertlos. Über seine (freie) Zeit wirklich verfügen kann nur jemand, der in der Lage ist, Termine zu diktieren oder die Möglichkeit hat, Zeit durch Geld zu substituieren, indem er etwa Dienstleistungen kauft. Daher »ist die Annahme, Menschen in den oberen Positionen der hierarchisch-rangmäßigen Differenzierung seien ihrer vielfältigen Beanspruchung wegen in besonderer Weise Opfer von Zeitnot, nur sehr bedingt zu halten. Ihnen wachsen zugleich die wirksamsten Mittel zu ihrer Bewältigung zu.« (157) Für diejenigen, die dagegen kaum Einfluß auf die Strukturierung ihrer Zeitreste haben, ist es »Zufall, wenn sie günstig liegen, groß genug sind, Partner zur Verfügung stehen ... Da das selten ist, brauchen sie dann um so mehr Zeit.« (187) Es gibt daher »keinen Grund zu bezweifeln, daß die« — im Alltag — »häufigst genannte Ursache für 'Freizeitprobleme' — mangelnde Dispositionsmöglichkeiten über die Ressourcen Zeit und Geld — tatsächlich zutrifft« (198).

Die gründliche und in vielerlei Hinsicht anregende Untersuchung von Müller-Wichmann, die ihren Gegenstand und die alltäglichen Erfahrungen, die (fast) jede(r) damit machen kann, wirklich ernst nimmt, ist nicht nur für die Pädagogik von Interesse. Sie liefert auch entscheidende Argumente für eine generelle Verkürzung der Wochenarbeits-

zeit. Und sie zeigt m.E., daß eine verstärkte Einbeziehung der Reproduktionsarbeit (die mit der Frauenbewegung eben erst zum Thema wird) tatsächlich so etwas wie einen »Paradigma-Wechsel« in den Sozialwissenschaften initiieren könnte.

Was bleibt an Aufgaben für die Freizeitpädagogik? Sie müßte zunächst einmal anerkennen, daß der »Reservatcharakter ihrer Praxisfelder« (192) — sie hat faktisch mit Kindern, Jugendlichen, alten Leuten und Urlaubern zu tun — nicht der Unfähigkeit durchschnittlicher Erwachsener zur Freizeit, sondern deren Mangel an freier Zeit geschuldet ist. Sie hätte »die Argumente zu liefern für die überfällige Neudefinition des Normalarbeitstages« und zu verbreiten, »daß der Schlüssel zu ihrem Ziel für jeden von uns in reicher Arbeit und *reichlich* disponibler Zeit liegt — in der Vergangenheit in Bildung investiert, in der Gegenwart disponibel und für die Zukunft planbar« (219). Und sie hätte — wie man hinzufügen könnte — sensibel zu machen für Probleme der sozialen und kulturellen Infrastruktur, der Wohnraum- und Wohngebietsausstattung und der individuellen und gemeinschaftlichen Reproduktion überhaupt. Vielleicht wäre es — so gesehen — sinnvoller, statt von Freizeitpädagogik gleich von Reproduktionsqualifikation zu sprechen. Denn mit »Freizeit« im strengen Wortsinn hat die Vermittlung solcher notwendigen Kenntnisse und der für einen aktiven Umgang mit den eigenen Zeitproblemen notwendigen Kompetenzen so wenig zu tun wie Hausarbeit mit Erholung und unsere physisch-psychische Regeneration mit dem vielbeschworenen Reich der Freiheit.

Volker Schubert (Marburg)

Psychologie

Rosenfeld, Uwe: Der Mangel an Sein. Identität als ideologischer Effekt. focus kritische universität, Gießen 1984 (128 S., br., 18,- DM)

Rosenfelds Arbeit, eine bei Auernheimer in Marburg geschriebene Dissertation, stellt sich das Problem, die Konstitution von Subjekten und die Reproduktion von Herrschaftsordnungen zu analysieren. Der Problemhorizont eröffnet sich durch einen Rekurs auf Althusser und Lacan, die Rosenfeld »fruchtbar aufeinander ... beziehen« (9) möchte. Von Althusser übernimmt er die Beschreibung des Subjekt-Effekts. Den Kern der Subjekttheorie Althusser sieht er wiederum in der Psychoanalyse Lacans. Die Subjekttheorie wird damit, wie bei Althusser die Theorie der Ideologie im allgemeinen, in die Kompetenz der Psychoanalyse gestellt. Zum Schauplatz der Subjektkonstitution wird die Familie, die Rosenfeld (im Unterschied zu Althusser) als den wichtigsten ideologischen Staatsapparat bezeichnet (vgl. 46). Auch wenn man der Psychoanalyse ein eigenes wissenschaftliches Terrain bei der Untersuchung der Subjekt-Problematik zugesteht, bleibt doch die Frage offen, ob eine Vermittlung von Psychoanalyse, materialistischer Ideologietheorie und Marxismus — dies gehört zum Vorhaben Rosenfelds (vgl. 45ff.) — sinnvoll stattfinden kann bei einer unkritischen Übernahme der gesamten Essenz der Lacanschen Theorie. Obwohl Marx immerhin eines von sieben Kapiteln gewidmet worden ist, werden dessen Konzepte nur insoweit für fruchtbar erachtet, als sie die Althusserische Ideologietheorie vorbereiten helfen. Eine vergleichende Marx/Althusser-Lektüre findet nicht statt. Dies wiederholt sich im Verhältnis Lacan/Althusser. Althusser's Arbeit mit Lacan wird nicht beobachtet noch nur als Möglichkeit in Erwähnung gebracht, ebenso wenig wie mögliche Differenzen thematisiert werden, die ggf. Optionen für die einen oder anderen Theorie-Elemente zwingend machen würden. Zu schnell und problemlos reduziert Rosenfeld Althusser auf Lacan, gleichviel welches Selbstverständnis Althusser diesbezüglich gehabt haben mag. Von Althusser wäre in diesem Fall zu lernen gewesen: »Das Sein niemals durch sein Selbstbewußtsein beurteilen!« (»Über Marx und Freud«, in: *Ideologie und ideologische Staatsapparate*, Hamburg, Berlin/W. 1977, 99).

In Lacans Ansatz wird das Subjekt als Effekt einer vorgängigen Struktur gedacht; er

zeige, »daß das Subjekt selbst nicht autonomes Zentrum oder gar selberwählter Initiator seines alleinig vom Bewußtsein gesteuerten Verhältnisses zur Welt ist« (83). Identität ist nur als Verkenning der das Individuum determinierenden Realität möglich. Die Quintessenz der Subjekt-Konzeption liegt, wenn ich Rosenfelds Lacan-Referat richtig verstanden habe, in dem Zusammendenken der Äquivokationen des Begriffs »Imagination«: Imagination ist sowohl Bild (Imago), in welchem das Subjekt sich wiedererkennt, was den Identitätseffekt hervorruft, als auch Vorstellung, Einbildung eben dieser Identität. Rosenfeld versteht Imagination nicht als bloßes Hirngespinnst oder »falsches Bewußtsein«, sondern lenkt die Aufmerksamkeit auf die reale Wirksamkeit der Identitätsvorstellung analog zu Althusser's These von der Materialität der Ideologie. Eine zusätzliche Brisanz erhält dieses Konzept durch die Behauptung einer anthropologischen Notwendigkeit der Wiedererkennung/Verkenning.

Rosenfeld möchte den als omnihistorisch gedachten »Mangel an Sein«, d.h. die »Unmöglichkeit einer in sich geschlossenen Ich-Identität« (83), in Beziehung setzen zur Ausbildung der kapitalistischen Produktionsweise. Benjamins These vom »tendenziellen Verlust an Erfahrung« (77) soll deutlich machen, daß in der bürgerlichen Gesellschaft »Erfahrungmachen, Ich-Konstitution und Ich-Gewißheit ... für die Masse einzelner Individuen zu einem Problem geworden« (92) seien. Er erwägt jedoch nicht, wie Benjamins Einklagung eines Erfahrungsverlustes in der modernen kapitalistischen Industriegesellschaft mit der erarbeiteten These vom »Mangel an Sein« zu kombinieren wäre. So bleibt das Problem unberücksichtigt, ob der »Mangel an Sein« mit seinem entsprechenden ontologischen Horizont vereinbar oder gar identisch ist mit »Verlust an Erfahrung«, wie es die obige Synonymen-Kette suggeriert. Muß die These Benjamins nicht vom Standpunkt Lacans als illusorisch gelten, wenn er den »omnihistorischen Mangel« als »Verlust« betrachtet?

Rosenfeld appliziert seine These auf verschiedene massenkulturelle Phänomene. Nun taucht der Begriff der »ideologischen Formationen« (93) auf, dessen Verhältnis zu Althusser's »ideologischen Staatsapparaten« dunkel bleibt. Ideologische Formationen haben funktional die Aufgabe, dem Wunsch der Individuen nach Identität zu entsprechen, sie konstituieren Subjekte durch Erzeugung imaginärer Identität. Ihre Wirkungsweisen sind vielfältig. Zu Rosenfelds Katalog gehören u.a. folgende Mechanismen: Beseitigung von Widersprüchen, Schaffung von Faszination und von imaginären Feindbildern, Entnennung (Verschweigen durch eine spezielle Benennung) der Ausbeutung etc. (vgl. 94ff.). Wenn die Anziehungskraft der ideologischen Formationen in der Erzeugung von Identität im Imaginären liegt, so begründet sich darin auch ihr Herrschaftscharakter, da sie alles Anderssein ausschließen. Die Ausschließung und ihr Herrschaftscharakter werden besonders sinnfällig gemacht am Beispiel des deutschen Faschismus, wo sie zur Vernichtung gesteigert wurden.

Gegen die Identitätsvorstellung mit ihrer starren Ordnung plädiert Rosenfeld für ein Leben in »solidarischen, kooperativen ... letztlich sozial verankerten Zusammenhängen« (115), in denen die »Selbstbespiegelungs-Identität« (115) durch eine Vielheit zulassende und Widersprüche transportierende Identität ersetzt werden kann.

Ronald Fricke (Berlin/West)

Erdheim, Mario: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1984 (480 S., Abb., br., 28,- DM)

Albrecht Dürer bewegte das Problem der Proportion, der Perspektive, als er 1525 »den Zeichner des liegenden Weibes« aus Holz geschnitten hat. Ein Fadengitter im Rahmen trennt ihn, den Zeichner, von ihr, dem odalischen Weib. Griffel, quadriertes Blatt und obeliskengestaltiges Visier sind Hilfsmittel, die dem konzentrierten Zeichner die naturge-

treue Nachbildung des weiblichen Wesens ermöglichen. Hinter beiden Menschen gibt je ein Fenster den Blick nach draußen frei. Doch der Zeichner hat ihn auf seiner Seite durch einen Blumenstock verstellt.

Erdheim zeigt dieses Bild, bevor er mit folgenden Sätzen sein Buch beginnt: »Der Gegenstand der Ethnopschoanalyse ist das Unbewußte in der Kultur. Die Psychoanalyse bestimmt den Begriff des Unbewußten, die Ethnologie den der Kultur.« (9) Die »Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß« — so der Untertitel — ist die Suche nach dem Verdrängten in der Gesellschaft. Verstellungen, Verschiebungen, Widerstände etc. müssen dazu aufgelöst und gedeutet werden. Diesen Weg geht Erdheim in seiner Kulturanalyse, indem er Schicht für Schicht abträgt, um erkennen zu können, was die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit notwendig macht: unbewältigte Allmachts- und Größenphantasien, aus denen Hierarchie und Herrschaft hervortreiben und die wiederum von den Beherrschten sanktioniert werden.

Die erste Schicht betrifft den Forscher selbst. Von ihm ist gefordert, daß er seine Subjektivität zur Disposition stellt (den »sozialen Tod« erleidet — treffender Ausdruck von M. Nadig und M. Erdheim), sich selbst also zum Forschungsgegenstand in Beziehung setzt, damit das Fremde, das zu Erforschende in der Kultur zugleich als das verdrängte Fremde im Selbst erkannt werden kann. Vorgeführt wird dieser Prozeß an Freuds Entdeckung des Unbewußten, das ihm in der Umgebung und Zeit des dekadenten Wien der Jahrhundertwende nur möglich war, indem er sich selbst, seine Größenphantasien, seine Identifikationen, seine sozialen Rollen, seinen Wissenschaftsbegriff thematisierte. Die Verknüpfung von individueller Geschichte und Kulturtheorie — in Anlehnung an Freud — führt Erdheim zu seiner These des Widerspruchs von Geschichte: eine gesellschaftlich etablierte Unbewußtheit stützt die Herrschaftsverhältnisse, zugleich stören die dazu notwendig verdrängten Wünsche unablässig. — Ausgehend von Levy-Strauss' Unterscheidung von kalten und heißen Kulturen untersucht Erdheim in einem zweiten Schritt — am Beispiel der Azteken — die Mechanismen von Unbewußtmachung, die notwendig sind, um eine Kultur als unveränderte und damit geschichtslose, kalte zu erhalten. Die gesellschaftliche Handhabung der Adoleszenz — so könnte man die dritte abzutragende Schicht benennen — prägt die Geschichte mehr als die frühkindliche Entwicklung. Denn diese zweite Phase der Sexualentwicklung ermöglicht es dem Menschen, auf frühkindliche Erfahrungen modifizierend einzuwirken. Eine gelungene Adoleszenz macht ihn schöpferisch und damit kulturfördernd und geschichtlich. Gesellschaftliche Institutionen kontrollieren mit streng sanktionierten Ritualen die Jugend, daß sie die Fesseln nicht sprengt. In der Gegenüberstellung der Reglementierungsmechanismen der kalten und heißen Gesellschaften (Initiation gegen »Regression« in der Schule) macht Erdheim sichtbar, daß Hoffnung auf Veränderung nur in der Synchronisation von Adoleszenz und Geschichte liege. Im Schlußkapitel nun ist es Erdheim möglich, seine Theorie von Macht und Herrschaft zu formulieren: Unzensierte Allmachtsgedanken, die sich aus dem ungebrochenen Narzißmus des Individuums speisen, sind die Produzenten von Herrschaftsformen, die mit Identifikationsangeboten, mit Rechtfertigungs- und Beschwörungsformeln die Beherrschten glauben machen, daß das hierarchische Prinzip lebensnotwendig ist. Die Beherrschten wiederum gehen wohlwollend auf diese Täuschung ein, weil es ihnen hilft, kränkende Aspekte ihres Beherrschenseins zu verdecken und ins Unbewußte zu verdrängen.

In unterhaltender Erzählweise läßt Erdheim die von ihm zur Analyse ausgewählten Kulturepochen vor dem Leser entstehen (Französischer Absolutismus, Wiener Décadence etc.). Durch den Rückgriff auf historische Ereignisse und Feldforschungen gerät er nicht in die Gefahr, sich oberflächlich an Aktuellem aufzuhalten. Die Art der Darstellung fordert aber zugleich vom Leser, die aktuellen gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse mitzudenken. So erinnerte mich z.B. seine Ethnographie der Wiener Litera-

tenszene der Jahrhundertwende mit seinen das Unbewußte kultivierenden Selbstinszenierungen nicht nur an die »No-Future-Generation« dieser Tage, sondern auch an die unverbindliche Ästhetisierung der wienromantisierenden Intellektuellen in Berliner Kaffeehäusern: »Dieser Traumzustand war voller Todesahnungen und Untergangsvisionen, aber genauso wie die gelungene Traumarbeit durch Verschiebungen, Verdichtungen, Auslassungen und Inszenierung das verschleiert, was Unruhe bringen und den Schlaf stören könnte, ebenso benützten diese Wiener Intellektuellen ihre literarischen Fähigkeiten, um den Schlaf der Privilegierten weiter zu schlafen.« (121) Der Leser hat zu entscheiden, ob er kopfnickend applaudiert und den Wiederholungszwang der Geschichte bedauert, oder aber, ob er die, in Freudscher Theoriebildung vorgeführte Chance der Einbindung von Selbstreflektion in Wissenschaft übt, was für eine die Geschichte bewegende Wissenschaft immer erneut gefordert werden muß. — Vieles, nicht Unbekanntes, wird von Erdheim zusammengetragen. Das Anregende liegt in der neuen Lesart, die die ethnopsychoanalytische Methode vorgibt. Bekanntes wird neu verknüpft, indem die geforderte »Pendelbewegung zwischen der Analyse der eigenen und derjenigen der fremden Kultur« (34) vorgeführt wird. Erdheims »Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozeß« hält den Forderungen der eigenen Methode stand. Ihm ist es gelungen — um die Dürersche Bildmetapher aufzugreifen —, als Zeichner ohne Netzrahmen, Quadrierung, Visier und Blumenstock auszukommen, um seinen Blick unverstellt auf die Natur richten zu können. Viel zu knapp dagegen wird über die möglichen Blickrichtungen des liegenden Weibes nachgedacht. Erdheim gesteht zu, daß allein der Wissenschaftler sein Arbeitsziel formuliert hat. Doch wenn so vehement die Einbindung von Selbstreflektion in Wissenschaft verlangt wird — und dies mit Recht —, sollten in gleichem Maße die Interessen der untersuchten lebenden Kulturen in eine Theoriebildung einbezogen werden.

Ursula Röper (Berlin/West)

Marotzki, Winfried: Subjektivität und Negativität als Bildungsproblem. Tiefenpsychologische, struktur- und interaktionstheoretische Perspektiven moderner Subjektivität. Verlag Peter D. Lang, Bern und Frankfurt/M. 1984 (209 S., br., 47,- sFr)

Marotzkis Arbeit verdient aus vier Gründen die Aufmerksamkeit der philosophischen Diskussion: 1. erfolgt ein Beitrag zur Aktualisierung und Rekonstruktion Hegelscher Dialektik, 2. in wissenschaftstheoretischer Perspektive werden Theorien unterschiedlicher Disziplinen (Psychoanalyse, Symbolische Interaktionstheorie) philosophisch integriert, 3. wird der Versuch gemacht, philosophische Theoriebildung auf Kultur- und Lebensprobleme anzuwenden, 4. klassische Bildungstheorie in moderner Form rehabilitierend legt Marotzki Grundlagen zu einer begrifflich differenzierten und empirisch tragfähigen Bildungstheorie von Subjektivität bzw. personaler Identität vor.

Marotzki erinnert einleitend an die These der »Dialektik der Aufklärung«, daß eine fortgeschrittene Rationalisierung zum Stillstand des progressiven Gehalts der Dialektik von Besonderem und Allgemeinem und letztlich zur Schwächung von Subjektivität führe. Diesen Problembestand gelte es »empirisch zur Geltung zu bringen« (16). Dabei sei die Vermittlungsstruktur des Besonderen mit dem Allgemeinen (vice versa) unter Berücksichtigung moderner Sozialisationstheorie neu zu durchdenken.

Der Verfasser beabsichtigt, die Konstitutionsbedingungen von Subjektivität herauszuarbeiten, um auf dieser Basis Hilfestellungen für Bildungs- und Beratungsprozesse geben zu können (22). Die Untersuchung nimmt zwar ihren Ausgangspunkt an Freuds triebdynamischen Modell der Vermittlung, es wird jedoch im Argumentationsverlauf deutlich, daß die sogenannte strukturtheoretische Öffnung von Freuds Modell durch Integrierung Hegels als eigentliche Begründungsebene einer Theorie prozessuraler Subjektivität dient und nicht — wie Marotzki behauptet (25) — etwa nur präzisierenden Charakter hat. Neben einer Kritik der »Bewußtseinszentrierung« und einer Analyse der »Grammatik

menschlicher Triebstruktur« (23) interessiert den Autor der Ansatz Freuds, menschliches Verhalten durch eine »phylogenetisch gefärbte Gesellschaftstheorie« (23) zu erklären, ohne in Soziologismus oder Psychologismus zu verfallen (24). Freuds Triebtheorie erlaube — zwar in mystifizierter Form —, den riskanten Prozeß von Sozialisation und Individuation als »mikrosoziale« (68) Vermittlung der »Ansprüche der Realität, des Über-Ichs und des Es, geleistet durch das Ich« (44) zu buchstabieren. Mit Freuds triebdynamischer Fundierung von Sozialisation könne deutlicher werden, aus welchen Quellen sich die (sichernden oder gelingenden) Identitätsbildungsprozesse der einzelnen speisen.

An Hegels »Phänomenologie des Geistes« und besonders an der »Wissenschaft der Logik« entfaltet er danach ein Strukturmodell von subjektiver *Verallgemeinerung* (Subjekt-Objekt-Vermittlung), das die notwendigen Konstituentien personaler Bildungsprozesse belegt und »in der Form von Reflexionsbestimmungen thematisiert« (136). Dabei geht es insbesondere um eine begriffliche Klärung des *Movens* von prozessuralen Übergängen, um »Negativität«, um die Operation »Negation« (107). Im Gegensatz zu Mead, der Negationspotentiale nur attribuiere (115), und Freud, der biologistisch mystifiziere, gelinge Hegel eine »Theorie der Prozessualität« (115), die sich explizieren lasse als »Theorie der Negation«. Diese könne als Subjektivitätstheorie, als Syntax von Subjektivität gelesen werden (26).

Die an Freud und Hegel vorgestellte Vermittlung Besonderes/Allgemeines wird in einem weiteren Argumentationsschritt am Beispiel Meads in Richtung Gesellschaftstheorie (Interaktionstheorie) erweitert, um »die gesellschaftliche Bedingtheit menschlicher Interaktionsformen« (27) besser in den Griff zu bekommen. Mittels einer Differenzierung personaler Identität in die Faktoren »I« (reaktive Negativität, 152) und »Me« (internalisierte soziale Kontrolle) leiste Mead eine wichtige Analyse von Enkulturationsprozessen. Marotzki nimmt diese auf, indem er durch Integrierung der anderen Theoriestränge »drei Paradigmen der Vermittlung« (159) unterscheidet.

Bei einer gelingenden Vermittlung steigen mit dem Anwachsen komplexer Anforderungen die Negationspotentiale und der Grad der Individuation (159). Setzen sich dagegen die objektiven Dimensionen durch, entstehe entweder eine angepaßte, verdrängende Persönlichkeit (Subjektivitätsverlust, Neurosengefahr) oder das Individuum mobilisiere Rückzugsstrategien und errichte kontrafaktisch Gegenwelten (Destrukturierung von Negationspotentialen, Gefahr von Psychosen). — Es gehört zu den Stärken der Arbeit, daß Marotzki abschließend das dritte Paradigma an einem beispielhaften Sozialisationsverlauf konkretisiert (fiktionalisierte, autobiographische Darstellung einer an Schizophrenie Erkrankten; H. Green: Ich hab dir nie einen Rosengarten versprochen). In gegenseitiger Erhellung von strukturtheoretischer, psychoanalytischer und interaktionstheoretischer Perspektive sucht Marotzki eine begriffliche, anspruchsvolle und praktisch hilfreiche Rekonstruktion mißlungener Subjektconstitution und ihrer Heilung zu erbringen. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß die Autobiographie der H. Green schon durch eine (psychoanalytische) Selbsteinsicht gekennzeichnet ist. In der Regel aber begegnet man bei der Rekonstruktion von mißlungenen (bzw. gelungenen) Bildungsprozessen Erfahrungsberichten im Medium der unverarbeiteten Erzählung.

Wünschenswert ist deshalb eine mikroanalytische Fortführung der Arbeit. In Anwendung auf konkrete Problembereiche wäre in praktischer Absicht zu prüfen, wie eine philosophisch inspirierte Bildungstheorie exoterische Bedeutung erhalten kann. Arbeitsfelder wären nicht allein der institutionalisierte Bildungsbereich, sondern auch ersatzdialektische Problembewältigungen in Gesellschaft, Privatbereich, Gesundheitswesen, Politik und Unternehmen. Wie Marotzki am Beispiel Freuds referiert (32), wäre am konkreten Material eine Präzisierung und Erweiterung des theoretischen Ansatzes möglich. Zu einer solchen Fortsetzung bietet seine Arbeit wichtige Grundlagen.

Arnold K.D. Lorenzen (Hamburg)

Ciampi, Luc: Affektlogik. Über die Struktur der Psyche und ihre Entwicklung. Ein Beitrag zur Schizophrenieforschung. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1982 (413 S., br., 38,-DM)

Der Berner Sozialpsychiater hat mit dem vorliegenden Buch eine Schizophrenielehre entworfen, die im Bezugsrahmen einer allgemeinen Theorie über Struktur und Entwicklung des Psychischen steht. Die ersten vier Kapitel sind allgemeinen psychologischen Erörterungen gewidmet; in ihnen entwickelt der Autor die Grundlagen seiner psychopathologischen Auffassung. Das Psychische entwickelt sich aus den einfachsten sensomotorischen Schemata. Sie sind sowohl affektiv (Lust/Unlust) wie kognitiv (Erkennen und Tun), das gilt gleichermaßen für alle nachfolgenden (68). Das Psychische ist ganzheitlich (43), eben »affektlogisch« bestimmt. Der Affekt hat seinen Grund hauptsächlich im körperlich Materiellen, die Kognition im Relationalen-Abstrakten. Beide funktionieren unterschiedlich, gehören aber systematisch zusammen (76ff.). Durch Gebrauch differenzieren und entwickeln sich die Schemata zu immer komplexeren Bezugssystemen, »Rastern für das gesamte Denken, Fühlen und Handeln« (182). In ihrer Gesamtheit bilden sie ein System, das nach Gesetzen arbeitet, wie sie Piaget und die Systemtheorie beschrieben haben. Das Psychische wird definiert als ein zwischen Mensch und Umwelt ausgespanntes komplexes hierarchisches Netzwerk affektologischer Bezugssysteme, das sich in ständigem Austausch befindet. In ihnen sind diachrone Erfahrungen zu synchronen Strukturen verdichtet, die umgekehrt wieder ins Geschehen wirksam einfließen. Das Ganze dient der Informationsverarbeitung oder, allgemeiner, der Wirklichkeitsbewältigung (171ff., 182f.).

Für seine Konzeption verbindet Ciampi so unterschiedliche Ansätze wie die genetische Epistemologie J. Piagets, die Psychoanalyse und Systemtheorie und macht sie gegenseitig fruchtbar. Von zwei Seiten her kann er dann eine Brücke zur klinischen Fragestellung schlagen. Zm einen untersucht er die Wirkung von Widersprüchen, Paradoxien und Beziehungsfällen auf das affektlogische System (187ff.). Widersprüche sind Regelverletzungen und stellen eine begrenzte, auch affektive Störung im System dar, das gegensteuert und die Störung behebt. Bei Paradoxien stoßen zwei gleichrangige Systeme aufeinander. Ihre Kollision ist auf einer gemeinsamen dritten Ebene aufhebbar, was ein »Entwicklungsprinzip von großer allgemeiner Bedeutung« (202) ist, oder es erfolgt ein Rückschritt durch Desintegration. Auch dieser Vorgang ist von Spannung u.ä. affiziert. Beim »double bind«, Ciampi nennt es auch »affektiv kognitive Zwickmühle« (205), kollidieren gehäuft zwei existentielle Regeln oder Strukturen, dadurch entsteht ein sehr ernster Konflikt, der aber verschleiert abläuft. Das Opfer eines solchen Konflikts ist in völlige Abhängigkeit eingesponnen und der Charakter des Konflikts verwischt die unterschiedlichen logischen Ebenen und Relationen. Eine Differenzierung und Lösung durch Bezug auf ein gemeinsames Drittes oder eine übergeordnete Ebene findet nicht statt. Diese Zwickmühle setzt die Entwicklungsmechanismen größtenteils außer Kraft (213f.). Einhergehend mit den begleitenden Affekten von zunehmender Spannung und Konfusion kann das psychische System immer weniger Information adäquat verarbeiten, Affekt und Kognition fallen immer mehr auseinander, das System dekompenziert. Es vollzieht sich eine Verrückung und ein neues System entsteht, das sich auf die Bedingungen der Zwickmühle stimmig einstellt, aber die Identität wird erheblich geschädigt. Vielfach trifft das Individuen, die aufgrund ihrer frühen Erfahrung prädestiniert sind. Ciampi arbeitet die neuere psychoanalytische Narzißmusforschung in seine Konzeption ein und schafft so eine weitere Verbindung von allgemeinen und klinischen Fragestellungen. Aus einer undifferenzierten Matrix, die biologisch gegeben ist, entwickeln sich erste ungeschiedene »Selbst-Objekt-Repräsentanten«, die je nach Erfahrung entweder positiv oder negativ getönt sind. Das sind primitive personenbezogene affektiv-kognitive Bezugssysteme. Mit der Unterscheidung von Subjekt und Objekt bilden sie getrennte »Selbst«-

und »Objekt-Repräsentanten«, die jeweils wieder affektiv streng auseinander gehalten werden. Bei zunehmender Reifung kann das Kind die gespaltenen affektiven Anteile vereinigen und bei sich und bei anderen gute wie schlechte Seiten gelten lassen (184ff.). Der psychisch Kranke ist an dieser Entwicklung gescheitert, Spaltungen dauern fort, bei manchen konnte sich ein Selbst vom Objekt nicht klar genug abgrenzen. Eine narziß-tisch okkupierende Mutter beispielsweise bestimmt ein Beziehungsnetz, das psychisch entsprechende Bezugssysteme ergibt (234). Diese sind beim Schizophreniegefährdeten teilweise »verworren, unklar und widersprüchlich organisiert ..., als ob zwei oder mehrere nicht kongruente Netzwerke sich überlagern und ... verwickeln würden« (238). Sie führen zu »erhöhter Vorsicht und Aufmerksamkeit ..., ständiger untergründiger Spannung und Unsicherheit und notwendigerweise zu entsprechenden Ermüdungs- und Vermeidungsreaktionen« (241). Ciompi integriert psychoanalytische, familendynamische und kommunikationstheoretisch-systemische Ansätze für seine psychopathologische Konzeption internalisierter affektologischer Bezugssysteme. Mit ihr hat er ein wertvolles Instrument geschaffen, das eine Vielzahl von Phänomenen zusammenfassen und sichten kann: am einfachsten die Kognitionsstörungen, als auffällige unökonomische und ineffiziente Variante der Informationsverarbeitung (241f.); die Basisstörungen, als Überforderbarkeit der Bezugssysteme, gefolgt von Insuffizienzerleben, Rückzug und Abwehr, vor allem Energiereduktion (251, 263, 327); die akuten schizophrenen Erkrankungen, als Gleichgewichts-»Verrückung« im gesamten Bezugssystem, ausgezeichnet durch Spannung, Verwirrung, Angst und Ambivalenz und Auftreten produktiver Symptome, da die Austausch- und Rückkopplungsmechanismen mit der Umwelt ausgesetzt oder verzerrt sind (279, 311); je nach Ausmaß kann ein Betroffener verschiedene Entwicklungsstadien von der einfachen bis zur katatonen Schizophrenie durchlaufen (273). Ciompi gelingt es außerdem, die Verlaufsformen der Krankheit in sein Konzept der Affektlogik zu integrieren, wobei er nicht mit Kritik an der »Armut des Klinikalltags« spart. Bereits früher hatte er mit der Frage Aufsehen erregt, ob die chronische Schizophrenie ein Artefakt sei. Obwohl er eine umfassende psychologische Konzeption erarbeitet hat, spart er biologische Tatsachen nicht aus, im Gegenteil, sein Ansatz subsumiert sie. Desgleichen kann er konsistent eine umfassende Aussage zur therapeutischen Praxis ableiten (335ff.). Und nicht zuletzt erscheint der »Verrückte« weit näher am alltäglichen Erleben als bisher angenommen, der Zugang wird erleichtert (279, 327, 333).

Ciompi's Buch ist ein faszinierender Versuch, auf allgemeintheoretischer wie psychopathologischer Ebene anscheinend disparate Ansätze zu integrieren. In jedem Abschnitt finden sich hochinteressante Gedankengänge und eine Fülle von Anregungen. Seine »Schizophrenielehre« erscheint ebenso wissenschaftlich wie menschlich. Mängel sind vorhanden: Ableitungen wünscht man sich präziser, der Tätigkeits- ist weitgehend zugunsten des Kommunikationsaspekts vernachlässigt, die eine und andere Übertragung aufs Gesellschaftliche erscheint ärgerlich. Gänzlich fehlt die Erörterung der Frage, wie denn das Individuum im Neostukturalismus zu denken ist. Diese Mängel mindern aber nicht grundsätzlich den Wert des Buches, es gewinnt noch durch die Art der Aufbereitung, sie kommt dem Leser durch zahlreiche, manchmal hervorragende Verdeutlichungen und bündige Zusammenfassungen der einzelnen Kapitel entgegen.

Josef A. Rohmann (Soest)

Soziale Bewegungen und Politik

Weltpolitik. Jahrbuch für internationale Beziehungen. Hrsg. von Ulrich Albrecht, Klaus J. Gantzel, Ekkehart Krippendorff, Ursula Schmiederer und Kurt P. Tudyka. 3 Bände. Campus-Verlag, Frankfurt/M. und New York 1981, 1982 und 1983 (251, 218 und 277 S., br., 24,-, 24,- und 28,- DM)

Das Jahrbuch ist nicht der Versuch, kontinuierlich und in Konkurrenz zu eingeführten,

eher konservativ ausgerichteten Unternehmen über die Jahre »Weltpolitik« darzustellen. Die Herausgeber haben vielmehr in ihrem ersten Editorial eine klare politische Leitlinie formuliert: Sie beobachten, daß seit »mindestens einem Jahrzehnt« »West- und (Ost-)Europa seine (sic!) Handlungsfähigkeit langsam zurückzugewinnen und sich von den globalen Interessen der Supermächte abzusetzen (beginnt). Diesen Prozeß gilt es zu fördern, argumentativ zu begleiten und mitzugestalten.« Das Jahrbuch soll »alle diejenigen, die sich ein Urteil bilden wollen«, bei der Einordnung der täglichen Nachrichten, der Klärung der Zusammenhänge und der Aufdeckung von Tendenzen (»wer beeinflusst oder 'macht' diese Tendenzen?«) unterstützen. Die Jahrbücher sind dreigeteilt: ein Aufsatzteil, in dem Themen besonderer Aktualität aufgegriffen und Grundsätzliches zu weltpolitischen Fragen aufgezeigt werden sollen — gerade dort, wo die öffentlichen Medien versagen —; ein Teil mit »Chronologien« von Vorgängen, die den Herausgebern wichtig erscheinen; schließlich ein Teil mit — »subjektiv« ausgewählter — kommentierter Literatur. Inzwischen liegen drei Bände des neuen Jahrbuchs vor; der vierte steht immer noch aus.

Der im politischen Ansatz des Projekts deutlich werdende Versuch, an den aktuellen Themenvorgaben der »weltpolitischen« Diskussion eines Teils der westdeutschen universitären Linken anzuknüpfen, für die die Herausgeber mehr oder weniger repräsentativ sind, zeigt sich auch in der Themenwahl: Die Orientierung an europa- (und deutschland-) zentrierten Fragestellungen wird besonders in den ersten Bänden deutlich; im dritten Band wird die Vorgabe nur noch in einem Aufsatz über Weltwirtschaftskrise und europäische Politik (A.G. Frank) ausdrücklich aufgenommen. Dem politischen Zugriff entspringen offensichtlich auch einige der Chronologien, so die über ethnisch-politische Bewegungen in Westeuropa und die zu den deutsch-deutschen Beziehungen. Es bleibt jedoch der Eindruck, daß die ursprünglich formulierte Leitlinie die Jahrbücher nur begrenzt strukturiert. Dies wird auch daran deutlich, daß die beiden Chronologien im dritten Band nicht fortgesetzt wurden. Das führt dazu, daß der Wert der Jahrbücher als Nachschlagewerk nicht in der von den Herausgebern erhofften Weise wächst, sondern durch die Zufälligkeit der chronologisch dargestellten Themen gering bleibt.

Zugleich finden sich in den Bänden aber auch eine Reihe von — hier nicht im einzelnen zu diskutierenden — grundlegenden aktuellen Beiträgen zu weltpolitischen Fragen. So besonders: Europäische Konzerne und schwarze Arbeiter in Südafrika (J. Wolf, 1); Von der Verschuldungskrise zum internationalen Finanzchaos? (A. Schubert, 2); Die Krise des transatlantischen Systems und die Zukunft der deutsch-amerikanischen Beziehungen (G. Ziebur, 2); Dritte Welt — Abschied von einem falschen Begriff (A. Eikenberg, 3); Zentralamerika: ein internationaler Krisenherd? (E. Richter, 3). Ähnlich hilfreich sind Chronologien, die entsprechendes Material (Umstürze und Staatsstrieche; Atomchronik; Flüchtlingsbewegungen u.a.) verfügbar machen. Besonders hervorzuheben ist eine kurze Skizze von Peter Lock über »Landwirtschaft und Verschuldung in der Dritten Welt«, die anhand umfassenden statistischen Materials zu dem Ergebnis kommt, daß durch »agrarorientierte Strategien« in der Dritten Welt das Verschuldungsproblem nicht zu lösen ist.

Insgesamt entsteht der zwiespältige Eindruck, daß das neue Jahrbuch noch nicht zu einer klaren und durchgehaltenen Konzeption gefunden hat. Wiederholt wird deutlich (Stichwort: Krieg), daß den Herausgebern offenbar auch an einer grundsätzlicheren, theoretischen Analyse der internationalen Beziehungen gelegen ist — was übrigens kein Widerspruch zu ihrem Anspruch sein muß, aktuelle Entwicklungen aufzunehmen sowie lesbar und verständlich zu schreiben. Notwendig wäre ein solches Jahrbuch — gerade in der angestrebten Spannung zwischen aktualitätsbezogenen und grundsätzlichen Untersuchungen der internationalen Politik; es sollte sich aber stärker an seinem Titel »Weltpolitik« orientieren. Denn ob der europäische Absetzungsprozeß »von den globalen In-

teressen der Supermächte« tatsächlich ein so relevantes Moment von Weltpolitik ist, wie die Herausgeber annehmen, und ob er überdies eine anzustrebende politische Perspektive bietet, das zu diskutieren, hätte eine Aufgabe des Jahrbuchs sein können — aber vorläufig war es nur sein Ausgangspunkt. Die aktuellen Diskussionen in Teilen der Friedensbewegung unter dem Stichwort »Befreiung Europas« machen deutlich, wie notwendig eine intensive Diskussion der »europäischen« Perspektive im Verhältnis zur internationalistischen Sichtweise der Weltpolitik ist. Jo Rodejohann (Berlin/West)

Ende, Werner, und Udo Steinbach (Hrsg.): Der Islam in der Gegenwart. Verlag C.H. Beck, München 1984 (774 S., Ln., 138,- DM)

Da die Gegenwart der Länder, in denen der Islam verbreitet ist, bis dato eher ein Stiefkind der »Orient-Forschung« war, dürfte diese Zusammenstellung von Aufsätzen, welche die »konkrete Rolle, die der Islam in Politik und Gesellschaft der Staaten spielt, in denen Muslime leben« thematisiert, auf reges Interesse stoßen.

Die fünf Aufsätze des ersten Teils, der sich mit der »Politik- und Religionsgeschichte« befaßt, vermitteln ein unterschiedliches Bild von dem, was als Kontinuum oder gar als Triebkraft der islamischen Geschichte anzusehen ist. Zunächst wird die Ausbreitung des Islams der diesem religiösen Bekenntnis immanenten Militanz zugeschrieben (H. Busse), eine Darstellung, die daran leidet, daß stellenweise die Zuverlässigkeit des verwendeten historischen Materials nicht sorgfältig geprüft wurde. Wohlthuend nüchtern nehmen sich die Bemerkungen von P. Heintze dagegen aus, der Zahlen und Informationen zu dem Verbreitungsgebiet des Islams liefert. Die beiden Aufsätze über den sunnitischen (B. Radtke) und den schiitischen Islam (W. Ende) stellen anhand theologisch-philosophischer Fragestellungen (Radtke) und anhand des schiitischen Geschichtsbildes (Ende) die Unterschiede zwischen diesen beiden Glaubensrichtungen deutlich heraus. Die bis dahin nicht einbezogenen Auswirkungen der Realgeschichte auf die Dogmengeschichte thematisiert R. Peters für die neuere Zeit. Da Peters sich auf die Auswirkungen der kolonialen Expansion konzentriert, vermißt man in dem historischen Teil einen Aufsatz, der die Auswirkungen der innergesellschaftlichen Umstrukturierung auf die Religionsgeschichte behandelt.

In dem Teil über die politische Rolle des Islams befaßt sich der erste Aufsatz — als einziger in diesem Band — explizit mit Wirtschaft. Die Suche nach dem Beitrag der innerislamischen Diskussion für eine neue Wirtschafts- und Sozialordnung (J. Reisner) kommt zu einem ziemlich negativen Ergebnis, welches von dem Autor mehr beschrieben als erklärt wird. Einen materialreichen Überblick über die Anwendung des islamischen Rechts bietet der Artikel zu den Tendenzen der Rechtsentwicklung (K. Dilger).

Die Auswahl der Länder, in denen die politische Rolle des Islams analysiert wird, deckt die wichtigsten ab. Lediglich von den zwei Artikeln über Afrika südlich der Sahara wäre einer besser durch eine Länderstudie ersetzt worden. Die Beispiele aus den verschiedenen Ländern und Kulturkreisen haben das Verdienst, nachzuweisen, zu welchen Veränderungen, Einschränkungen und synkretistischen Umwandlungen es kommen kann, je nachdem in welchem historischen, sozio-ökonomischen und kulturellen Kontext der Islam sich ausbreitet. Das Vorführen dieser Variationsmöglichkeiten erfolgte in erster Linie durch die Studien über Afrika südlich der Sahara (J. Abun-Nasr und E. Dammann), das Horn von Afrika (G. Hasselblatt), Indien (Gräfin von Schwerin), Indonesien, Malaysia und die Philippinen (O. Schumann), UdSSR und Volksrepublik China (H. Bräker) sowie durch den im dritten Teil des Buches zu findenden Artikel über den Islam und lokale Traditionen (O. Schumann, A. Willms und L.F. Brakel). Bei jenen Ländern war es nicht möglich, sich — wie es für die Länder Türkei (K. Binswanger) und Ägypten (M. Muranyi) erfolgte — auf die Frage nach den säkularen und religiösen Prinzipien in Verfassung und Gesetzgebung zu konzentrieren. Über die Länder Afghanistan,

Pakistan und Bangladesh erfährt man vor allem, welche geistigen Auseinandersetzungen es zwischen und in den verschiedenen Richtungen und Sekten gegeben hat und gibt (D. Khalid). Unter Berücksichtigung der historischen Wurzeln des jeweiligen Islamverständnisses wird dessen Niederschlag in Verfassung und Gesetzgebung für die Länder Saudi-Arabien und Libyen (J. Reisner) begründet. Probleme der religiösen Legitimation der Verfassung angesichts verschiedener Glaubensrichtungen und Ethnien stellt T. Koszowski für Syrien und den Irak dar, während er für Jordanien die Notwendigkeit einer religiös-genealogischen Legitimation hervorhebt. H. Kruse weist in seinen Ausführungen über den Nordjemen auf die Kluft zwischen dem Islam in der Verfassung und dem »gelebten Islam« und deutet damit zugleich auf ein Problem, welches vorstehend genannte Studien betrifft: trotz einiger Hinweise auf die Existenz eines Volksislams erfährt man über die Bedeutung der Religion für die Bevölkerung wenig.

Für den Iran erklärt U. Steinbach den Anfangserfolg der »islamischen Revolution« damit, daß die »mullahs« eine Gefolgschaft in den Slums der großen Städte gefunden haben, die Durchsetzung des radikal fundamentalistischen Flügels der Islamisch-Republikanischen Partei gegenüber dem gemäßigten erscheint hingegen in seinen Ausführungen recht zufällig. Die Erklärung autokratischer und diktatorischer Züge der Herrschaft Khumainis mit islamischen Spezifika ist eher fragwürdig. Die soziale Realität ist der Ausgangspunkt der Darstellung des Maghreb und Westafrikas (P. v. Sivers). Er zeigt, daß der Islam Antworten auf die Probleme der Gegenwart gibt. Ob diese Antworten des Islams oder irgendeiner anderen Offenbarungsreligion auf die Dauer hinreichend sein werden, stellt er in Zweifel.

Von der sozialen Situation der Mehrheit der Muslime in den europäisch-amerikanischen Industriegesellschaften kann man Auswirkungen auf deren religiöses Bekenntnis erwarten. Wird dieses jedoch — wie in dem Artikel von D. Khalid über den Islam in der Diaspora in feuilletonistischer Manier mit all seinen Kuriositäten ausgebreitet, verliert man diesen Zusammenhang aus dem Blickfeld. A. Noth weist in seinem Artikel über die nichtmuslimischen Minderheiten nach, daß es keinen Automatismus gibt, der von einer religiösen Diskriminierung zu einer sozialen Unterprivilegierung führt.

Während dem städtischen Kleinbürgertum die Weiterentwicklung (bzw. Regression) des Salafiya-Islams, also des Gesetzesislams zur Ideologie der militant islamischen Gruppen zugeordnet wird (J. Reisner), besteht die Anhängerschaft des mystischen Islams vor allem aus der Landbevölkerung. F. De Jong betont, daß dies nicht allein mit dem geringen Bildungsgrad der Landbevölkerung zu begründen ist, sondern daß die sozialen Institutionen der mystischen Bruderschaften eine große Rolle dabei gespielt haben. Die von ihm formulierte Erwartung, daß mit zunehmender Institutionalisierung und Professionalisierung der mystischen Orden — wie dies in Ägypten versucht wird — sich ein »übernationaler Islam« auf mystischer Basis entwickeln könnte, kann aufgrund der historischen Erfahrungen nicht geteilt werden.

Folgt man den Ausführungen von W. Schmucker über die Sekten, sind von dieser Seite keine Impulse für die Rolle des Islams auf der politischen Ebene zu erwarten. Ein Resultat der Lektüre vorstehender Artikel wird sein, daß man sich über die Probleme und Schwierigkeiten internationaler islamischer Organisationen, die J. Reisner vorstellt, nicht mehr wundert.

Der letzte Teil des Buches, der von »Kultur und Zivilisation in der Gegenwart« handelt, korrigiert ein wenig den Eindruck der Unangemessenheit »islamischer Lösungen« für die Gegenwart. R. Wieland argumentiert, daß die kulturelle Selbstbehauptung nicht notwendig ein bloßer Rückgriff auf die Tradition sein muß, sondern sie kann auch in einem Erkunden und Erproben dessen bestehen, »was das Erbe unter veränderten historischen Bedingungen ... fürderhin bedeuten kann«. Der Nachweis von O. Jastrow, daß z.B. die türkische Sprache durch die Bereinigung von Arabismen verarmt, zeigt, daß das

durch den Islam vermittelte kulturelle Erbe auch für die Gegenwart nicht bedeutungslos geworden ist. Nach J.Ch. Bürgel wird in der gegenwärtigen Literatur die Volksfrömmigkeit als »beharrende Kraft und Hüterin humanistischer Werte« betrachtet. Dieses Erbe soll bei aller Hinwendung zu dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt bewahrt werden. Eine ähnliche Tendenz beschreibt und befürwortet M. Scharabi für die Architektur der Gegenwart: die Übernahme lokaler Bautraditionen für moderne Gebäude.

Nach der Lektüre des Buches drängt sich die Frage auf, ob die Rehabilitierung des Lokalen, des Volkstümlichen, des Religiösen unterhalb der staatlichen Ebene der einzig mögliche oder der einzig wünschenswerte Weg einer »Re-Islamisierung« ist.

Ludmilla Hanisch (Berlin/West)

Grandguillaume, Gilbert: Arabisation et politique linguistique au Maghreb. Mouton-Editeur, Paris 1983 (214 S., br., 62,- FF)

Arabisierung bedeutet die Einführung des Arabischen als Amts- und Schriftsprache im Bildungswesen, der Verwaltung und den Massenmedien der ehemals kolonisierten Länder Nordafrikas und des Nahen Ostens. Eine besonders große Rolle spielt sie für den Maghreb, den arabischen Westen, der die Länder Marokko, Algerien und Tunesien umfaßt. Hier erschwerte eine lange französische Kolonialherrschaft (1912-1956 für Marokko, 1830-1962 für Algerien und 1881-1956 für Tunesien) und die Existenz großer berberisch sprechender Minderheiten die Politik der Arabisierung in den unabhängigen Nationalstaaten.

Ausgehend von einer Darstellung der aktuellen sprachlichen Situation in den drei Ländern sucht der Autor nach Erklärungen für die geringen Erfolge der Arabisierung, die über eine Auflistung technischer und linguistischer Schwierigkeiten hinausgehen sollen. Seine These ist, daß der Staat, den er als wichtigsten Akteur der Arabisierung sieht, selbst eine umfassende Arabisierung verhindert. Das Französische bleibt bis in die Gegenwart dem Arabischen übergeordnet oder zumindest gleichrangig: Naturwissenschaften werden spätestens ab der fünften Klasse auf Französisch unterrichtet, Fernseh- und Radioprogramme zu mehr als einem Drittel auf Französisch gesendet. Dieses Phänomen des »Bilinguismus« ist zu erklären durch das Fortbestehen kolonialer Strukturen im nachkolonialen Staat, ein Sachverhalt, den Grandguillaume den »Geburtsfehler« des Nationalstaats nennt. Weil seine Existenzbedingung aber gerade auf dem Bruch mit der kolonialen Vergangenheit beruht, muß sich der Staat auch als solcher präsentieren. Diesem Zweck dient der Gründungsmythos, die Verherrlichung der Männer und Taten des Befreiungskrieges, zum anderen der Rekurs auf den Islam: »Mit dieser Legitimation durch den Islam erstrebt der Staat keine Umwandlung des Modernismus in Konservatismus, sondern eine Übertragung: er möchte, daß diese Legitimation den modernistischen Inhalt verdeckt, in dem das Wesen seiner Macht liegt. Auf dieser Ebene heißt Arabisierung, daß etwas durch den Islam anerkannt wird, was nicht islamisch ist, daß etwas auf Arabisch gesagt wird, was seiner Herkunft nach nicht arabisch ist.« (140)

Arabisierung wird also nur dort konsequent vorangetrieben, wo sie dem Legitimationsbedürfnis des Staates nützt, wie die Eingliederung der traditionellen Koranschulen in das öffentliche Bildungssystem 1968 in Marokko beweist. Hier ist Sprachunterricht direkt mit religiöser Unterweisung und Erziehung zum guten Staatsbürger verknüpft.

Diese instrumentalistische Arabisierungspolitik steht im Zentrum der Kritik von Grandguillaume. Sein Vorschlag ist, Arabisierung als Legitimationsmittel des Staates aufzugeben zugunsten eines linguistischen Pluralismus, der dem Französischen seinen Platz in der Vermittlung der europäischen Errungenschaften läßt, das Arabische als Schriftsprache gleichberechtigt daneben stellt und ihm eine besondere Funktion bei der Aneignung des nationalen kulturellen Erbes einräumt, schließlich die Dialekte und Berbersprachen als Medium der Alltagskommunikation, ohne sie zu schreiben oder zu un-

terrichten, unangetastet läßt. Von einer Anerkennung dieses dreifachen kulturellen Erbes (arabisch, berberisch, französisch) könnten nach Grandguillaume die Gesellschaften des Maghreb nur gewinnen.

In dieser Perspektive untersucht Grandguillaume die Durchführung der Arabisierung in den drei Ländern, ihre Vorkämpfer und Gegner, ihre Erfolge und Sackgassen. In diesen knapp und anschaulich geschriebenen Studien taucht Arabisierung als Begriff auf, der je nach der politischen Orientierung einer Gruppe oder Partei einen anderen Sinn erhält. »Verbreitung der Sprache des Koran« stellt Arabisierung in einen anderen Kontext als die »Förderung der arabischen Einheit«, während sozialistische Strömungen Arabisierung in ein Konzept zur »Demokratisierung der Gesellschaft« einzubinden suchen. Je nach diesen Diskursen, die auch innerhalb des Staatsapparats gegen- und nebeneinander existieren, kann Arabisierung stärker als Umbenennung oder Umstrukturierung des Bestehenden gefaßt werden. Die Gegner der Arabisierung treten selten explizit als solche auf, ihre Widerstände bleiben unausgesprochen, ja sie werden sogar aus dem Bewußtsein verdrängt (37). Hierbei unterscheidet Grandguillaume zwei völlig verschiedene Gruppen: 1. Vertreter der von europäischer Zivilisation und Kultur geprägten Kreise (die meist mit der Bourgeoisie und der technokratischen Elite in den Staatsapparaten zusammenfallen) konnotieren Arabisierung mit Reislamisierung und befürchten daher einen Rückfall in den »Obskurantismus« der vorkolonialen Periode. Sie schicken ihre Kinder bevorzugt auf Privatschulen, wo Französisch dominierende Unterrichtssprache ist. 2. Angehörige ländlicher Regionen mit starken eigenen Traditionen und berberischer Muttersprache beargwöhnen Arabisierung als Totengräber ihrer kulturellen Autonomie, wobei sich die Furcht vor einer Ausbreitung des städtischen Islam, die Abwehr einer nationalistischen Ideologie und das Aufbegehren gegen eine zentralistische Bürokratie überlagern (43).

Es hätte nahe gelegen, ausgehend von dieser Analyse des Materials Arabisierung als Kampffeld zu bestimmen, das durch das Aufeinandertreffen verschiedener gesellschaftlicher Widersprüche überdeterminiert ist. Statt dessen reduziert Grandguillaume alle diese Widersprüche auf den Gegensatz Staat (pouvoir) und Gesellschaft/menschliche Subjekte (société/sujets humains). Auch sein Politikvorschlag ist so gebaut: er setzt gegen den »Jakobinismus« der staatstragenden Eliten eine Art Populismus, der sich der Anrufungselemente von »kultureller Vielfalt« und »Autonomie« bedient und aus dem europäischen Kontext entlehnt ist. Er übersieht so die gesellschaftlichen Kräfte, die den linguistischen Pluralismus »von unten« bekämpfen und Arabisierung als Fortsetzung der Entkolonisierung begreifen. Eine solche Perspektive ist auch unverträglich mit der Vorstellung eines »Geburtsfehlers« der Nationalstaaten, ein Ausdruck, den Grandguillaume selbst mit der Erbsündenlehre der katholischen Kirche in Zusammenhang bringt und so wieder an einer entscheidenden Stelle seiner Theoriebildung auf europäische Denkmuster zurückgreift. Grandguillaumes Kritik der staatlichen Arabisierungspolitik als Legitimationsmittel bereitet keine Alternative vor, die besser zur Überwindung der Folgen des Kolonialismus und zur Bewältigung nachkolonialer Entwicklungshemmnisse geeignet ist.

Ulrich Mehm (Berlin/West)

Verfasser/innen

A: = Arbeitsgebiete; V: = Veröffentlichungen; M: = Mitgliedschaften

Anders, Günther, 1902; promovierte 1923 bei E. Husserl; Mitinitiator der internat. Anti-Atombewegung. V: *Der amerikan. Krieg in Vietnam oder philosophisches Wörterbuch heute*, in *Argument* 45 (1967); *Die Antiquiertheit des Menschen* (Bd.1: 1960; Bd.2: 1980); *Ketzereien* (1982). M: PEN Wien, Akademie d.Künste Berlin.

Andresen, Sünne, 1958; Studium der Soziologie. V: *Sexualisierung der Körper*, AS 90 (1980, Mitautorin); *Geschlechterverhältnisse*, AS 110 (1984, Mitautorin). A: Arbeiter- und Frauenbewegung, Gebärpolitik als Bevölkerungspolitik. M: SFB-Hamburg.

Balogh, István; Mitarbeiter des Inst. f. Gesellschaftswissenschaften beim ZK der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei (USAP). A: Historischer Materialismus und sozialistische Warenproduktion.

Bauer, Gerhard, 1935; Dr.phil., Prof. f. Deutsche Philologie an der FU Berlin. V: *Zur Poetik des Dialogs* (1969); *Borchert, Die Hundebäume* (Hrsg. 1980); *Oskar Maria Graf in seinen Briefen* (Mithrsg., 1984). A: Neuere dt. Lit. von Lessing bis Peter Weiss.

Böhm, Maria, Doktorandin (Erziehungswiss.) an der Univ. Frankfurt/M. A: Erziehungswiss., Konservatismusforschung. M: BdWi.

Brückner, Reinhard, 1923; Ev. Theologe, 1972-76 Leiter der Christl. Akademie im Südl. Afrika (Johannesburg), Ende 1976 verhaftet und ausgewiesen, seither mit Publikationen, Seminaren usw. über Südafrika beschäftigt; 1983-84 Mitgl. der *Grünen* im Hess. Landtag; seit 1984 freiberuflich.

Czipke, Gertrude, 1943; Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Germanistik.

Dietrich, Gabriele, 1943; Dr.theol., Prof. f. Theologie an der University of Madras (Indien), Mitbegründerin von »Christen für den Sozialismus«. V: *Tod und Jenseits in der aztekischen Religion* (Diss., 1972).

Fricke, Ronald, 1957; Studium der Germanistik und Philosophie, Speditionskaufmann.

Gdaniec, Claudia M., 1949; Doktorandin (Linguistik) an der TU Berlin. V: *Sprache und Konstituierung von Geschlecht*, in *Das Subjekt des Diskurses*, AS 98 (Mitautorin, 1983). A: Frauen und Sprache.

Gollwitzer, Helmut, 1908; D. theol., D.D., em. o. Prof. f. Ev. Theologie an der FU Berlin. V: *Die kapitalistische Revolution* (1973); *Krummes Holz — Aufrechter Gang* (1970); *Befreiung zur Solidarität* (1978); *Christentum / Demokratie / Sozialismus. Aufsätze*, SH 39 und 40 (1980).

Gransow, Volker, 1945; Hochschullehrer. V: *Kommunismusforschung* (1980); *Mikroelektronik und Freizeit* (1982); *Der autistische Walkman* (1985). A: Politische Kultur, politische Soziologie.

Grünefeld, Hans-Dieter, 1955; arbeitsloser Lehrer (Deutsch/Geschichte), Doktorand und Lehrbeauftragter (Literaturwiss.) an der Univ. Bremen. A: Kultur/Literatur und Arbeitsmigration. M: GEW.

Hanisch, Ludmilla, 1947; Dipl.-Soz., Doktorandin. A: Theorie und Praxis der kolonialen Expansion; Soziale Umstrukturierung in Nordafrika.

Hasselblatt, Olaf, 1958; studiert Musikwissenschaft in Hamburg. Mitarbeit bei der Volksuni Hamburg.

Haug, Frigga, 1937; Dr.phil.habil., wiss. Mitarbeiterin an d. Hochschule f. Wirtschaft u. Politik Hamburg; Hrsg. d. *Argument*, Mitglied der Frauenredaktion. V: *Argument-Sonderbände zur Automationsforschung* 7, 19, 31, 43, 55, 67, 79 (zus. mit Projekt Automation und Qualifikation, 1975ff.); *Frauenformen*, AS 45 (Hrsg., 1980), AS 90 (Hrsg., 1983); *Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik*, AS 110 (Mitautorin, 1984). A: Arbeit und Automation; Frauenforschung.

Haug, Wolfgang Fritz, 1936; Dr.phil., Prof. f. Philosophie an der FU Berlin. V: *Kritik der Warenästhetik* (1971, ⁸1983); *Bestimmte Negation* (1973); *Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«* (1974, ³1975); *Theorien über Ideologie* (Mitautor, ²1982); *Warenästhetik und kapitalist. Massenkultur I* (1980); *Der Zeitungsroman oder Der Kongress der Ausdrucksberater* (Realsatire, 1980); *Die Camera obscura der Ideologie*, AS 70 (Mitautor, 1984); *Pluraler Marxismus* (1985). A: Projekt Ideologietheorie. M: GEW.

Hauser, Kornelia, 1954; Studium der Soziologie. V: *Frauenformen 1 und 2*, AS 45 und 90 (Mitautorin, 1980 u. 1983); *Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik*, AS 110 (Mitautorin, 1984). A: Ideologietheorie, Subjekttheorie, Frauenbewegung. M: SFB Hamburg, *Argument-Frauenredaktion*.

Held, Jutta; Dr.phil., Prof. für Kunstgeschichte an der Universität Osnabrück. V: *Kultur zwischen Bürgertum und Volk*, AS 103 (Hrsg., 1983). A: Kunstgeschichte 17.-20. Jahrhundert.

Hennecke, Bernd, 1950; Studium der Volkswirtschaftslehre.

Hillach, Ansgar, 1934; Dr.phil., Lehrbeauftragter f. dt. Literaturwiss. und freier Schriftsteller. V: *Eichendorff, Werke* (komm. Gesamtausgabe, Hrsg., 1970ff.). A: Philosophie und dram. Literatur d. 20. Jh., Allegorik- und Emblemik-Tradition (Calderón, Eichendorff, Benjamin).

Jäger, Michael, 1946; Dr.phil. V: *Über Macht und Parteien*, in: *Marxismus und Theorie der Parteien*, AS 91 (1983); *Die Methode der wissenschaftlichen Revolution*, AS 137 (1985). A: Parteien, Neokorporatismus, Wissenschaftstheorie. M: GEW, DVPW.

Keupp, Heiner, 1943; Dr.phil., Prof. für Sozialpsychologie. V: *Abweichung und Alltagsroutine* (1976); *Psychoziale Praxis* (Mithrsg., 1982). A: *Sozialepidemiologie, Gemeindepsychologie, Sozialpolitik*. M: GEW, DGSP.

- Kirchberger, Petra*, 1962; Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und Soziologie. A: Nationalsozialismus, Sozialversicherung, Minderheiten, Frauenarbeit.
- Klinger, Gerwin*, 1955; Studium der Philosophie. M: ÖTV.
- Kohn-Waechter, Gudrun*, 1952; Studienass., Doktorandin. Studium der Germanistik, Politikwissenschaft, Philosophie, Religionswissenschaft. Promoviert über I. Bachmanns »Malina«. A: Methoden strukturaler Linguistik in der Literaturwiss.; Patriarchats-theorie.
- Lorenzen, Arnold, K.D.*, 1948; Studienreferendar. A: Philosophie in der Erwachsenenbildung.
- Mehlem, Ulrich*, 1957; studiert Islamwissenschaften an der FU Berlin. M: Friedensinitiative Wedding.
- Orozco, Teresa*, 1959; Studium der Philosophie an der FU Berlin.
- Paetow, Holger*, 1946; Dipl.-Kfm., Wiss. Mitarb. an der Hochschule f. Wirtschaft und Politik Hamburg. Mitarbeit an »Memoranden« der Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik. A: Wettbewerbs-, Monopoltheorie, Energiepolitik. M: BdWi, GEW.
- Paluch, Iris*, 1952; I. und II. Staatsexamen in Germanistik, arbeitet in der außerschulischen Jugendarbeit und Erwachsenenbildung. A: Literaturvermittlung und -aneignung.
- Petersen, Peter*, 1940; Dr.phil., Prof. f. Musikwiss. an der Univ. Hamburg. V: *Die Tonalität im Instrumentalschaffen von Béla Bartók* (1971); *Hamburger Jahrbuch für Musikwiss.* (Hrsg., 1974f.); *Alban Berg: Wozzeck* (1985). A: Musiktheater, Musik des 20. Jh. M: GEW.
- Rodejohann, Jo*, 1947; Dipl.-Pol., freier Publizist, Redakteur des *Argument*. V: *Rüstungsindustrie auf dem Weg in die Krise* (1985). A: Rüstungs- und Abrüstungsfragen.
- Röper, Ursula*, 1953; M.A. (Religionswissenschaft), Doktorandin an der FU Berlin. A: Antike Religion, Ethnographie des Mittelmeerraums.
- Rohmann, Josef A.*, 1952; Dr.päd., Dipl.-Psych. in einem psychiatrischen Langzeitkrankenhaus. V: *Entwicklung und Handlung* (1982). A: Sozialisation und Persönlichkeitsentwicklung; Handlungs- und Lerntheorie. M: BdWi und ÖTV.
- Rolf, Arno*, 1942; Dr.rer.pol., Prof. an der Hochschule Bremerhaven. V: *Mikropolis* (Mitauteur, 1985). A: Wirkungs- und Alternativenforschung zur elektronischen Informations- und Kommunikationstechnik. M: ÖTV.
- Schäfer, Alfred*, 1951; Dr.päd., Jugendbildungsreferent und Lehrbeauftragter. V: *Zur gesellschaftlichen Formbestimmtheit schulischer Sozialisation* (1978); *Disziplin als pädagogisches Problem* (1981); *Systemtheorie und Pädagogik* (1983). A: Allgemeine Pädagogik/Metatheorie der Erziehung, Sozialisationstheorie.
- Schlechtweg, Ralf*, 1960; Studium der Germanistik und Philosophie. M: ÖTV.
- Schubert, Volker*, 1952; Lehrbeauftragter an der Univ. Marburg. V: *Identität, individuelle Reproduktion und Bildung* (1984). A: Bildungstheorie, Identität und Kultur. M: GEW.
- Spieß, Gesine*, 1945; arbeitet in der politischen Bildung für Frauen und Erwachsenenweiterbildung (Gefangenearbeit). V: *Zum Rollenspieleinsatz in der Grundschule* (1982). A: Frauen/Politik, Literatur/Pädagogik. M: Fraueninitiative 6. Oktober.
- Stegemann, Wolfgang*, 1953; Dr.phil., päd. Leiter einer Erwachsenenbildungseinrichtung, Lehrbeauftragter an der Univ. Osnabrück. A: *Tätigkeitstheorie und Bildungsbegriff* (1983). A: Bildungstheorie, Entwicklungspsychologie, Didaktik der Erwachsenenbildung.
- Treeck, Werner van*, 1943; Dr.phil., Prof. an der Hochschule Bremerhaven, Mitarbeit in den Forschungsprojekten »Verwaltungsautomation« an der GH Kassel und »Automation und Qualifikation« an der FU Berlin, Redakteur des *Argument*. V: zur Industrie- und Verwaltungssoziologie, zur Allgemeinen und Kultursoziologie. M: ÖTV
- Volker, Eckhard*, 1948; Dr.phil., Studienrat. V: *Schriftsteller und Arbeiterbewegung* (1980); *Theorien über Ideologie* (Mitauteur, 1979); *Faschismus und Ideologie* (Mitauteur, 1980). A: Literaturtheorie, Ideologietheorie.
- Weingarten, Michael*, 1954. A: Geschichte der Physik und Biologie; Wissenschaftstheorie. M: BdWi.
- Zapata, Martha Isabel*, 1957; Lehrerin; z.Zt. Studium der Philosophie an der FU Berlin.

DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

JOURNAL FÜR SOZIALFORSCHUNG

10 '85

A. Steil: Selbstverwandlung und Ich-Opfer, Die Ethik des Klassenverrats

A. Raeithel: Intuitionen, Algorithmen und künstliche Intelligenz

W.F. Haug: Strukturelle Hegemonie

F. Deppa: Replik auf WFH

K. Kreimeier: Der Königsweg des Revolutionärs und die Ochsentour zurück

J. Krausse: Neue Medien und Kunst

8-9 '85

Th. Neumann: Angesichts einer offenen Tür. Ein ruhiges Land II

P. Furth: Frieden oder gerechter Frieden?

G. Fuchs: Johannes Bückler alias Schinderhannes

H.. Platschek: Als die Bilder hinken lernten

G. Fülberth: Die Union als Gegenstand der Betrachtung

WRL: Gegen einen zivilisationskritisch aufgeblasenen feministischen Idealismus

K.H. Tjaden: Bemerkungen zum Technikfetischismus von WRL

B. Booß/G. Pate: Notizen zur Analyse von IT-Wirkungen

1. Jg. 1985

3 '85

V. Schneider: Vom Demokratieideal zur Rekonstruktion traditioneller Machtformen

G. Lehmbruch: Sozialpartnerschaft in der vergleichenden Politikforschung

H.-J. Bodenhöfer/Fr. Ofner: Akademikerbeschäftigung, Arbeitsmarkt und Hochschulentwicklung

SWS-Meinungsprofile

Ecodata Wirtschaftspsychologie

Direkte Demokratie / Volksabstimmung und Volksbegehren im Spiegel der Meinungsforschung

R. Bauböck: Ausländische Arbeiter in Österreich

J. Bunzl über Leon Poliakov und Edmund Silberner

F. Knili über John Bunzl / Bernd Marin und Alphons Silbermann

P. Barth über Horst Afheldt

25. Jg. 1985

Erscheint monatlich (außer Juli/Aug.) — Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald — Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann — Organisation: Helga Bodenstab — Einzelheftpreis 15,- DM, Abo 12,- DM + Versandkosten — Düsseldorf: Debatte, Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1

Hrsg.: Sozialwissenschaftliche Studiengesellschaft, Redakt. Leitung u. f. d. Inhalt verantwortl.: Bernd Marin. Erscheinungsweise: Vierteljährlich — Einzelheft ÖS 95,-; Jahresabo: Institutionen, Bibliotheken ÖS 360,-; Einzelpersonen ÖS 300,-; Mitgl. wirtschafts- und sozialwissenschaftl. Berufsvereinigungen, Journalisten/Lehrer ÖS 240,-; Stud. ÖS 120,- — Redaktionsadresse: Maria-Theresien-Straße 9/8B, A-1090 Wien

Kommune

Forum für Politik und Ökonomie

links

Sozialistische Zeitung

9 '85

A.v. Gleich: Risiken und Probleme der Gen- und harten Biotechnologie

W. Hoss: »Produzenten tragen Mitverantwortung für Produktionsprozeß und Produkte«

Gewerkschafterkontroverse: Ende der Arbeitsteilung, Ende der Arbeitszeit? Auseinandersetzung mit Kern/Schumann-Thesen

Fuchs/Marti/Soldner: Neue deutsche Ostpolitik und mitteleuropäische Emanzipation

K. Voigt: Motive und Ziele der ersten und zweiten Ostpolitik der SPD. Eine Antwort

G. Koenen: »Für unsere und für Eure Freiheit«. Polnische Opposition diskutiert polnisch-deutsche Beziehungen

8 '85

V. Havel: Anatomie einer Zurückhaltung. Dissidenten und westliche Friedensbewegung

P. Lohaus: Neue Werte und radikale Bedürfnisse. Auseinandersetzung mit dem Postmaterialismus

3. Jg. 1985

Redaktion: M. Ackermann, G. Heinemann, M. Ibrahim-Knoke, J. Schmierer. — Monatszeitschrift. — Einzelheft 6 DM, Jahresabo 66 DM. — Kommune, Mainzer Landstraße 147, 6000 Frankfurt 11. — Vertrieb: Buchvertrieb Hager GmbH, Postfach 11 11 62, 6000 Frankfurt 11

9 '85

Kommentare

B. Heinrich: Nukem und Namibia

F.A. Oberlaender: Nürnberger Gesetze

D. Maier: Schuldnerstreik?

Schwerpunkt SPD

M. Ernst-Pörksen: »Ökologische Modernisierung«

Interview mit Iring Fetscher

Fragen an Ulf Skirke (Juso-Bundesvorsitzender)

Literatur

D. Wittenberg: Kein Nachruf auf Böll

H. Reinicke: Die Gebrüder Grimm

Internationales

A. Bolaffi: Grammatik des Terrorismus

R. Spiss: PCI in der Krise

Th. Mitschein: Brasiliens Weg in eine »neue Republik«

J.B. Hansen: Die Grünen in Dänemark

E.P. Thompson: Star Wars

Theorie

M. Horkheimer: Kampf und Gewaltlosigkeit

Regligionspsychologie

D. Claussen: Hans-Jürgen Krahl — Ein philosophisch-politisches Profil

17. Jg. 1985

Herausgeber- und Redaktionsadresse: Arbeitsgruppe Sozialistisches Büro, Postfach 591, Ludwigstr. 33, 6050 Offenbach 4. — Redaktion: N. Apostolidou, H. Burgwinkel (verantwortl.), M. Brumlik, D. Diner, R. Detobel, A. de Laurentiis, D. Claussen, J. Esser, H. Grun, J. Hirsch, J. Huhn, P. Lindloff, L. Lodovico, R. Pusch, F. Schneider, B. Spiss. — Erscheint monatlich. — Einzelheft 4 DM, Jahresabo DM 38 zuzgl. Versandkosten. Verlag 2000 GmbH, Postfach 591, 6050 Offenbach 4.

Prokla

Zeitschrift für politische Ökonomie
und sozialistisches Politik



60 '85

*Jalta — eine Kontroverse. Oral History.
Weltmarksamba*

K. Hänsch: Die deutsche Frage und Europa

F. Fehér/A. Heller: Osteuropa unter dem Schatten eines neuen Rapallo

W. Süß: »Rapallo«, Entspannungspolitik und Friedensbewegung. Eine Antwort auf F. Fehér und A. Heller

U. Herbert: Zur Entwicklung der Ruhrarbeiterschaft 1930-1960 in erfahrungsgeschichtlicher Perspektive

L. Niethammer: Wozu taugt Oral History?

R. v. Capelleveen: Die Transformation der metropolitanen Ökonomie. Karibische Migranten in New York City

G. Junne: Neue Technologien bedrohen die Exporte der Entwicklungsländer

K. Busch: Mythen über den Weltmarkt II — Über das schwierige Verhältnis der marxistischen Linken zum Weltmarkt (Eine Antwort auf Elmar Altvater)

16. Jg. 1985

Herausgegeben von der »Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V.« — Redaktion: E. Altvater, G. Gensior, Th. Hahn, S. Heimann, K. Hübner, Th. Hurtienne, L. Lappe, B. Mahnkopf, W. Spohn, M. Stanger, Ch. Watkinson. — Erscheint viermal im Jahr. — Einzelheft 15,- DM, im Jahresabo 12,- DM. — Rotbuch Verlag, Potsdamer Str. 98, 1000 Berlin 10. Redaktionsadresse: Postfach 100 529, 1000 Berlin 10

rote blätter

9 '85

Hochschule

HRG-Bilanz: Kaum zu spüren

HRG-Perspektiven: Wendepunkt

Neue Technologien: Computerbildung

9. Bundeskongreß des MSB: Diskussionsbeiträge

BdWi-Kongreß: Zukunft der Hochschule

Titel

Festvaleindrücke: Sonderflug nach Moskau

Abschlußerklärung: Mir, Drushba

XII. Weltjugendfestspiele: Einig für den Frieden

Internationales

Südafrika: Aufstand gegen Apartheid

BRD

Haushalt '86: Neue Armut

VII. Weltkongreß: Strategie des Widerstands

Bundesrepublik 2000: Das revolutionäre Subjekt

Frauen

Weltfrauenkonferenz: We are the world

Kultur

Heinrich Böll: Erinnerungsarbeiter und Hoffnungsträger

Hedonismus: Wege ins Schlaraffenland

15. Jg. 1985

Herausgeber: Bundesvorstand des MSB Spartakus. — Redaktion: J. Sommer (verantwortlich), E. Eckhardt, B. Hummler, H. Haller, D. Riechert (Gestaltung), O. Weber. — Erscheint monatlich. — Einzelheft 2,- DM. Jahresabo 19,50 DM — Redaktionsanschrift: rote blätter, MSB Spartakus, Postfach 2006, 5300 Bonn 1, Telefon (0228) 222054. — Verlag: Weltkreis-Verlags-GmbH, Brüderweg 16, 4600 Dortmund.

SOCIALISM IN THE WORLD

47-48 '85

A. Abdel-Malek: Seven Thesis on Peace, Independence and Socialism

M.I. Basmanov: Socialism and Peace

T. Iwinski: The Contradictions of the Modern World and the Problems of War and Peace

L. Mates: Non-Alignment, Socialism and Peace

M. Johnstone: Marxism and Wars between Socialist States

E. del Llano: Socialism and Topical Problems of War and Peace

K. Ohta: The Role of Socialist Nations in Achieving World Peace

G.G. Vodolazov: On the Relation between the Struggle for Peace and the Struggle for Social Progress and Socialism

L. Castellina: Quelques réflexions sur le débat au sein du mouvement de la paix «non aligné» d'Europe occidentale avec un accent particulier sur le problème Nord-Sud

O.A. López: Reagan's Policy towards Nicaragua and the Danger this Policy constitutes to World Peace

9. Jg. 1985

Editor: International Conference »Socialism in the World«, Cavtat, and IC »Kommunisto«, NIP Kommunist, Beograd, Yugoslavia. Auslieferung für BRD und Westberlin: Argument-Vertrieb, Tegeler Str. 6, 1000 Berlin 65. Preise wie Argument-Sonderbände AS (ca. 300 S.).

Zeitschrift für
Sozialistische Politik
und Wirtschaft



28 '85

Analysen

G. Heimann: Auf dem Wege zu einer europäischen Friedensordnung

N. Paech: 40 Jahre nach Potsdam - Ist die deutsche Frage noch offen?

O. Demele/W. Schoeller: Nachfrageorientierte Wirtschaftspolitik — zum Scheitern verurteilt?

H. Herr: Mit Keynes gegen den Nachfragekeynesianismus. Oder: Was hat Keynes in der heutigen sozialdemokratischen wirtschaftspolitischen Diskussion noch zu sagen?

U. Pausch-Gruber: SPD und Frauenfrage. Beitrag zur Programmdiskussion

»Anders arbeiten — anders leben«

U. Kremer: »Zukunft der Arbeit« — Zukunft der SPD

J. Zimmer: Welche Zukunft der Freizeit? Thesen zur Entwicklung des Verhältnisses von Arbeit und Freizeit

K. Renzelmann: Genossenschaften: Sozialistische Strategie oder individuelle Problemlösung?

V. Gransow: Die Massenmedien verschwinden. Vom fortgesetzten Strukturwandel der Öffentlichkeit

Dokumentation

J. Egert/M. Müller/H. Peter: Entwurf: Die Zukunft der Arbeit. Sozialdemokratische Reformen für eine menschenwürdige Gesellschaft

8. Jg. 1985

Hrsg. Detlev Albers, Heinz Albrecht, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Werner Loewe, Klaus Thüsing, Klaus-Peter Wolf. Redaktion: J. Blume, J. Günther, F. Heidenreich, K. Krusewitz, H. Raßmes, D. Scholz, A. Wehr, A. Westphal. spw erscheint in 4 Hefen jährlich, Jahresumfang 516 S. Einzelheft DM 9,80, im Jahresabo DM 7,— zuzügl. Postversand. Bestellungen über spw-Vertrieb, Tegeler Str. 6, D-1000 Berlin 65

TEXT+KRITIK

THEATERZEITSCHRIFT LEITFADEN ZEIT UND WERTE

Hefte für Theatertheorie u. -praxis

87 '85

Carl Sternheim

C. Sternheim: Einge Tagebuchblätter

Th. Buck: Das Ende des Dialogs. Zur Dramaturgie in den Stücken »Aus dem bürgerlichen Heldenleben«

W. Freund: Die Parodie in den Vorkriegskomödien Carl Sternheims

R.W. Williams: Kampf der Metapher. Ideologiekritik in Sternheims Nachkriegskomödien am Beispiel des »Nebbich«

B. Dedner: »Nun war's um ihn wie auf einem Jahrmarkt bunt«. Sternheims Erzählungen 1912 bis 1918

A. Hillach: »Hinrichtung« unter Schülern oder die Schwierigkeit, ja zu sagen. Eine Lektion in Sternheims »Chronik« von des zwanzigsten Jahrhunderts Beginn«

W. Wendler: Zum Briefwechsel von Carl und Thea Sternheim

B. Otte: Vita Carl Sternheim

R. Billesta: Auswahlbibliographie

13 '85

R. Bohn/U. Meyen-Skupin/E. Müller: Theater, Spektakel, Unterhaltung. Prolegomena zu einer »Spektakel-Theorie«

P. Simhandl: Karneval und Theater

H.-J. Bachorski: Propagandistische Spektakel — spektakuläre Propagandisten

M. Strzeletz: Der kleine Leitfaden für den Marktschreier. Beobachtungen von Verkaufs-»Spektakeln«

W. Weber-Panowsky: Staatstheater Kriminalgericht. Die Inszenierung des Straßens

M. Genähr/K. Johnson: Straßenvorführungen

K.H. Müller-Sachse: Fernsehshow. Wandel und Kontinuität

V. Gransow: Bilderzwang. Zur Warenästhetik von Videoclips

B. Brandi: Bühnenzauber. Spektakuläre Mittel in der Theaterproduktion

J. Hofmann: Zwischen Claudius-Effekt und Hekuba-Syndrom. Skizzen zu einer Hamlet-Inszenierung

F. Günther: Über den formalen Ausdruck dramatischer Texte und die Schwierigkeit der Übersetzung

Ch. Sutorius: Kabel und Kabale. Ein Geheimbund von Intendanten sucht Anschluß ans Kommerz-TV

L. Blum: Enge Horizonte. Zum Festival der Weltkulturen 1985

4. Jg. 1985

Herausgeber: H.L. Arnold; redaktionelle Mitarbeiter: I. Lauthen, E. Weiss. — Erscheint jährlich in 4 Hefen. — Abopreis 34,- DM zzgl. Versandkosten — edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

Herausgeber: Verein zur Erforschung theatraler Verkehrsformen e.V., Berlin. Redaktion: R. Bohn, B. Gruber, F. Iversen, U. Meyen-Skupin, E. Müller, P. Oltmanns, P. Roessler, R. Ruppert, G. Susen, E. Wack. — Erscheint vierteljährlich. Einzelheft 8,- DM. Jahresabo incl. Versand: 32,- DM, Stud.-Abo 28,- DM. Redaktionsadresse: TheaterZeitschrift, Großbeerenstr. 13A, 1000 Berlin 61

vorgänge

Zeitschrift für Bürgerrechte
und Gesellschaftspolitik

76 '85

Zeitfragen, Kommentare

J. Seifert: Landtagswahlen: Die GRÜNEN und die Bürgerrechte

W. Abendroth: Zum 60. Geburtstag von Heinz Brakemeier

W. Borm: Welchen Widerstand brauchen wir?

K. Vack: Mit Fesselballons gegen militärischen Tiefflüge

Ch. Strecker: Die Gesetze gehören allen — nicht nur den Juristen!

Vom Umgang mit dem 8. Mai

H. Sprenger: »Bitburg über alles«. Versöhnung oder psychologische Nachrüstung?

H. Noormann: Die neue Macht der alten Mythen

J. v. Soosten: Schuld und Versöhnung. Überlegungen zu theologischen Begriffen nach dem 8. Mai

F. Gleiß: Sackgasse Bergen-Belsen

U. Vultejus: Deutsche Beamte vor und nach 1945

B.C. Hesslein: Wie die Bundeswehr wurde, was sie ist

H.J. Wirth: Die langsame Aufhebung einer Verdrängung

G. Suhr: Ohne Rückfahrkarte. Von Verdun über Bitburg zu den Sternen

N. Mann: Das 21. Strafrechtsänderungsgesetz: »Besser kein Gesetz, als dieses Gesetz«

24. Jg. 1985

Herausgegeben vom Vorgänge e.V. in Zusammenarbeit mit der Gustav-Heinemann-Initiative, der Humanistischen Union und dem Komitee für Grundrechte und Demokratie. — Redaktion: Dieter Hoffmann. — Erscheint in der Regel zweimonatlich. Einzelheft 12,- DM (Doppelheft 18,- DM); Jahresabo 52,- DM zuzgl. Versand. — Verlag: Vorgänge e.V., Bräuhausstr. 2, 8000 München 2

Zeitschrift für Soziologie

3 '85

H. Haferkamp: Mead und das Problem des gemeinsamen Wissens

H. Kitschelt: Materiale Politisierung der Produktion. Gesellschaftliche Herausforderung und institutionelle Innovationen in fortgeschrittenen kapitalistischen Demokratien

B. Wegener: Gibt es Sozialprestige?

R. Dahrendorf: Soziale Klassen und Klassenkonflikt: Zur Entwicklung und Wirkung eines Theoriestücks. Ein persönlicher Bericht

K.R. Allerbeck/W.J. Hoag: Wenn Deutsche Ausländer befragen. Ein Bericht über methodische Probleme und praktische Erfahrungen

St.-M. Kühnel: Kausale Effekte oder Varianzzerlegung? Eine Anmerkung zu Dieter Holtmanns »Interpretation der Effekte in der multivariaten Modellbildung«

XI. ISA-Weltkongress in Neu Delhi, 18.-23.8.1986

»Berufspraktische Leistungsfähigkeit der Soziologie«. 4. Tagung für angewandte Soziologie des Berufsverbandes Deutscher Soziologen e.V., 2.-4.10.1985 in Wupertal 14. Jg. 1985

Hrsg.: Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld. - Herausgebergremium: H.-D. Evers, Chr. v. Ferber, Th. Luckmann, K.U. Mayer, W. Rammert. — Redaktion: R. Klima. - Erscheinungsweise: Vierteljährlich. - Einzelheft 28,80 DM, Jahresabo 90,- DM, Studentensabo 49,80 DM. Ferdinand Enke Verlag Stuttgart, Postfach 1304, 7000 Stuttgart 1

Soziologische Revue

Besprechungen neuer Literatur

Herausgegeben von Heinz Hartmann,
Friedhelm Neidhardt, Claus Offe, Johannes Weiß

Das Forum gründlicher und fairer Kritik –
pro Heft über 100 Besprechungen.

Erscheint vierteljährlich

Einzelheft DM 32,-, Jahresabonnement DM 104,-

Vorzugspreis für Studenten und für Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Soziologie
DM 58,- jeweils zuzüglich Versandkosten.

Inhalt Heft 4 / 1985

Essay

Hermann Lübke, Zeit-Verhältnisse
(Eckart Pankoke)

Heiner Geißler (Hrsg.), Ausländer
in Deutschland
(Michael Bodemann)

Sammelbesprechungen

Marx und kein Ende?
(Michael Buckmiller)

Die Aktualität Georg Simmels
(Hans-Joachim Lieber)

Analysen zum Terrorismus
(Erhard Blankenburg)

Einzelbesprechungen zu den Fachgebieten:

Soziologische Theorie – Methoden
– Arbeit/Beruf – Industrie/Betrieb
– Soziale Schichtung und Klassen
– Soziale Bewegung – Politik –
Sozialarbeit/Sozialpolitik – Kind-
heit/Jugend – Alter – Neue politi-
sche Ökonomie – Mikrosoziologie

Bereichsrezensionen zu den Themengebieten:

Jugend – Politik – Schule – Wirt-
schaft – Wissenschaftstheorie

Bitte fordern Sie ein Probeheft an!

R. Oldenbourg Verlag
Rosenheimer Straße 145
8000 München 80

Oldenbourg



SCHREIBEN Nr. 27/28

NEU

Frauen · Literatur · Forum

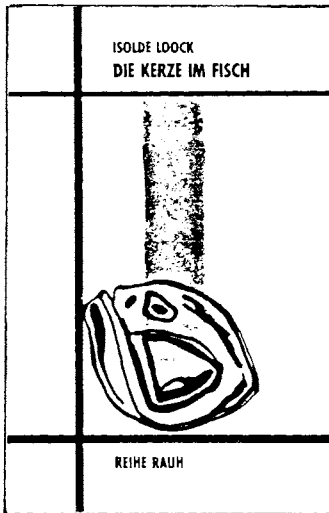
Jutta Heinrich
 Texte Analysen Portraits.
 Eine Auswahl

ca. 180 Seiten, 21,— DM

SCHREIBEN Nr. 26



Frauen · Literatur · Forum
 Eine Eskapade?
 oder
 Frauenprojekte/Projektfrauen
 112 Seiten, 14,— DM



REIHE RAUH

NEU

Isolde Loock .
 Die Kerze im Fisch.
 Kleine Prosa.

ca. 60 Seiten, ca. 10,— DM



Inge Backhaus
 Ein Wasser Ein Haus.
 Sätze.
 60 Seiten, 10,— DM

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Wodak, Ruth</i> : Hilflose Nähe? Mütter und Töchter erzählen. Eine psycho- und soziolinguistische Untersuchung (<i>C. Gdaniec</i>)	743
<i>Sollmann, Kurt</i> : Literarische Intelligenz vor 1900. Studien zu ihrer Ideologie und Geschichte (<i>A. Steil</i>)	744
<i>Sieß, Jürgen</i> (Hrsg.): Widerstand, Flucht, Kollaboration. Literarische Intelligenz und Politik in Frankreich (<i>E. Volker</i>)	746
<i>Tristan, Flora</i> : Meine Reise nach Peru (<i>Th. Bremer</i>)	747
<i>Bollenbeck, Georg</i> : Oskar Maria Graf (<i>G. Bauer</i>)	747
<i>Riemann, Wolfgang</i> : Das Deutschlandbild in der modernen türkischen Literatur (<i>H.-D. Grünefeld</i>)	748
<i>Schierlo, Heimke</i> : »Das alles für ein Stück Brot« — Migranteliteratur als Objektivierung des »Gastarbeiterdaseins« (<i>H.-D. Grünefeld</i>)	749

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Reisbeck, Günter</i> : Massenmedien und soziale Probleme (<i>H. Keupp</i>)	750
<i>Betz, Klaus, und Horst Holzer</i> (Hrsg.): Totale Bildschirmherrschaft? Staat, Kapital und »Neue Medien« (<i>P. Dippoldsmann</i>)	753
<i>Leitner, Olaf</i> : Rockszenen DDR (<i>V. Gransow</i>)	754
<i>Henze, Hans Werner</i> : Musik und Politik (<i>P. Petersen</i>)	756
<i>Kaiser, Joachim</i> : Mein Name ist Sarastro. Die Gestalten in Mozarts Meisteroper (<i>O. Hasselblatt</i>)	756

Soziologie

<i>Arbeitskreis Frauenfrage des IMSF</i> (Hrsg.): Emanzipation in der Krise? Materialien zur Lebenslage der Frauen (<i>F. Haug</i>)	757
<i>Spender, Dale</i> (ed.): Feminist Theorists. Three Centuries of Women's Intellectual Traditions (<i>F. Haug</i>)	759
<i>Meulenbelt, Anja</i> : Wie Schalen einer Zwiebel. Oder: Wie wir zu Frauen und Männern gemacht werden (<i>K. Hauser</i>)	760
<i>Sayers, Janet</i> : Biological Politics. Feminist and Anti-feminist Perspectives (<i>S. Andresen</i>)	762
<i>Riese, Katharina</i> : In wessen Garten wächst die Leibesfrucht? Das Abtreibungsverbot und andere Bevormundungen (<i>G. Czipke</i>)	763
<i>Trallori, Lisbeth</i> : Vom Lieben und vom Töten. Zur Geschichte patriarchaler Fortpflanzungskontrolle (<i>P. Kirchberger</i>)	765

Erziehungswissenschaft

<i>Bohnsack, Fritz</i> (Hrsg.): Sinnlosigkeit und Sinnperspektive (<i>E. Volker</i>)	766
<i>Rössner, Lutz</i> : Reflexionen zur pädagogischen Relevanz der praktischen Philosophie John Stuart Mills (<i>A. Schäfer</i>)	768
<i>Rössner, Lutz</i> : Die Pädagogik der empiristischen-utilitaristischen Philosophie Englands im 19. Jahrhundert (<i>A. Schäfer</i>)	770
<i>Nahrstedt, Wolfgang, u.a.</i> (Hrsg.): Freizeitdidaktik. Vom lehrerzentrierten Unterricht zum selbstorganisierten Lern-Environment (<i>V. Schubert</i>)	771
<i>Müller-Wichmann, Christiane</i> : Zeitnot. Untersuchungen zum Freizeitproblem und seiner pädagogischen Zugänglichkeit (<i>V. Schubert</i>)	771

Psychologie

<i>Rosenfeld, Uwe</i> : Der Mangel an Sein. Identität als ideologischer Effekt (<i>R. Fricke</i>)	774
<i>Erdheim, Mario</i> : Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit (<i>U. Röper</i>)	775
<i>Marotzki, Winfried</i> : Subjektivität und Negativität als Bildungsproblem (<i>A.K.D. Lorenzen</i>)	777
<i>Ciampi, Luc</i> : Affektlogik. Über die Struktur der Psyche und ihre Entwicklung. Ein Beitrag zur Schizophrenieforschung (<i>J.A. Rohmann</i>)	779

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Albrecht, Ulrich, u.a.</i> (Hrsg.): Weltpolitik. Jahrbuch für internationale Beziehungen (<i>J. Rodejohann</i>)	780
<i>Ende, Werner, und Udo Steinbach</i> (Hrsg.): Der Islam in der Gegenwart (<i>L. Hanisch</i>)	782
<i>Grandguillaume, Gilbert</i> : Arabisation et politique linguistique au Maghreb (<i>U. Mehlem</i>)	784

Summaries

Michael Jäger/Gudrun Kohn-Wächter: Carmen and Revolution

Bizet's opera »Carmen« (1875) stores in the first place the revolutionary impulses of the Paris Commune of 1871. Against the backdrop of the relation between the sexes this major topic is revealed by Carmen's attempts to find a revolutionary answer to male desire. The authors support their thesis with a detailed interpretation of score and libretto as well as with placing the work into the context of opera and music in general.

Kornelia Hauser: CDU and the Women's Movement

Recent conservative policy on women's issues raises the question: Are conservatives the new feminists or is the women's movement conservative? Hauser argues that the CDU successfully addressed such women's issues as the equivalence between wage labor and house work, aiming, however, at further individualization and privatization of women's work. Thus, she conceives of this conservative feminist policy as a challenge to the women's movement, which needs to be attacked.

Gabriele Dietrich: Perspectives of a Feminist Theology

Gabriele Dietrich develops perspectives of a feminist theology. Starting from a feminist exegesis, she reads the Bible as a book of women's liberation. In analysing the Old Testament, she searches the position of women in Ancient Israel. The Fall is regarded as the beginning of men's domination over women. Jesus, on the other hand, stands for the integration of the so called male and female qualities and therefore for the end of women's oppression. In analysing several episodes of the Bible Dietrich shows that Christians have to choose between the integrated model »Jesus« or the Pastoral Letters that depict women under the control of men.

Reinhard Brückner: Government Terror and Liberation Struggles in South Africa

The specificity of the present situation is marked by a combination of several conflicting factors: the militant activities on the part of blacks, the state terror and an integrationist reform policy which aims at the relatively well-off portion of the black population. Only a consequent policy of embargoes on the part of the West (in particular the Federal Republic) could help the people in South Africa.

Jutta Held: How do Political Effects of Pictures come about? The Example of Picasso's »Guernica«.

Some general conclusions about the political effects of pictures might be drawn from the history of Picasso's painting »Guernica«: A political effect does not emanate from an isolated work of art; a political culture is required within which it can be interpreted as a symbol. — The political effectiveness is not determined unequivocally by the fact that a work of art is, both as regards content and form, incorporated within a particular political tendency or strategy. The semantics of the work can be conceived in a more generalised way as in the case of »Guernica«. The political significance of a work of art is never given once and for all; it does not have a fixed ontological status, but must be reaffirmed and fought for.

Holger Paetow: Homo oeconomicus academicus, or: Market Oriented Concepts in »Hochschulpolitik«

The main intention of west-german education and science policy is to reinforce competition and market-like elements in both, university education and research. This intention is theoretically founded on some patterns of economic theory, which try to explain any human behavior in terms of rationality, individualism and economic decision theory. The article is to show that this approach uses a tautological and therefore meaningless notion of rationality and even neglects basic findings of competition theory.

István Balogh: Socialist Commodity Production and Marxism

The production of commodities is not an element alien to socialism but a necessary relation of production. It is based on the specific form of separation of the direct producers from the means of production, which are owned by the state. The statist separation between owner and producer, between private man and political subject finds its legitimation in the historical necessity to develop the productivity of labour in the relatively underdeveloped socialist countries.

Buchhandlungen

die das Argument-Verlagsprogramm vollständig am Lager haben

- Aachen: babula Buchhandlung, Pontstr. 133; Tel.: 0241/27555
- Augsburg: »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel.: 0821/579173
- Berlin 12: Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel.: 030/3134017
das europäische buch, Knesebeckstr. 3; Tel.: 030/3135056
Buchhandlung Kiepert, Hardenbergstr. 4-5; Tel.: 030/310711
- Berlin 19: Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel.: 030/3417432
- Berlin 33: das europäische buch, Thielallee 32; Tel.: 030/8324051
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel.: 030/8315089
- Berlin 41: Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel.: 030/8511509
- Berlin 62: Elwert & Meurer, Hauptstr. 101; Tel.: 030/784001
- Bochum: Politische Buchhandlung, Unistr. 26; Tel.: 0234/300266
- Bremen 1: Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel.: 0421/72073
- Dortmund: Buch International, Königswall 22; Tel.: 0231/140880
- Duisburg: buchladen kollektiv gmbh, Oststr. 194; Tel.: 0203/372123
- Essen: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel.: 0201/231923
- Frankfurt: Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel.: 0611/775082
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräferstr. 77; Tel.: 0611/777303
- Fulda: SOFA, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/74934
- Hamburg: ARGUMENTE, Durchschnitt 21; Tel. 040/453680
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel.: 040/449778
Buchladen Gegenwind, Grindelhof 45; Tel.: 040/453801
Internationale Buchhandlung, Johnsallee 67; Tel.: 040/4104572
- Hannover: Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel.: 0511/17173
- Kassel: Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel.: 0561/1564
ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel.: 0561/77704
- Köln 41: Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel.: 0221/420214
- Krefeld: Der andere Buchladen, Dionysiusstr. 7; Tel.: 02151/66842
- Marburg: Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel.: 06421/24787
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; 06421/6366
- München 40: BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel.: 089/280952
- Münster: Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel.: 0251/51414
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel.: 0251/44926
- Oldenburg: Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Kurwückstr. 14/15; Tel.: 0441/13949
- Schwerte: Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel.: 02304/80033
- Stuttgart: Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 14; Tel.: 0711/223287
- Tübingen: aktion politischer buchladen, Nauklerstr. 20; Tel.: 07071/52929
- Wuppertal 1: Sisyphos — Der andere Buchladen, Friedrichstr. 1; Tel.: 0202/442036
- Schweiz: Bern: Münsterergass-Buchhandlung, Münsterergasse 41; Tel.: 031/228218
Zürich: Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft,
Froschaugasse 7; Tel.: 01/2512674
- Niederlande E.R. Ruward B.V., Spui 231, NL-2511 BP Den Haag; Tel.: 070/658755
- Osterreich Wien 1: Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel.: 0222/433221
Wien 10: Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel.: 0222/421234